Der Hohenstaufer Ausgang

Wilhelm Jensen

3451
.7

Library of
Princeton University.
Presented by
FREDERIC V. SCHAEFFLER '17

Der Hohenstaufer Ausgang.

PRESENTED TO
PRINCETON UNIVERSITY
BY
FREDERIC V. SCHAETTLER, 1917

Digitized by Google

Der
Hohenſtaufer Ausgang.

Geſchichte und Dichtung

von

Wilhelm Jenſen.

Dresden und Leipzig,
Verlag von Carl Reißner.
1896.

Digitized by Google

Seiner Hoheit,

dem

Herzog Georg von Sachsen-Meiningen.

(RECAP)
3461
.7
.347

585504

Digitized by Google

Dir Herr, dem heutigen Erben Margaretes,
Der Kaiſertochter fernentſchwundener Zeit,
Als Deiner großen Stauferahnherrn ſpätes
Gedächtnißblatt ſei Dir dies Buch geweiht.
Denn ob Geſchlecht und Namen Dir verleihe
Der alte Väterſtamm, dem Du entzweigt,
Ihr eigen nennt Dich auch die Lebensreihe,
Die von den Staufern zu uns niederſteigt.

Und mich gemahnt's, gleichwie von Alpenfirnen
Ein Strom mich grüßt in lebensgrünem Thal;
Gleichwie ein Gruß von mächtigen Geſtirnen,
Die nachterhellend flammen, Strahl um Strahl.
Und mich gemahnt's, o Herr, aus Deinen Zügen,
Dem Blick der Augen, Deinem Silberbart —
Ja, manchmal will's erfaſſen mich, als trügen
Vom alten Blute ſie wohl Stauferart.

Doch um Dein Bild noch legt beſond're Helle
Mir dieſer Tag: Von Schatten unberührt,
In Kraft des Lebens ſtehſt Du an der Schwelle,
Die in den Saal der hohen Jahre führt.
So mögen ſonnig ſie Dich fortgeleiten
Langhin noch auf dem Weg, der vor Dir liegt!
Ein Höherſteigen iſt's, kein Abwärtsſchreiten,
Wo „jene Jugend" blieb, „die nie entfliegt."

2. April, 1896.

Digitized by Google

Digitized by Google

Was niemand ſchrieb, das meldet euch der Dichter.
Wo Dunkel ſich auf lang Verſchollenes ſtreckt,
Hellt er die Nacht; verworrener Kunde Schlichter,
Entwirrt er deutend ſie. Vom Schlaf erweckt
Die Todten er, verkündet als Berichter,
Was ihre Bruſt dem Blick ihm aufgedeckt.
Im Zwange frei, belebt er zum Gedichte
Mit warmem Menſchenherzſchlag die Geſchichte.

I.

Grad' um die Halbſcheid des 13. Jahrhunderts war zu Fiorentino in Apulien der große Staufenkaiſer Friedrich der Zweite in den Armen ſeines Lieblingsſohnes Manfredi aus dem Leben geſchieden. Und nach den Verſicherungen des heiligen Vaters Innocenz des Vierten, wie der Mehrzahl aller katholiſchen Kirchenhäupter war er gradeswegs, wie einſt Dietrich von Bern in die Hölle gefahren. Denn er hatte geſagt, die Welt habe drei große Betrüger gehabt, mit Namen Moſes, Jeſus und Mohamed.

Der Papſt Innocenz lebte noch, nicht in Rom, ſondern ſeit fünf Jahren lateranflüchtig zu Lyon in Frankreich. Von dort hatte er vergeblich Haß und Abſcheu der Menſchen, Fluch und Verdammniß des Himmels auf das „Ungeheuer Friedrich" herabbeſchworen. Nun ſchrieb er in die Welt hinaus: „Jubeln ſollen die Himmel, frohlocken ſoll die Erde!"

Digitized by Google

Doch ſeine heilige Freude leuchtete noch nicht in ungetrübter Klarheit. Im Deutſchen Reich war Friedrichs zweitälteſter Sohn, ſchon als Knabe von vielen weltlichen und auch einigen geiſtlichen Fürſten zum „römiſchen König“ erwählt, jetzt als Kaiſer Konrad der Vierte an die Stelle ſeines Vaters getreten. Doch nicht unbeſtritten.

Um fünf Jahre zuvor hatte Innocenz in einer Kirchenverſammlung zu Lyon den Bannfluch Gregors des Neunten wider Friedrich erneuert, dieſen ſeiner Kronen und Würden verluſtig erklärt, das geſammte deutſche Volk zur Empörung gegen ihn, die deutſchen Fürſten zur Wahl eines neuen Kaiſers aufgefordert. So war der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen von den Welfen, den Anhängern des Papſtes, zum Oberhaupt des Reiches ernannt worden, doch ohne es zu werden. Nach einigen Vortheilen, die er anfänglich gegen Konrad, den Stellvertreter Friedrichs in Deutſchland, errungen, ſtarb er in Folge eines Sturzes vom Pferde ſchon neun Monate nach ſeiner Erwählung auf der Wartburg als Letzter ſeines alten Geſchlechtes.

Innocenz aber raſtete nicht, ſtellte einen neuen Gegenkaiſer in dem Grafen Wilhelm von Holland auf, den die rheiniſchen Erzbiſchöfe von Cöln, Mainz und Trier zum „römiſchen König“ erwählten. Von den großen weltlichen Reichsfürſten trat, ſo lange Friedrich der Zweite lebte, keiner zu ihm über, und es gelang

Digitized by Google

ihm nicht, weiter als am Unter- und Mittelrhein Anerkennung zu gewinnen. Man benannte ihn vielfach den „Pfaffenkönig"; nur die Wahrheitskundigkeit Innocenz des Vierten erklärte vor der Welt, daß die Wahl Wilhelms durch einstimmigen Entscheid aller Fürsten des Reiches rechtmäßig erfolgt und von ihm bestätigt worden sei. Einer der letzten unter den „Minnesängern", der „Meister Sigeher" sang, auf Innocenz und die deutschen Kaiser bezüglich:

„er sezzet si uf, er sezzet si abe,
Nach der habe
Wirfet er si hin und her als einen bal."

* * *

Nun war Kaiser Friedrich gestorben, ihm schon vorangegangen sein ältester Sohn Heinrich, den er fünfzehn Jahre zuvor als Reichsverweser in Deutschland eingesetzt; der sich gegen ihn empört gehabt, besiegt und in Apulien für den Rest seines Lebens in Haft gehalten worden. Ein Sohn Heinrichs lebte, Friedrich, durch letzte Verfügung seines kaiserlichen Aeltervaters zum Herzog von Oesterreich und Steiermark ernannt.

Zwei Söhne aus rechtmäßigen Ehebündnissen hatte Friedrich hinterlassen, Stiefbrüder: Kaiser Konrad den Vierten und Heinrich, dem verstorbenen ältesten Bruder gleichbenannt. Konrad war mit Elisabeth von Wittelsbach, Tochter Herzogs Otto des Erlauchten von Baiern-Lands-

hut vermählt. Das Haus Wittelsbach war dadurch aus einem Gegner der Staufer zum Anhänger derſelben geworden.

Doch noch zwei vor der Welt weitbekannte Nachkommen dankten Kaiſer Friedrich ihr Leben; namenlos unbekannte noch manch' andere. Er hatte viel geliebt, es war Stauferblutes Art.

Der erſte, nach einem von ihm über die Lombarden errungenen glänzenden Sieg von ſeinem Vater zum König von Sardinien erhoben, trug eigentlich gleichfalls den Namen Heinrich oder Heinz, ward indeß bis an ſein Lebensende, wahrſcheinlich nach einem italieniſchen Koſenamen ſeiner Kindheit, ausſchließlich Enzio benannt. An welchem Ort und in welchem Jahr er geboren, ob ſeine Mutter eine Deutſche oder eine Italienerin geweſen, liegt im Dunkel; bei vielen galt er als ein Sohn der ſchönen Gräfin Bianca Lancia aus dem alten Geſchlecht der Markgrafen von Buſca. An ihr hatte das Herz Friedrichs von allen am meiſten in Liebe gehangen, und jedenfalls hing es mit ſolcher auch an Enzio, von deſſen hohen Geiſtesgaben, Muth, Tapferkeit und ſeltener Mannesſchönheit der Ruf in alle Lande ging. Doch im Mai des Jahres 1249 gerieth er, noch nicht dreißigjährig, in einer Schlacht am Flüßchen Foſſalta durch Verhängniß in die Gefangenſchaft der mächtigen Stadt Bologna. Vergeblich mühte Friedrich ſich in ſeinem letzten Lebensjahr, ihn durch einen Austauſch zu befreien,

rüſtete ſich dann zur Belagerung und Erſtürmung der Stadt. Aber ſein Tod, wohl durch Kummer und Sorge um den geliebten Sohn mit beſchleunigt, verhinderte die Ausführung. König Enzio blieb hülflos in feſtem Gewahrſam zu Bologna.

Unzweifelhaft war Bianca Lancia die Mutter eines jüngeren Bruders oder Halbbruders Enzio's, Manfredi genannt, den Friedrich aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit als von legitimer Geburt erklärte. In ſeinem Teſtament ernannte er Manfredi zum Fürſten von Tarent, ſetzte ihn für den Fall, daß die beiden Halbbrüder deſſelben, Konrad und Heinrich ohne Nachkommen ſtürben, zum Erben ſeiner Kronen in Deutſchland und Italien ein.

Manfredi zählte beim Tode ſeines Vaters erſt achtzehn Jahre. Seinem Bruder Enzio ähnlich, verband er leiblich und geiſtig das italieniſche Erbtheil ſeiner Mutter mit echteſter Stauferart; die Geſchichte aller Völker weiß von wenig Fürſten zu berichten, welche die Natur mit gleichen glänzenden Vorzügen begabt. Trotz ſeiner Jugend ſchon die Kraft und Einſicht eines Mannes bewährend, erwies er ſich ſo weiſe, wie tapfer und von kühnſtem Wagemuth. Sein Sinn flog adlergleich nach höchſten Zielen, doch unverbrüchlich beſchied er ſich unter das Vorrecht und die Oberhoheit ſeines kaiſerlichen Halbbruders, ſtand zu dieſem, ungeachtet mancher

ihm von Konrad zugefügten Geringschätzung und Kränkung, mit voller Hingabe und deutscher Treue. Weltklug und scharfblickend in allen Dingen der Staatskunst, war er ein freier Denker wie sein Vater, dabei gleich seinem Bruder Enzio ein Dichter, fein an Sitten, und lebensfreudig-frohsinnigen Gemüths. Von der vielfältigen Mitgift seiner Zeit, Arglist, gewissenloser Selbstsucht und Grausamkeit hatte er nichts empfangen; zur Großmuth und zum Verzeihen ihm angethaner Unbill bereit, neigte sein Herz zur Milde und menschlicher Theilnahme auch bei seinen schonungslosesten Gegnern. Als Erbe trug es in sich, wie das seines Vaters schnell und heiß von Liebe ergriffen zu werden; sein Lebensbeschreiber Nicolao de Jamsilla stellt ihn dar, „daß an ihm nichts herrlicher gedacht werden könne". „Das Ebenbild seines Vaters, sei Manfredi, obwohl jener mehrere hochbegabte und ruhmwürdige Söhne hinterlassen, doch der wahre Erbe Kaiser Friedrichs und der in Wahrheit zum Nachfolger desselben Berufene".

Das Deutsche Reich aber litt schwer unter einem heißen Drang, der sich mehr und mehr mit fiebernder Uebergewalt des Staufergeschlechtes bemächtigt hatte. Gering galt diesem seine deutsche Krone gegen die seiner Länder im fernen Süden, Neapels und Siciliens, die der Sohn Friedrich Barbarossas und Vater Friedrichs des Zweiten, Kaiser Heinrich der Sechste durch seinen

Eheſchluß mit Conſtantia, der Erbtochter des Königs Roger von Sicilien an ſein Haus gebracht. Die ſiciliſche Krone leuchtete mit funkelnd höchſtem Glanz über dem Scheitel der Staufer, doch ſie glich der Märchenkrone einer Schlangenkönigin, die das königliche Haupt umwand und unter gleißendem Schein den Giftzahn barg, das mächtige Geſchlecht mit unheilbarem Siechthum zu verderben. Auch eine glühende Leidenſchaft im ungeſtümen Blut war's, welche die Abkommen von der ſchwäbiſchen Burg Friedrichs von Büren, des Stammvaters der Hohenſtaufer, aus den dunklen deutſchen Wäldern unwiderſtehlich in's heiße, ſonnenglitzernde Südland hinüberzog. So ritten ſie erzumpanzert an der Spitze ihrer eiſenumklirrten Ritter aufwärts am Inn, in die wildklaffenden Alpenſchrunden hinein, zum Brennerpaß empor und in's Etſchthal hinab. Dort — in Brixen, Bozen, Novereto — hielten ſie letzte deutſche Raſt —

* * *

„Hier laßt uns Raſt noch halten einen Tag,
Im reichen Graſe hier die Roſſe weiden!
Vom Eiſen wollen wir die Bruſt entkleiden
Zu freiem Athem. Auf uns harren mag
Die Etſch mit ihren winkend weißen Lootſen;
Noch einen Tag laßt raſten uns in Bozen!

„Dort unten dorrt der nackte Felsengrat,
An dem die Viper kauert; Feuerblüthen
Wirft aus der Erde Schooß, und Fieber brüten
Im heißen Wüstenwind am Pestgestad'. —
Hier labt die Sonne noch, hier weht von Matten
Noch reine Luft, hier ist noch Waldesschatten.

„Dort unten gleißen Sammt und Goldbrokat,
Und heimlich lauernd hüllt den Dolch die Seide;
Der Becher funkelt, und im Kelchgeschmeide
Birgt Gift sein Trunk, sein Schenk im Mund Verrath. —
Hier grüßt noch schlicht das Wams, daß er erfreue
Noch glänzt der Wein, hier ist noch deutsche Treue.

„Mit jedem Zug, der aus dem Bergeshort
Mich abwärts führt, wird mir die Seele banger.
Es schwillt mein Herz, wie trunkenen Blutes schwanger —
Als harre meiner die Geliebte dort,
So drängt die Sehnsucht mich, im Flug zu hasten —
Laßt einen Tag uns noch in Bozen rasten!"

Es lag von Alters auch im Blut der Staufer, was sie dachten und fühlten, als Dichter auszusprechen.

* * *

Schon Friedrich der Zweite, auf Sicilien geboren, Sohn einer italienischen Mutter und von ihr nach dem frühen Tode seines Vaters erzogen, war fast mehr Südländer als deutscher Nordländer gewesen, während seiner achtunddreißigjährigen Herrschaft nur dann und wann, zuletzt kaum mehr nach Deutschland gekommen. Ein Jahr nach seinem Tode verließ sein Sohn, Kaiser Konrad der Vierte, über die Alpen ziehend, das Deutsche Reich, um es überhaupt nicht wieder zu betreten.

Wie die Staufer ein leicht und oft von Liebe entflammtes Herz beſaßen, war das des heiligen Vaters Innocenz des Vierten ganz von einer andern Leidenſchaft ausgefüllt, von einem einzigen ungeheuren Haß. Nach dem Vorbild des alten Jehovah haßte er das ſtaufiſche Geſchlecht bis in's vierte Glied, alle Anſtrengung ſeines Lebens richtete ſich darauf, es zu verfolgen und zu vernichten. Seine größten und gefährlichſten Gegner ſuchte er in den Staufern zu verderben, doch ſtärker faſt noch trieb ihn dazu, wie mit einem Stachel, ingrimmiger menſchlicher Haß. Nun wandte dieſer ſich gegen die Nachkommen Friedrichs, vor allen gegen Konrad und Manfredi.

So lange Friedrich der Zweite gelebt, waren alle Bemühungen Innocenz', dem durch ihn aufgeſtellten Gegenkönig Wilhelm von Holland Geltung in Deutſchland zu verſchaffen, umſonſt geblieben. Jetzt aber hatte die Lage der Dinge ſich mannigfach verwandelt.

Konrad verließ Deutſchland, nach dem Süden Italiens zu gehn; es lag in der Natur der Sache, daß die Machtübung ſeiner Perſönlichkeit auf die deutſchen Fürſten weitaus nicht derjenigen ſeines gewaltigen Vaters gleichkam. König Wilhelm jedoch vermählte ſich mit Eliſabeth, der Tochter des Herzogs Otto von Braunſchweig, eines der Oberhäupter der welfiſchen Partei in Deutſchland, und errang ſeiner, bisher nur dem

Namen nach eingenommenen Stellung dadurch einen hochbedeutſamen Vorſchritt. Bald nach der Hochzeit fanden ſich der Herzog Albrecht von Sachſen und der Markgraf Otto von Brandenburg in Braunſchweig bei ihm ein, um ſeiner Erwählung zum römiſchen König jetzt ihre Zuſtimmung auszuſprechen; der König von Böhmen that von Prag her das Gleiche und ſandte ihm koſtbare Geſchenke. Norddeutſchland ſtand nun, im Verband mit den rheiniſchen Erzbiſchöfen, gegen die Stauſer zur Sache König Wilhelms, deſſen Zeit gekommen ſchien, wirklich die Herrſchaft im Reich zu erlangen. Er begab ſich zu Innocenz nach Lyon, der ihn zum Führer eines Kreuzzuges gegen Konrad den Vierten beſtellte. Doch fand er in Frankreich keine Beihülfe. Im Gegentheil ſprach die Königin Blanca, die in Abweſenheit des Königs Ludwig das Regiment führte, jeden ihrer Unterthanen, der ſich das päpſtliche Kreuz wider Konrad anheften laſſe, ſeines Hab und Guts verluſtig. Wer für den Papſt ſtreite, möge vom Geld deſſelben leben, gehen und nicht wiederkehren.

König Wilhelm ging nach Deutſchland zurück, Innocenz aber brach jetzt nach ſechsjährigem Aufenthalt von Lyon auf, um ſeinen Sitz wieder in Rom einzunehmen. Doch gelangte er durch vielfache Verkettung von Umſtänden vorerſt noch nicht dorthin, ſondern blieb geraume Zeit auf dem Bergthron der hoch über dem

Beginn des Tiberthals ragenden alten Etruskerſtadt Perugia. Von hier entſandte er den Cardinal Hugo als Legaten an den König Wilhelm mit der Aufforderung, dieſer möge nach Rom kommen, um von der Hand des Papſtes ſeine Krönung zum deutſchen Kaiſer vollziehen zu laſſen. Kirchenbann und Acht wiederholte Innocenz gegen Konrad und Manfredi, alle Blutsverwandten und Anhänger des ſtaufiſchen Geſchlechts.

Daraufhin bemühte ſich König Wilhelm, eine Heermacht zu rüſten, um den alten Römerzug der deutſchen Kaiſer neu in's Werk zu ſetzen. Er fühlte ſich als ſolchen, und es ließ ſich nicht leugnen, ihm gebrach nicht viel mehr, es in Wirklichkeit zu ſein. An alle Reichsfürſten ſchrieb er einen großen Hoftag aus, ſich in der Stadt Frankfurt um ihn, als das Oberhaupt des Reiches zu verſammeln.

Sommerzeit brach nun an, die langerſehnte, von allen Dichtern geprieſene. Wohl gab's im oberdeutſchen Land kaum eine Stadt, in deren Gaſſen nicht ein umziehender Spielmann den Fiedelbogen regte und vom „viel wonniglichen Maien“ ſang, vor dem der Winter, der Menſchenfeind und -Schädiger geflohn. Gar fröhlich klangs:

„In lichter Farbe ſteht der
Der Vögelein Schall nun tönet.
Die Wonne iſt worden mannigfalt,
Des Maien Tugend krönet
Der Liebe Luſt: Wer wäre alt,
Da ſich die Zeit ſo ſchönet?
Herr Mai, dir ſei der Preis gezahlt,
Der Winter ſei gehöhnet!“

Alt und Jung horchten gern dazu auf; ſie ſahen wohl mit eignen Augen den blauen Himmel, die Sonne, junges Grün am Gezweig, fühlten die köſtliche Wärme. Aber es war doch gut, auch mit Ohren aus andrem Munde zu hören, der Frühling ſei gekommen, und der Reimklang des Spielmannliedes wand ſich wie jubelnde Vogelſtimmen um die frohe Märe.

Auch über die Thürme und Dächer der Stadt Frankfurt rieſelte der neu gewordene Himmelsglanz. Aus dem noch reichgeſchwellten Main zurückſpiegelnd, ſtand ſie hoch und kraftvoll ummauert, faſt ohne Nebenbuhlerin um den Rang der erſten Stadt des Reichs. Augsburg, Nürnberg, Cöln und Mainz mochten gewichtig emporwachſen, doch mit dem Reichthum, dem Anſehen, der Wehrkraft Frankfurts konnten ſie nicht wetten. Die alte Wahlſtätte der Kaiſer war's, von der Friedrich Barbaroſſa und Friedrich der Zweite ausgegangen; oftmals ſeit Jahrhunderten hatte ſie die Reichsverſammlung in ſich beherbergt, und ſie rüſtete ſich jetzt wieder dazu. Rheinaufwärts zog König Wilhelm heran,

den Hoftag in Frankfurt zu halten; glanzvolles Fürſtengeleit umgab ihn, die Erzbiſchöfe von Cöln und Trier, Konrad von Hochſtaden, und Arnold von Iſenburg, die ihn zum König erwählt hatten, der neue Erzbiſchof Gerhard von Mainz. Doch auch die Herzöge von Braunſchweig und Sachſen, der Markgraf von Brandenburg und andere große geiſtliche und weltliche Herren Nieder- und Mitteldeutſchlands bereicherten ſeine Gefolgſchaft. Jeder führte mehrhundertköpfiges Aufgebot von Rittern und Knechten mit ſich; wie ein Heerzug war's von wohl über zweitauſend Gewaffneten. Große Beſchlußnahmen und Entſcheidungen für das Reich ſtanden in Frankfurt zu erwarten, und viel Volk aus weitem Umkreis lief in der Stadt zu, füllte die Gaſſen.

Die Rathsväter hatten Tag und Nacht an Zukehrungen für den Empfang und die Unterkunft ſo hoher, zahlreicher Gäſte zu denken und zu ſchaffen. Eine Zeit war's, die ihr abſonderes Weſen mit ſeltſamen, doch ſie ſelbſtverſtändlich bedünkenden Bräuchen und Anſchauungen beſaß; den Nahenden hatte zuvörderſt ein weiblicher Reigen durch's Thor zur Begrüßung entgegenzuziehn und ſie mit Blumenſträußen zu begaben. Blüthenſpenderinnen waren's, welche die Sprache mit vielen verſchiedengearteten, aber das nämliche deutenden Namen belegte: „Die fahrenden — ſchönen — loſen — wandelbaren — lichten — thörichten — freien — un-

fertigen Frauen". Scheitelbekränzt, in koſtbaren Sammet- und Brokatgewändern, wohl das Bildniß ihrer Schutzpatronin, der heiligen Magdalena vor ſich auftragend, bildeten ſie eine erſte Ehrenpforte für hohe Stadtgäſte, und Könige und Fürſten, geiſtliche und weltliche, nahmen gnädigen, wohlwollenden und prüfenden Blicks aus ihren Händen die Blumengrüße in Empfang.

Nun rüſteten auch in Frankfurt die „ſchönen Frauen" dafür zu, was der Mai verſchwenderiſch geſchaffen. Mehr als hundert wetteiferten an der Flechtarbeit, Bewohnerinnen der „Frauenhäuſer", die der Volksmund „Mantelgotteshäuſer", auch wohl glimpflich oder unglimpflich, wie man's anſah, „Nonnenklöſter" benannte. An einer Strecke der weitumfaſſenden Stadtmauer, wo's „Zum Roſenthal" und, „Am Hirſchgraben" hieß, kündeten Namensbezeichnungen „Frauenborn, Frauenthurm, Frauenpforte" die Nähe jener Behauſungen. Mißächtlichen Geſichts gingen die „ehrlichen" Weiber und Töchter an den Straußwinderinnen vorüber; um ſich von dieſen zu ſcheiden, benannten ſie ſich nicht Frauen, ſondern Bürgerinnen. Doch war's menſchlich, daß ſie verſtohlen einen Blick nach den „Unehrlichen" ſchweifen ließen, denn mancher der letzteren fiel gar wohl in Wirklichkeit das zweideutig ſchmückende Beiwort einer „ſchönen" Frau zu.

* * *

Von Norden her aus der Reichsburg Friedberg nieder kam, nach der Fiedel und dem Bogen, die ihm am Gürtel hingen, ſolch' ein junger Spielmann raſchen Gangs durch die Wetterau gegen Frankfurt gewandert. Nicht weit noch über die Grenze des Jünglingsalters hatten die Jahre ihn gebracht; hochwüchſig, doch auch kräftigen Gliederbau's ſchritt er aus. Er war ſchwertberechtigt, denn er trug auch die Waffe am Gurt, zählte alſo nicht zum Bauernſtand, von dem das Spottlied ſang:

„Am Sonntag ſoll er zur Kirche traben,
Die Gerte darf in der Hand er haben;
Wird bei ihm das Schwert gefunden,
Da ſoll man führen gebunden
Den Bauern zum Kirchenzaun,
Ab Haut und Haar ihm hau'n;
Thut Feindſchaft zu wem er kehren,
Mit der Miſtgabel darf er ſich wehren".

Aber auch Geſicht, Behaben und Tracht des hurtig Schreitenden ſprachen, daß er nicht bäuriſcher Abkunft, ſondern ein „Freier" ſei, von edlem Stamm. Kein Ritter, doch nach Benennungen der Zeit ein Knappe oder Edelknecht oder Junker, denn ſein Wehrgehäng wies eigenartige Erzbuckel auf, die es als einen „Rittergürtel" und den Träger als auf einer Vorſtufe zur wirklichen Ritterwürde ſtehend, deuteten. Einfach indeß deckte eine ſchlichte Eiſenkappe ihm den Kopf, wie kurze Schienenplatten den Oberarmen und Schenkeln einigen

Schutz verliehen. Keine kriegerische Wehrrüstung war's, nur das, was selbstverständlich außerhalb von Burg- und Stadtmauern für einen Wanderer noth that, wider Drohung und Ueberfall nicht völlig ohne Deckung zu sein. Als beste Wehr jedoch leuchtete ihm zagloser Muth aus hellgestirnten Augen; sie warfen ein paar Glanzpfeile, wohin ihr Blick ging. Nicht gewöhnliche Züge auch umschlossen sie, wechselnden Ausdrucks; nun wie sorglos-sonnenhafter Frohsinn der Jugend, doch ernste Gedanken deutend, ging es manchmal wie Wolkenschatten drüber. Insgesammt eine Erscheinung war's, wie Frauenvorstellung sich wohl einen jungen umfahrenden Spielmann gestalten und Frauenaugen gern an ihm hängen mochten. Seine Heimath lag im oberdeutschen Land droben in der alten Ortenau oder Mortenau unter'm hohen Schwarzwaldbergzug der Hornisgrinde; Manfrid von Temringen nannte er sich. Ein altgermanischer Name war's, stellte seinen Träger als den „mannhaft Schützenden" oder den „Schutz der Männer" hin. Jedenfalls weckte er Zuversicht, für sich selbst um Schutz nicht besorgt zu sein.

Nicht durchaus fremd war er in Frankfurt, ab und zu hatte er dort auf seinen Umzügen rheinab- und -auf schon einmal genächtigt, doch trachtete er mit seinem Spiel und Sang mehr nach den Herrenburgen als in die Städte. Heut' aber war Frankfurt sein Wegziel,

und von Norden her durch ein Thor ſeinen Zugang nehmend, hielt er ſich nach der ihm bekannten Herberge „Zum Lindenbaum.“ So kam er am Roſenthal vorüber und ſah die Straußwinderinnen bei ihrer Arbeit; mehr als eine rief ihm artigen, einladenden Gruß zu, ſichtbar wohlbereit, wenn er Folge leiſte, von ihrer Geſchäftigkeit abzulaſſen, doch ohne Antwort, mißächtlichen Blicks, ſchritt er vorbei. Zwar ließ ſein Ausſehen nicht muthmaßen, daß er Weibesſchönheit gering ſchätze, aber nach ſolcher Frauengunſt ſtand ihm merklich nicht der Sinn.

Vor ihm jedoch erhob ſich jetzt ein Rufen andrer Art. Eine Bürgerin, oder eine junge Tochter noch ſchien's zu ſein, ging dort unfern der offenen Thür des „Freiwirths“ vorüber, deſſen vom Rath beſtellter Oberhut das Frauenhaus unterlag. Ihr Geſicht ward von einem goldenen Schleiergewirk verdeckt, und ſpöttiſche Zurufe umſchwirrten ſie: „Willſt Du Aebtiſſin bei uns im Kloſter werden, ſo komm! — Die gelbe Spinnweb kannſt Du verkaufen, weißt ſicherlich ſelber auch ſo gut Fliegen zu fangen, wie wir!“

Den „ſchönen Frauen“ war's verboten, Goldſchleier zu tragen, drum reizte ſie der Anblick zu höhniſchem Wort; lachend, ohne ihnen zu wehren, ſtand der Freiwirth unter der Thür, ein ungeſchlachter „Ruffian“ aus der niedrigſten Volkshefe. Zaghaft ſuchte die junge Magd ſchnell weiter zu kommen, doch mußte jetzt halten,

denn ein halbes Dutzend von jenen war aufgeſprungen, umringte ſie, ihr ſpöttiſch die Sträuße um den Kopf ſchwingend, und eine freche Hand ſtreckte ſich und riß ihr den Schleier über die Stirn auf. Ein noch ganz junges, holdſeliges Mädchenantlitz ward dadurch ſichtbar, doch war's, als hafte der Schleier noch an den Schläfenrändern, denn faſt wie Sonnenſtrahlen licht floß goldnes Haar vom Scheitel zu ihnen herab. Hülflos und erſchreckt ſtand ſie; zugleich aber ſtob der hohnlachende Schwarm lautkreiſchend auseinander. Drohend fiel eine Stimme in ihr hinein:

„Ihr Leichten, ihr Loſen, ihr Lottergezücht!
Wer rührt mit der Hand dieſer Jungfrau Geſicht,
Ihr üb' an der Hand und am Hals ich Gericht!"

und in der Sonne blitzend ſchlug dazu die Schwertklinge Manfrids von Temringen einen Kreishieb über die Köpfe der Bedrängerinnen des Mädchens. Fortſtürzend riefen ſie nun den Freiwirth um Beiſtand an, doch der warf einen bedenklichen Blick auf die kraftvolle Geſtalt und die Waffe des jungen Mannes und zog ſich ſchweigend in's Hausinnere zurück. Die Sache war zwiefach heikel, denn auch der Rath, obwohl er die „ſchönen Frauen" unter ſeinem Schutz hielt, ließ nicht mit ſich ſpaßen, wenn ſie einer ehrlichen Bürgerin Beſchimpfung anthaten. Und darüber, daß es ſich um eine ſolche handle, konnte kein Zweifel ſein; deutlicher

noch als der Goldſchleier, legten ihr magdliches Angeſicht und die ſchuldloſen blauen Augen Zeugniß dafür ab.

Dankbar blickte ſie mit ihnen ihren Beſchützer an, gab auf ſein Befragen Auskunft über ihren Namen und ihre Zugehörigkeit. Eckwinde Hartmuot hieß ſie, oder vielmehr ihr Name als Kind war's geweſen. Doch ſeitdem ihr Vater das Haus „zum Kranich“ gekauft, benannte er ſich, vielgeübtem ſtädtiſchem Brauch der Zeit gemäß, danach, ſo daß ſein alter Geſchlechtsname faſt ſchon in Vergeſſenheit zu gerathen anhub und jeglicher ihn nur noch „Fridulf zum Kranich“ hieß.

Manfrid nickte: „Fridulf iſt ein guter Name; er gemahnt an Friedrich, wie der meinige. Das ſind Namen, die heut' noth thun im Reich.“

Er ſchritt neben Eckwinde her, ſie ſicher bis an ihr Vaterhaus zu geleiten; ſelbſt in den engen Gaſſen fiel vom Himmel hernieder ein Abglanz des jungen Frühlingstages auf ſie, und jugendheiter tauſchten ſie Wort um Wort. Dann ſtanden ſie am Ziel, und er nahm Abſchied von ihr, ſich nach der Herberge zum Lindenbaum weiter zu begeben. Doch führte der Zufall grad' jetzt Herrn Fridulf zum Kranich herbei, der von einem Ausgang gleichfalls heimkehrte. Mit Verwunderung ſah er ſeine Tochter neben dem Stadtfremden ſtehen, und raſch gab ſie ihm Aufſchluß über den Anlaß dazu. Das

weckte ihm ſichtbar zornigen Unmuth im Innern, doch enthielt er ſich in Gegenwart des Mädchens einer Aeußerung über die, „unfertigen“ Frauen, dankte Manfrid nur kurz für den Dienſt, den dieſer Eckwinde geleiſtet. Aber wenig freundlichen Geſichts that er's und fügte nach: „Kommt Ihr auch, um dem neuen König bei'm Einzug aufzuſpielen?“

„Das bringt mich her und verhoff' ich zu thun,“ entgegnete der Befragte, „ob ich ihm zwar lieber die Fiedel mit dem Stahlbogen ſtreichen möcht'.“

Eine ſcheulos unverhohlene Antwort war's, und eine Handbewegung des Sprechers nach dem Schwertgriff gab noch eine Erläuterung drein. Das ließ abſonderliche Wandlung im Ausdruck Herrn Fridulfs vorgehen; erweiterten Blicks übermaß er den vor ihm, Stehenden und wiederholte: „Möchtet Ihr's? Auch mancher in unſrer Stadt möcht's.“ Dann ſetzte er raſch hinzu: „Ich ſchuld Euch Dank um meine Tochter. Iſt's Euch genehm, kehret in mein Haus zum Nachtlager einſ ſtatt in der Herberge. Meine Thür ſteht Gäſten von Eurer Art offen.“

Es klang, als ob ſich's auf den „Spielmann“ beziehe, doch ein Begleitblick der Augen ließ andre Deutung hineinlegen. Nicht lange beſann der Temringer ſich auf eine Antwort, willfahrte mit Dank dem unerwarteten Angebot. Ueber ſich auf nach dem

Kranichbild an der Hausmauer weiſend, fügte er drein:

„Sein Fittich kündet guten Hort;
Er ziehet wie ich von Süd gen Nord,
Ich ziehe wie er von Nord gen Süd,
Wo immer die ſchwäbiſche Lilie blüht.“

Merkbar hatten die wenigen ausgetauſchten Worte ein Einverſtändniß zwiſchen den beiden Männern kundgethan. Fridulf zum Kranich führte den Gaſt nun in's Haus, das ſtattlichen Bau's und im Innern mit kunſtreichem Schnitzwerk verziert, den Beſitzer als zu den Geſchlechtern der Stadt gehörig erkennen ließ. In weitgeräumiger Halle ſtanden die Hausgenoſſen ſchon um den zum Mittagsmahl gerüſteten Eichentiſch verſammelt, die Ehefrau und Söhne Fridulfs, der eine Weinkanne erfaßte, zwei erzene Becher aus ihr anfüllte und Manfrid den einen entgegenbot: „Willkomm! Sagt uns einen guten Spruch dawider!“

Kurz nur ſchwieg der junge Gaſt, dann ſprach er mit leicht ſingendem Anklang der Stimme:

„Euch dankt mein Trunk, und gern als Gaſt
An Eurem Tiſch ſitz' ich zur Raſt.
Doch kurz nur Raſt ich halten kann,
Denn ich bin Kaiſer Friedrichs Mann.

Drauß' ſchlägt der Fink im grünen Wald;
Ob zwar mein Sang wie ſeiner ſchallt,
Seht nicht mich auf die Fiedel an,
Denn ich bin Kaiſer Friedrichs Mann.

Des Schildes Amt iſt meine Art,
Dem Schwert iſt meine Hand gepaart,
Mein Lied ſchlägt einen Ton nur an,
Denn ich bin Kaiſer Friedrichs Mann.

Mir ſteht allein des Herzens Mut
Für Staufengut und Staufenblut,
Trotz Noth und Tod, trotz Acht und Bann!
Denn ich bin Kaiſer Friedrichs Mann."

Man ſah's allen Augen umher an, inſonders denen der jungen Männer, willkommener Klang war's im Hauſe zum Kranich. Doch harrten alle ſtumm auf des Vaters Wort, der, dem Gaſt die Hand darreichend, ſprach:

„Ihr verſteht Euch auf guten Sang, Spielmann oder Junker, wie Ihr begehrt, daß man Euch heiße. Seid willkommen nochmals in meinem Haus und in unſrer Stadt, darin ſich nicht Alles auf des Raths Geheiß zu morgen ſo feſtlich ſchmückt, wie's dem Blick erſcheinen mag. Ich denke, Ihr ſeid nicht zu uns gekommen, ſchon mit dem Frühlicht wieder von dannen zu ziehn."

Manfrid neigte ſich artig, doch ſeine Augen warfen dabei die Glanzpfeile durch den Raum.

„Wenn Ihr mich ſo lang herbergen wollt, Herr Fridulf, verweil' ich gern unter Eurem Dach, bis die Nacht ſich zum andernmal hellt. Ich möcht' morgen mit dem Frühlicht ſuchen, ob mein Spiel Ohren findet

in Eurer Stadt und ſich Gewinn einträgt. Das iſt Spielmannsbegehr, darum bin ich gekommen.

Mein Name Manfrid ſagt's Euch an,
Er nennt mich Kaiſer Friedrichs Mann."

* * *

Nach der Mahlzeit hatte Fridulf zum Kranich ſeinen Gaſt zu ſich in die Schreibſtube geladen und dort länger als eine Stunde allein mit ihm verweilt. Doch als der Abend gekommen, ſaß Manfrid wieder in der Halle, die Hausgenoſſen umgaben ihn, und freigebig hatte der Wirth von ſeinem edelſten Wein aus dem benachbarten Rheingau geſpendet. Das war ein Trunk von ſeltener Güte, den der junge Spielmann wohl zu würdigen verſtand, daß er ihm gern Ehre anthat. Freier löſte ſich ihm die Zunge, mit der er Antwort auf mancherlei Fragen der Umſitzenden gab; trotz ſeiner Jugend war er ſchon an vielen Orten umhergekommen und wußte davon zu erzählen. Dann leiſtete er einem Begehr Herrn Fridulfs Folge, über ſich ſelbſt und ſeine Abkunft Näheres zu berichten. Seine Heimath war die Burg Stauffenberg über dem Ausgang des Renchthals in der Ortenau; Herzog Friedrich von Schwaben, der Vater Kaiſer Konrads des Dritten und Aeltervater Friedrichs des Rothbarts, hatte ſie vor bald zwei Jahrhunderten erbaut und einem Freien „von Temringen" für Dienſtmannspflicht zu Lehen gegeben.

Von wo der gekommen, weſſen Geſchlechts er geweſen, gab's nicht mehr Kunde; nur eine Sage ſprach davon, die faßte Manfrid in Versklang:

„Sie redet von einem ſchönlockigen Kind,
Dem war der Staufer gar hold geſinnt;
Er hob in den Armen ſie hoch an die Bruſt,
Es lachte und weinte das Mägdlein in Luſt.

Von Temringen ſtammte ihr goldenes Haar,
So hieß er den Knaben, den ihm ſie gebar;
Er gab ihm den Schild und er baut' ihm das Schloß,
Und es wuchs zum Baume der Staufersproß.

Die Märe nur kündet's; es ſchwinden geſchwind
Geſchlechter dahin, wie die Blätter im Wind.
Hinloſchen die Augen, die einſt ſie geſehn,
Weiß Keiner mehr heute, was ehmals geſchehn.

Doch weiß auch der Wein nicht, warum's in ihm glüht,
Daß im Faſſe er gährt, wann die Rebe drauß' blüht;
So gährt's auch vielleicht und ſo treibt auch die Glut
Im Herzen des Enkels das ſtaufiſche Blut."

„Ob Ihr's von der Natur in Euch tragen mögt oder nicht, Manfrid von Temringen," rief Fridulf, „in Eurem Herzen ſchlägt's! So thut's in unſerm und in vielen unſrer Stadt; und hegt rechten Muth, ſie werden's Euch laut künden, wie ich! Doch in meinem Hauſe begehrt, wonach Euch der Sinn ſteht; er hegt kein Kleinod, das mir zu koſtbar wäre, Euren Sang zu lohnen."

„Ihr habt's mir ſchon beſcheert, Herr Fridulf," verſetzte der Angeſprochene, ſeinen Becher aufhebend,

„und Beſſeres könnt' ich nicht begehren, als an Eurem Tiſche zu ſitzen und ſolch' edlen Trunk auf Euer Wohl zu leeren. Auf das Eurige und auf das der holdſeligen Jungfrau, die Schickſalsgunſt über mein Verdienſt mich zur Führerin in Euer Haus gewinnen ließ."

Er trank, und über den Becherrand hafteten die Strahlen ſeiner Augen auf dem Antlitz Eckwindes, der bei dem ihr zugebrachten Gruß leis eine liebliche Röthe an den Schläfen aufſtieg. Ihr genüber ſaß er, und mancherlei Rede ging weiter, hierhin und dorthin, bis ſie wieder einmal nach der Burg Stauffenberg zurückkehrte und Manfrid Anlaß gab, nochmals von einer Sage ſeines Geſchlechtes zu berichten, die auch ſchon in ferner Zeit um mehr als ein Jahrhundert zurücklag. Sie redete von einem Stauffenberger Ritter, Peter von Temringen, und Manfrid kündete darüber:

„Der war unverſehrt von einem Kreuzzug nach Jeruſalem heimgekehrt, und an einem Sommermorgen in der Frühe ritt er allein vom Schloß hinab zur Kirche des Dorfes Nußbach drunten im Thale, um die Meſſe zu hören. Da leuchtete ihm mitten im Wald ein wenig ſeitab vom Weg etwas entgegen, das wie eine Garbe von Sonnenſtrahlen erſchien, die durch das dichte Laubdach auf den Boden herabgefallen. Aber dann war's eine wunderſam ſchöne Frau mit ganz wie Gold glänzendem Haar; ſie ſaß auf einem ummooſten windge-

brochenen Stamm, und ſein Herz that plötzlich haſtige Schläge, daß er ſie befragte, wie ſie hierher komme und wer ſie ſei. Darauf gab ſie ihm ſeltſam Antwort, von ſeiner Jugend auf habe ſie ihn geliebt, und wo immer er im fremden Land verweilt, ſei ſie bei jeder Gefahr, die ihn bedroht, als Schutz unſichtbar neben ihm geweſen, ſo daß er unverſehrt an Leib und Leben in ſeine Heimath wiedergekehrt. Das griff ihm mit zauberhafter Uebermacht in's Herz, entflammte es mit verzehrender Liebesſehnſucht, daß nur noch das einzige Begehren in ihm klopfte, ſie möge ihm angehören. Den Kopf ſchüttelnd, ſetzte ſie eine Weile ſeinem Werben ſchweigſame Weigerung entgegen, doch endlich gab ſie ſeinem heißen Andrängen nach. Nur verlangte ſie, kein Prieſter ſolle ihren Bund knüpfen, und er müſſe ihr geloben, daß er bis zu ſeinem Tode kein eheliches Weib nehme. Freudig ſagte er ihr beides mit feierlichem Schwur zu; danach ging ſie mit ihm auf ſein Schloß, und Jahre lang lebten ſie miteinander in höchſtem Liebesglück. Manchmal mußte er fort, wiederum in ferne, fremde Lande ziehn, doch kein Kampf wider noch ſo große Feindesüberzahl konnte ihm Gefahr bringen, denn, wann immer er ihren Namen rief, war ſie im ſelben Augenblick neben ihm, und Schwert und Lanze, die ihn mit Tod bedrohten, zerſplitterten an ihrer unſichtbaren ſchirmenden Hand. Dann aber ritt er einmal zu einem

Turnier hierher nach Frankfurt an den Hof des Königs, hob alle ſeine Gegner aus dem Sattel und empfing dafür aus der Hand der Schweſtertochter des Königs, der Erbin von Kärnthen den Siegespreis. Doch dem König gefiel er ſo wohl, daß er einen noch höheren Preis hinzufügte, ihm ſeine Nichte zum Gemahl antrug. Da mußte der Ritter zuletzt den Grund ſeiner unbegreiflichen Weigerung offenbaren, von dem geheimnißvollen Ehebündniß, in dem er lebte, Rede ſtehn. Das aber erklärten die Pfaffen an des Königs Hof für einen Bund, den er mit der Hölle geſchloſſen, ſeiner Seele Heil als ewig verloren, wenn er nicht von der „Teufelin“ ablaſſe. Und gemach zermürbten ihre Zungen ihm den Kopf und die Willenskraft, daß er überredet ward, ſich mit der ihm dargebotenen königlichen Braut zu vermählen, und auf der Burg Stauffenberg ſollte die Hochzeit ſtattfinden. Zuvor aber kam in einem Traum der Nacht die ſchöne Waldfrau zu ihm, nicht zornigen Sinns, nur todestraurig, mit thränennaſſen Augen ihn anblickend. So ſprach ſie ihm, nicht ihr Wille ſei's, doch ſie könne es nicht hindern, am dritten Tag nach ſeiner Hochzeit müſſe er ſterben. Da werde ihr bloßer Fuß ihm erſcheinen, das ſei der Bote, der ihm ſein Ende ankündige. Und wie dann die Gäſte bei'm glänzenden Feſtmahl in der Burghalle ſaßen, zerſpaltete plötzlich ſich ihre Decke, und ein Frauenfuß tauchte aus

ihr herab, entblößt bis an's Knie, von ſo wunderſamer Schönheit, wie noch keiner auf Erden geſehn worden. Erſchrocken fuhr der Ritter empor und rief nach einem Trunk. Doch wie er den Becher ergriff, lag in dem, vom hellen Wein überdeckt, winzig klein ein ſchlafendes Kind und ſtreckte gleichfalls ein Füßchen empor. Das ſchwand aus der Becherhöhlung hinweg, wie er den Wein trank, und zugleich auch ſchwand droben der Fuß fort, ohne daß der Blick eine Oeffnung in der Decke gewahren konnte. Beſtürzung faßte alle Hochzeitsgäſte, den König und die Braut, daß ſie auseinanderſtoben; nach dreien Tagen aber auf dem Todbett verathmete Peter von Temringen ſeinen Geiſt. Die ſeine Witwe worden, ohn' daß ſie ſein Weib geweſen, baute eine Zelle an ſeinem Grab im Stollenwald unter der Burg, an der Stelle, wo die ſchöne Wunſchfrau ihm zuerſt erſchienen. Und die Märe ſpricht, dorthin komme auch ſie unterzeiten um die Mittagsſtunde oder um Mitternacht, an ſeiner Gruft zu trauern. Und ſie ſei nicht andre geweſen, iſt der Glaube, als unſrer Vorväter ſchöne Liebesgöttin Holda ſelbſt, die unter dem blühenden Holder über den noch ungeborenen Kindern die Obhut hält."

Manfrid von Temringen hielt inne; ſo lebendig und anſchaulich hatte er alles berichtet, daß die Hörer ihm lautlos am Munde gehangen; man ſah's, die Vor-

ſtellung ſchuf ihnen die Sage zu wirklich ſo Geſchehenem um. Fridulf zum Kranich rief: „Die Pfaffen mußten ihn verderben, das ſannen ſie allzeit und ſinnen ſie heut. Mir redet's, daß Euer Ahn Staufenblut geerbt, ſie ſpürten's in ihm, drum brüteten ſie ihm Gift, wie dem Kaiſer Heinrich in Meſſina."

Da es ſtill ward danach, fragte Eckwinde: „Warum hießet ihr die Waldfrau zuletzt die Wunſchfrau?"

Der Spielmann wandte ihr den Blick zu. „Sie war's, der alten Walkyren Wodans eine, denn er brauchte nur im Herzen zu wünſchen, ſie möge bei ihm ſein, da ſtand ſie ihm auf der Walſtatt überall als Schutz zur Seite. Das iſt der „Wunſchfrau" Macht und Zeichen, von dem die alten Lieder künden, und ihr weißer Fuß wird der eines Schwanes geweſen ſein, in den ſie ſich wandeln konnte, auf Fittichen durch die Luft dem zu Hülfe zu kommen, den ſie liebte."

Nachſinnend ſah Eckwinde drein, mehr noch als den andern, ſchien's, geſtaltete ihrer Einbildung ſich die Märe zur Wirklichkeit. Dann ſprach ſie wieder: „Ihr ſagtet, ſie komme manchmal um Mittag oder Mitternacht an ſein Grab. Das iſt Eurer Heimathburg nah, haben Eure Augen ſie nie dort gewahrt?"

Ein Lächeln ging leicht um die Lippen des Befragten. „Nein, Jungfrau; die Zelle iſt in Schutt zerfallen, man kennt die Stelle nicht mehr. Nur einmal

im Leben ſah ich Haargelock leuchten wie Sonnenſtrahlen und Gold, das mag ſie geweſen ſein. Doch ich durfte nicht nach ihr ſuchen, denn ich mußte fürder von dannen.“

Glänzenden Blicks ruhten ſeine Augen, wie er es ſprach, auf dem Scheitel Eckwindes, der ſich wieder mit einem leiſen Roth die Schläfen überdeckten. Raſch, um etwas zu erwidern, fragte ſie nochmals: „Ihr habt uns nicht gekündet, welchen Namen die Wunſchfrau trug. Wie benannte ſie ſich?“

„Das weiß ich nicht, Jungfrau, die Märe redet wohl nicht davon, weil ihr kein Name lieblich genug tönt für ihre Schönheit. Oder ich mag's vergeſſen haben; kommt's mir zurück, will ich's Euch melden.“

* * *

Ein mächtiges Volksgedränge erfüllte am nächſten Frühmorgen ſchon die Hauptſtraßen von Frankfurt; um die Mittagsſtunde ward der kaiſerliche Zug von Mainz her erwartet. Das Thor, durch das er ſeinen Einzug halten ſollte, ſchmückten die „ſchönen Frauen“ mit friſchen Maien und buntblumigen Kränzen; der Rath der Stadt kleidete ſich in feſtliches Amtsgewand. Mancher zwar that's unmuthigen Geſichts und mit widerſtrebender Hand, da der Empfang dem Gegenkaiſer Konrads galt.

Denn ſeit Menſchengeſchlechtern hatten oft die großen Staufer ihre Gunſt Frankfurt zugewandt und die Stadt bis dahin allzeit feſt zu ihnen geſtanden. Aber im letzten Jahr war König Wilhelm am Rhein und im ganzen Norden des Reich's mächtig geworden, ſo daß der bedachtſam in die Zukunft blickende Rath in ſeiner Mehrheit beſchloſſen, ihn mit höchſten Ehren als des Reiches thatſächliches Oberhaupt zu empfangen.

Auf der hohen trotzigen Ringmauer der Stadt ſaßen und ſtanden, prächtig gekleidet, die Frauen und Töchter der Geſchlechter und des ritterlichen Adels der Umgegend, von dem viele in Frankfurt ihren Wohnſitz hatten; erwartungsvoll ſchauten ſie in die Richtung, aus welcher der königliche Zug herannahen ſollte. Lachend wie geſtern lag der junge Sommertag über Stadt und Land; auch der Himmel ſchien antiſtaufiſch geſinnt, ſich für den Welfenkaiſer feſtlich bereitet zu haben.

Das prieſen manche Spielleute, die zum Hoftag hierher gezogen, auf Straßen und Plätzen. Ihre Fiedel klang, und ſie ſangen Lieder zu Ehren „des vielwonniglichen Maien"; um ſie drängte ſich aufhorchend die Menge, inſonders die Mägde in ihrem beſten Putz. Ein Feſt- und Feiertag war's heut' in Frankfurt, der keiner Arbeit gedenken ließ.

Auch Manfrid von Temringen war nach Frankfurt gekommen, ſein Spiel mit hören zu laſſen. Vor

der alten Kaiſerwohnſtatt, dem ſchon bald halbtauſendjährigen, von Ludwig dem Frommen erbauten Salhof ſtand er, mit dem Bogen über ſeine Fiedel ſtreichend, doch ohne gleich den andern ein Reimlied mit vorzutragen. Hörer ſtauten ſich wohl um ihn, indeß merklich diente ihnen der Saitenklang allein nicht ausreichend zur Ergötzung; nach und nach ſchienen ſie zu muthmaßen, ihm gebreche es leiblich an Gabe zum Singen und Sprechen, denn halb ſpöttiſch ſchollen Zurufe gegen ihn hinan: „Stumm und taub muß er ſein! — Habt Ihr für den Lenz keinen Mund, ſo laßt auch die Fiedel ſchweigen!“

Da warf er einmal den Kopf in die Höh', ſah mit ſeinen hellgeſtirnten Augen in die Runde, und es ward offenbar, er habe wohl nur eine Spielmannsliſt angewandt, durch den Anſchein eines Gebrechens möglichſt großen Kreis von Neugierigen um ſich zu locken. Denn überraſchend klang nun klartönig ſeine Stimme auf:

„Euch alle lad' ich um mich her
Nach Spielmannsart und Sängerbrauch.
Daß ihr mich hört, iſt mein Begehr:
Ein Lied vom Frühling ſing' ich auch.

Horcht auf! Ich künd' euch ſondre Mär'!
Hört auf! Der Frühling ward zum Schelm!
Der Krummſtab wuchs zum langen Speer,
Die Mitra ward zum Eiſenhelm!

Der Segen ſtammt vom Schwertesknauf,
Der Bogenpfeil vom Meſſebuch!
Nachtſchatten blüht der Frühling auf
Und Pfaffenliſt und Pfaffentrug!

Vom Baum fällt welk das grüne Blatt,
Wenn ihn die Schlangenzung' bethört;
Verwelken ſo wird eure Stadt,
Wenn ihr auf Pfaffenzungen hört!

In Holland blüht ein Giftgeſträuch.
Draus ziſcht heran die Natterbrut.
Ein Lied vom Frühling ſing' ich euch,
Von Staufentreu' und Staufenmuth!"

Da rief's weitſchallend aus den Hörern: „Fürwahr, der Spielmann iſt nicht ſtumm und taub! Ein Lied vom Frühling ſingt er, das beſſer in's Ohr klingt, als die andern! Hebt's wieder an, noch lauter, Spielmann!"

Die Stimme Fridulfs zum Kranich war's; in Eiſen gewappnet ſtand er unter der Menge, und hier und dort ſeine Söhne gleich ihm. Ein Raunen und Reden durchlief den Kreis, ein Rufen folgte von mehrfachen Lippen: „Singt's nochmals!" Bewegung war zwiſchen die Hörer gefahren, ſie drängten heran, die hinteren reckten die Köpfe. Vom Außenrande rief's herbei: „Hört zu! Ein Spielmann ſingt von Staufentreu' und Staufenmuth!"

Doch Manfrid von Temringen kam der Aufforderung nicht nach; wieder ſtumm bleibend, öffnete er ſich eine Bahn und ſchritt davon. Hinter ihm drein aber

trieb's, nicht die Frauen und Mägde nur, ſondern auch Männer, junge und alte. Die Kranicher dazwiſchen, laut redend und rufend.

Und nun klang die Fiedel abermals, weiterhin, ein Weilchen erſt allein, dann erſcholl das Frühlingslied dazu. In manchem etwas anders, wie's der Augenblick dem Sänger eingab, doch der Inhalt war gleich und übte die gleiche Wirkung. Nur in verſtärktem Maß, auf dreifache Zahl der Hörer, und mehr noch ſtrömten heran. Man ſah's, geſpannt aufhorchenden Ohrs, und mit funkelnden Augen.

Als er geendet, tönte wieder ein Ruf aus Herrn Fridulfs Mund: „Singt Euer Lied auf der Zeile, Spielmann!“ Und wie hundertſtimmiger Widerhall erſcholl's rundum: „Auf die Zeile! Auf die Zeile!“

Willfahrend ſchlug Manfrid die Richtung ein. Ein paarmal zuvor noch überſchallten ſeine Fiedel und ſein Lied die immer dichter ſchwellende Maſſe. Als er die Zeile, die breite Hauptſtraße der Stadt erreichte, umwogte es ihn wie eine Heergefolgſchaft, beſonders von Meiſtern und Geſellen der großen Zünfte. Die Leinen- und Barchentweber, die Weißgerber, die Schneiderknechte häuften ſich zu Hunderten. Auf die Zeile lief die Kunde vorauf, in die Seitengaſſen hinein; Kopf drängte ſich an Kopf, alle Fenſter füllten ſich mit Geſichtern. Hurtige Hände bereiteten in der Mitte der platzgleichen

Straße ein Geſtell, den Erwarteten ringshin ſichtbar hoch hinaufzuheben; da und dort klang's laut im Getümmel: „Der Rath ward zum Verrath! — Unſre Stadt war immer ſtaufentreu! — Der Krummſtab ward zum Speer, aus der Pfaffengaſſe vom Rhein kommt er, nach uns zu ſtoßen! — Der Rath verräth uns!“

„Singt Euer Lied, Spielmann!“ rief wieder Fridulf zum Kranich.

Droben ſtand Manfrid von Temringen, er ſchaute über die gleich einer Flut unter ihm wogende Menge. Sein Bogen hob ſich und glitt ein Dutzendmal über die Fiedelſaiten, bis das Getöſe umher ſich beſchwichtete, athemverhaltend ſtill ward, wie der alte hochher vom Römerberg drauf niederblickende Bau. Dann hub er an, doch nicht ſingenden Tons; er ſprach, er rief mit mächtig über alle Köpfe bis zu den letzten hinſchallender Stimme:

All'arm! Laßt alles Tagwerk ſtocken!
Ruft auf den Sturm! Reißt alle Glocken
Im deutſchen Reich von Dom zu Dom!
Nicht wider Slaven, wider Hunnen —
All'arm! Gift fließt in euren Brunnen!
All'arm! Der Kaiſer geht mit Rom!

Roth brechen Flammen aus den Bergen!
Es rüttelt Leben aus den Särgen!
Es wälzt zurück der Rhein den Strom!
Die Sonne ward der Nacht zum Hohne!
Zertreten liegt des Reiches Krone!
All'arm! Der Kaiſer ſteht zu Rom!

manche vom Rath ſelbſt bargen kaum verhaltenes Frohlocken in den Augen.

* * *

Draußen ritt König Wilhelm an der Spitze ſeines glanzvollen Geleitszuges heran, auch jung noch, kaum weiter an Jahren als Manfrid von Temringen; außer Innocenz waren ringsum die alten Stämme gefallen, im Reich, wie in den italiſchen Landen führte die Jugend den Kampf der Väter und Vorväter weiter. Herolde zogen dem päpſtlichen Kaiſer vorauf, dann folgte er ſelbſt, um halbe Pferdelänge ſein Roß vor den rheiniſchen Erzbiſchöfen zügelnd, denen die Herzöge und Markgrafen ſich nachreihten; unabſehbar hinter ihnen dehnte ſich, von königlichen und päpſtlichen Bannern farbenreich überſtrahlt, die Gefolgſchaft von Rittern und Waffenknechten. Nicht ungefällig nahm Wilhelm ſich aus; in ſeiner Haltung lag Stolzes, vielleicht zu ſelbſtbewußt Hochfahrendes, und in ſeinen Augen klug Berechnendes, daß er den pfäffiſchen Sinn wohl nur vor der Welt zur Schau tragen mochte, um ſein Ziel zu erreichen. Auch von kriegeriſcher Tüchtigkeit hatte er ſich ſchon mehrfach in ſeinem niederländiſchen Erbland erwieſen; kein verächtlicher, unebenbürtiger und ungefährlicher Gegner der Staufer ritt in ihm herzu. Nun kamen ſingend und ihre Sträuße darbietend, die

„ſchönen Frauen"; nach ihnen ſtand zwar ſeiner holländiſchen Ehrbarkeit kein Begehr und er hätte ihrer auch nicht bedurft, denn ein mehrhundertleibiger Weibertroß gleicher Art wälzte ſich aus den Biſchofsſtädten Cöln, Trier und Mainz hinter dem Königszuge drein. Doch nach Brauch und Sitte nickte er gnädig den „Wandelbaren" zu und nahm einen Strauß der vorderſten an. Da rührte es ihm ſonderbar den Blick, daß außer ihnen niemand auf dem freien Plan vor der Mauer ſich zum Empfang bereit hielt. Zugleich kehrte einer der Herolde zurück, in Verwirrung zu melden, das Stadtthor ſei verſchloſſen und der Wächter weigere den Einlaß.

Das bedünkte den König, der leicht zur Heftigkeit neigte, unglaublich, ſo daß er ſeinem Roß den Sporn einſchlug und ſelbſt gegen das Thor vorſprengte. Doch nur bis an den Rand des breiten Waſſergrabens konnte er gelangen. Die Brücke hing aufgezogen jenſeits, und ringshin auf dem Mauerrand ſtarrte es von Eiſenhelmen, Lanzen und Schwertern. Aus ihnen rief durch lautloſe Stille eine feſte Stimme herab:

„Was ſucht Ihr in der Staufenſtadt Frankfurt, Herr Graf von Holland? Kehrt zurück in Euer Land! Der Kaiſer gebietet's Euch durch meinen Mund, denn ein Fremder ſeid Ihr, ohn' Recht und Hoheit, und wie hier habt Ihr nichts zu ſchaffen im Reich."

Der's aus der vorderſten Reihe lauttönend ge-

ſprochen, war Manfrid von Temringen, und tauſendfältig ſcholl's auf, als er ſchwieg: „Unſre Stadt iſt ſtaufentreu! Hie Waiblingen!“

Das war ein Empfang, auf den niemand gerechnet hatte, aber daß er ernſthaft gemeint ſei, beließen die Geſichter, Ruf und Waffen nicht im geringſten Zweifel. Eine Verhandlung anzuknüpfen, einer Bitte gleichkommend, hätte der Würde, die ſich des Reiches Haupt zu ſein vermaß, gar viel vergeben, und zudem bot ſie kaum eine Ausſicht auf Erfolg. Noch weniger jedoch Drohung und ein Verſuch, ſolche gewaltſam auszuführen. In der Kunſt, feſtumwallte Orte durch Belagerung einzunehmen, war die mittelalterliche Zeit nicht vorgeſchritten, vielmehr im Vergleich mit dem römiſchen Alterthum beträchtlich hinter dieſem zurückgeblieben. Die größten Fürſten und die Kaiſermacht ſelbſt hatten ſchon manchmal unverrichteter Sache ſich von den trotzigen Mauern einer einfachen Ritterburg abkehren müſſen, und der Wehrkraft Frankfurts kam nicht viel in deutſchen Landen gleich. Noch beſonders aber erſchien's ſehr unrathſam, Feindſchaft mit den mächtig erſtarkenden Reichsſtädten zu beginnen, zwiſchen denen ſich, vor allem grad' auf- und abwärts am Rhein, offenkundig und mehr wohl noch insgeheim ein Verband zu Schutz und Trutz ausbreitete.

So hatte der, den der Spielmann Manfrid von

Temringen und die Bürger von Frankfurt nicht als Kaiſer anerkannten, nach ſchon altem Sprüchwort zur Stunde hier ſein Recht verloren, und ihm blieb nichts andres, als vor den verſchloſſenen Thoren den anberaumten Hoftag unter freiem Himmel abzuhalten. Am „Reichswald“ zog der „Frauenweg“ entlang, der indeß ſeinen Namen nicht von den „ſchönen Frauen“, ſondern von einer Kapelle mit dem Bildniß der „Jungfrau Maria“ führte. Dort ſchlug ihr Ritter gegen das ſtaufiſche Heidenthum, Wilhelm von Holland ſein Gezelt auf, um ihn her thaten die Erzbiſchöfe und weltlichen Fürſten das gleiche, und vor dem verſammelten Reichstag auf offnem Feld verkündeten Sifrid von Eppſtein, Konrad von Hochſtaden und Arnold von Iſenburg nochmals allem deutſchen Volk und der Welt den Bannfluch Innocenz des Vierten über das ganze Staufergeſchlecht. König Wilhelm aber fügte die Reichsacht über Konrad von Staufen hinzu, entſetzte ihn ſeines Herzogthums Schwaben und jeglichen, der zu ihm hielt, aller ſeiner Lehen, Aemter und Würden. Laute Worte waren's, die in alle vier Winde hallten, doch über den Main nach Süden verklangen ſie vorderhand als nichtiger Schall. Die Kraft, ſie dort zur That umzuwandeln, gebrach, als ein Riegel lag die Stadt Frankfurt vor dem Zugang in's ſtaufentreu verbliebene oberdeutſche Land. Raſch ſchloß Wilhelm von Holland den

mißrathenen Hoftag und kehrte durch die rheiniſche Pfaffengaſſe einſtweilen in ſein Erbland zurück, dort ausreichende Streitkräfte für ſeinen Kaiſerkrönungszug nach Rom zu rüſten.

* * *

An feſtlich zugerichtetem Mahl aber ſaß am Abend des Tags der junge Spielmann Manfrid von Temringen in der Halle des Hauſes zum Kranich. Einflußreich, mit lauten Stimmen hatten ihm, getroffener Abrede gemäß, am Morgen Herr Fridulf und ſeine Söhne Beihülfe geleiſtet, doch die zündende und entflammende Wirkung auf die Menge war aus ſeinem Munde hervorgegangen, durch ihn der päpſtliche Gegenkönig von den Thoren Frankfurts abgewieſen worden. Ein wichtiges Geſchehniß war's, vor allem weithin durch das Beiſpiel bedeutungsvoll, und ſchwerer wiegenden Erfolg hatte Manfrid auf ſeinen Umfahrten in Burgen und Städten, wo er als „Kaiſer Friedrichs Mann" ſein Lied kündete, noch nicht errungen. Ein hochgefeierter Gaſt ſaß er am Tiſch ſeines Wirthes.

Dankbar pries ihn der Becherſpruch aller für den geſtern noch unverhofften Umſchwung, den er zu Frankfurt in's Werk geſetzt; nur, die ihn in's Haus geführt, Eckwinde trug keine Worte für ihn auf den Lippen. Schweigend ſaß ſie; wohl ſprach ein Glanz in ihren

Augen auch von Freude und Glück in ihrem Innern. Doch ſtärker noch als geſtern überdeckte Röthe ihre Wangen, wenn der Gaſt, der ſo Stolzes vollbracht, den Blick nach ihr wendete, und ſie ſchlug vor dieſem die Lider herab.

So zog der Mond herauf über der milden Nacht und warf ſein weißes Licht durch die unverſchloſſen belaſſenen Fenſtergewölbe des Raumes. Müdigkeit überkam Manfrid nach dem vielbewegten Tag; ſeine leuchtenden Augen gaben zwar nicht Zeugniß davon, doch ſein Mund ſprach's. Den letzten Trunk hob er und leerte ihn zum Dank auf die Wohlfahrt Herrn Fridulfs und aller, die ſeinem Hauſe angehörten. Ein Abſchiedsgruß war's, denn beim Sonnenaufgang wollte er weiterziehn, im Reich umher; das, was ihm als ſeines Herzſchlags und Lebens Pflicht oblag, trieb ihn von Ort zu Ort, gönnte ihm nirgendwo Raſt. „So bring' Euch bald ein guter Tag wieder zur Einkehr in mein Haus!" ſprach aus vollem Herzen ſein Wirth. „Das verhoffe ich", entgegnete er kurz; „übelt's mir nicht, daß die Schlafbegehr heute früh über mich gekommen. Doch morgen ſcheid' ich ja erſt und reicht Ihr mir noch die Hand."

Ein Tag war's geweſen, der auch die Uebrigen ſich gern zeitig zur Ruhe begeben ließ, und bald lag Schlafſtille im Haus. Nur der junge Spielmann ſelbſt,

obwohl er den frühen Aufbruch veranlaßt, hatte ſich nicht auf ſein Lager geſtreckt, ſondern ſtand noch am Fenſter ſeiner Kammer und blickte in die helle Nacht hinaus. Nicht Müdigkeit feſſelte ihm die Sinne, vielmehr hielt raſches Klopfen des Blutes in ſeinen Adern ſie wach; ſo ſah er geraume Zeit den Mond über die hohen Stadtdächer fortſchreiten. Dann wandte er ſich einmal mit plötzlicher Haſt, öffnete die Thür und trat auf den Gang vor ihr. Hier horchte er auf, ob noch ein Ton durch das Haus klinge; doch er vernahm nichts, als den hurtigen Schlag in ſeiner Bruſt, und auf den Fußſpitzen ſtieg er geräuſchlos die Treppe zum Erdgeſchoßflur hinab. Gleich zwei Linnenſtreifen legten ſich die Mondſtrahlen über den Boden des lautloſen Raumes.

Aber da regte ſich aus dem Schatten doch etwas in einen von ihnen hinein, daß Manfrid zuſammenſchrak und ihm mit halbem Stottern über die Lippen kam: „Seid Ihr noch wach, Jungfrau?“ denn im weißen Glanzeinfall der Mondbahn ſtand Eckwinde vor ihm.

Sie zögerte kurz, dann gab ſie Antwort: „Ihr wacht ja auch noch, obwohl Ihr aus Müdigkeit in Eure Kammer zu gehen ſpracht. Aber ſie trieb Euch nicht zum Schlaf, denn Ihr wollt unſer Haus nicht mit der Sonne verlaſſen, ſondern im Mondlicht.“

Betroffen ſtand er wortlos, eh' er erwiderte: „Woher wißt Ihr's?“

„In Euren Augen ſah ich's.“ Sie verſtummte und ſchwieg, bevor ſie dreinfügte: „Ich blieb wach, daß Euch das Haus, dem Ihr Gutes gebracht, nicht ohn' ein Abſchiedswort in die Fremde davon ließe.“

Seine Bruſt athmete ſchwer, beiden kam für eine Weile kein Laut mehr vom Munde. Aber danach faßte er jählings ihre Hand und ſprach:

„Habt Dank! Auch ich hatte Euch noch ein Wort zum Abſchied zu reden. Ihr fragtet geſtern, wie die ſchöne Wunſchfrau des Vorfahren aus meinem Geſchlecht benannt geweſen, und ich erwiderte Euch, daß ich's vergeſſen. Aber mir iſt's in's Gedächtniß gekommen, ſie trug den Namen, den ſie ihm bewährte, als ‚die über das Schwert Mächtige'. Danach hieß ſie gleich Euch — Eckwinde.“

„Das iſt wunderſam“, brachte ſie leiſe über die Lippen.

Doch nun ergriff er auch ihre andere Hand und fuhr fort: „Eine Märe nur kündete ich Euch, denn ſie konnte nicht leiblich bei ihm ſein, wenn er in der Gefahr nach ihr rief. Doch wenn er an ſie gedachte und ihren Namen ſprach, machte der ihn ſtark und unüberwindlich durch ſeine Sehnſucht, wieder zu ihr zu gelangen. Denn die hatte ſie ihm mit einem Abſchiedswort in's Herz eingeflößt, niemals daraus zu weichen.“

Zagend ſtand Eckwinde, doch aus der Bruſt drängte

ſich's ihr übermächtig. zu fragen: „Was für ein Wort war das?“

„Es ließ nicht Klang im Ohr, aber wollt Ihr's vernehmen, ſo ſagt's Euch mein Mund —“

Und die Hände Eckwindes laſſend, legte er die ſeinigen ſchnell um ihre Wangen, bog ſanft ihr Geſicht gegen ſeines heran und küßte ſie auf die Lippen. Wie in eines Traumes Bann ließ ſie's geſchehen; doch raſch wie ein Herzſchlag verging's, da trat er wieder von ihr zurück und ſprach:

„Das war ein Kuß in Ehren,
Den ſollt mir keiner wehren
Als höchſten Spielmannslohn.
Den will ich mit mir tragen
Und jubeln ihn und klagen
Aus meiner Saiten Ton.

Ich faßte Dich zu Händen —
Doch nun muß ab ich wenden
Von Dir den Blick geſchwind.
Und will's die Bruſt mir ſprengen,
Ich darf mein Herz nicht hängen
An Dich, Du Sonnenkind!

So lang noch grüne Triebe
Am Staufenbaum, in Liebe
Nicht zagen darf mein Herz.
Den Staufern iſt verſchworen
Mein Blut, das ſie geboren —
Fahr wohl in Glück und Schmerz!“

Haſtig öffnete die Hand Manfrids von Temringen die Hausthür, und ohne rückzublicken ſchritt er in die

Frühlingsmondnacht hinaus. Nur ein halblauter Ruf Eckwindes klang ihm noch an's Ohr nach: „Ich will bei Dir sein, wann Du an mich gedenkst."

II.

Unterlaßlos regte der große Schnitter Tod seine Arme, altgewordenes und erst jung aufblühendes Leben mit der Sense vom Erdboden abzumähen. Hunderte und Tausende von Leichen streckte er nebeneinander auf blutiges Feld; überall, im Deutschen Reich, wie in Italien tobte der Kampf zwischen Fürsten, Heerführern und Städten, und der Doppelschlachtruf, von dem er ausging, war: „Hie Waiblingen! Hie Welf!" Alles zertrennte und vereinigte sich in zwei große Heerlager der Staufer und des Papstes, doch zahllose Einzelkämpfe wirrten sich hindurch, ließen oft ihren Ursprung, die Parteistellung der Kriegführenden kaum noch erkennen. Nirgendwo dauerte friedliche Ruhe auch nur für kurze Zeit an; Sicherheit fand sich allein hinter festem Mauerschutz.

Der Tod aber schien zu den Welfen zu halten, in rascher Folge traf sein Streich drei junge Sprossen des Staufergeschlechts. Im selben Jahr starben die Enkel Kaiser Friedrichs, die beiden Söhne seines ältesten

Sohnes Heinrich, Friedrich von Oeſterreich und Heinrich. Und plötzlich folgte auch der jüngere Heinrich ihnen nach, der Sohn Eliſabeths von England, der dritten Gemahlin Friedrichs des Zweiten. Innocenz und ſeine Kirchenfürſten riefen in die Welt hinaus, Konrad habe ſeinen Bruder vergiften laſſen. Es war ebenſo ſinnlos als erlogen, aber ſie wußten, daß bei der Menſchheit die Lüge und das Verrückte am leichteſten Glauben fand.

Ein ungeheurer Schickſalſchlag war's. Faſt jählings ſtand das Haus der Staufer nur noch auf vier legitimen Augen, denen Kaiſer Konrads und eines eben erſt zur Welt gekommenen Knaben gleichen Namens, den ihm ſeine Gemahlin Eliſabeth von Wittelsbach auf dem Bergſchloß Wolfſtein in Niederbaiern geboren, während er fern im Süden Italiens war. Die junge Mutter und das Kind hatte er der Obhut ſeines Schwiegervaters, Herzogs Otto von Baiern anheimgegeben. Außerdem lebten von den Nachkommen Kaiſer Friedrichs allein noch König Enzio, der Gefangene, und Manfredi.

Konrad der Vierte war fern, im Süden in unabläſſige Kämpfe verſtrickt. Von deutſcher Geburt und in Deutſchland erwachſen, fühlte er ſich als Deutſcher, doch der Wahn befing ihn, ſeine deutſche Krone ſich in Italien ſichern zu müſſen. So überließ er einſtweilen das Reich dem weiteren Vordringen Wilhelms von

Holland, die Bekämpfung des letzteren seinen Anhängern jenseits der Alpen. Die aber verminderten sich fast von Tag zu Tag. Wenn auch nicht bei'm Volke, ward bei den Fürsten und Herren die „deutsche Treue" zu einem Wort des Hohnes. In weit überwiegender Mehrheit gaben sie lediglich ihrer Eigensucht Gehör, suchten die Abwesenheit Konrads zur Erhöhung ihrer Selbständigkeit zu nutzen. Ihr Trachten ging nach Schwächung der Kaisermacht; zum Theil traten sie deshalb auf die Seite Wilhelms, dessen Königsgewalt sie nicht fürchteten, in ihrer Hand zu halten glaubten; zu großem Theil begnügten sie sich damit, dem Kaiser die Heerfolge zu versagen, parteilos zwischen den beiden Gegnern zu stehen. Selbst in Konrads angestammtem Herzogthum Schwaben fielen die Meisten von ihm ab, blieben aus der Zahl der größeren Herren nur die Grafen von Oettingen, Zollern, Burgau, Habsburg, Berg und Schelklingen ihm getreu. Außerdem die schwäbischen Städte und in der Mehrheit überhaupt die Reichsstädte von Ober- und Mitteldeutschland. Die geistlichen Fürsten dagegen, unter denen noch manche zu Friedrich dem Zweiten gestanden, schlossen sich jetzt ausnahmslos dem Papst und König Wilhelm an.

Trotzdem sah dieser sich auch noch ferner außer Stande, seinen Krönungszug nach Rom anzutreten und zu wirklicher Herrschaft im Reich weiter vorzuschreiten.

Viele Umſtände vereinigten ſich, ihm entgegen zu wirken, hauptſächlich zwei in der Zeit überall gleichmäßige und wiederkehrende: Mangel an Geldmitteln und Unzuverläſſigkeit der Streitkräfte. Es war durchaus bräuchlich, daß die Fürſten, die dem königlichen Heerbann folgten, dieſen, nachdem eine Schlacht gewonnen worden, unter einem Vorwand kurzerhand verließen, in ihre Lande zurückkehrten und keine Ausnutzung des Sieges ermöglichten. Sie leiſteten Beihülfe wider die Waiblinger, dem gemeinſamen Gegner, doch achteten ſorglich darauf, das Emporwachſen der Königsmacht nicht weiter zu fördern, als es ſich mit ihrem eignen Unabhängigkeitsſtreben vertrug.

Hinzu kam die geringe holländiſche Hausmacht Wilhelms, obendrein fern an der nordweſtlichen Grenze des Reichs. Und in ſeinem eignen Lande war er nicht unbeſtrittener Herr; von alters her verſagten die Weſtfrieſen um die Zuider-Zee, immer auf's neue, den holländiſchen Grafen die Botmäßigkeit. In ſcheinbar unbegreiflicher Weiſe wandte König Wilhelm mehrfach ſich plötzlich von einem bedeutenden am Mittel- und Oberrhein errungenen Erfolg nach ſeiner Heimath zurück, um einer ihm dort drohenden Gefahr zu begegnen Eine alte Nachbarin und Feindin ſeines Hauſes, die Gräfin Margareta von Flandern ſah unruhvoll dem Anſchwellen ſeiner Macht zu, die hoch über ſie hinauf-

wuchs, wenn es ihm gelang, zum wirklichen Oberhaupt des Reiches zu werden. Wo immer ihm eine Schädigung zugefügt ward, hatte sie heimlich die Hand im Spiel, und sie war eine gefährliche Gegnerin, so klug als mannhaft entschlossen, und stand in engem Verband mit dem mächtigen französischen Königsthron.

Doch auch Wilhelm von Holland besaß Klugheit über seine jungen Jahre hinaus. Er durchschaute das Spiel, das die deutschen Welfenfürsten zu ihrem Vortheil mit ihm trieben, erkannte klar, daß er durch sie sein hohes kaiserliches Ziel nicht erreichen werde, sondern dazu einer besseren, willigeren, vor allem zuverlässigeren Stütze im Reich bedürfe. Eine solche ließ sich nur an den kraftvollen Städten gewinnen, die jedoch der großen Mehrzahl nach staufisch gesinnt waren. Aber Wilhelm von Holland war ein guter Schüler Innocenz des Vierten, verstand sich auf die Schätzung der Menschen und wußte, daß nicht nur die Gesinnung und Treue der Fürsten, sondern auch die der Bürger im letzten durch den Vortheil bedingt werde. Im ganzen Westen des Reichs und schon drüber hinaus ging das Streben aller Städte nach einem Zusammenschluß zu festem Schutz- und Trutzbund hauptsächlich gegen Gewaltthaten der geistlichen, wie weltlichen großen und kleinen Landesherrn. Von dem fernen, vielbeschäftigten Kaiser Konrad hatten sie für dies Trachten keine Beihülfe zu erwarten,

mußten es auf eigne Hand wider die Fürſten und Ritter durchzuführen ſuchen. Ward es Wilhelm möglich, ſie durch kluges Verfahren zu überzeugen, daß er als Kaiſer ihr Vorhaben begünſtigen, ſich gleichſam an ihre Spitze ſtellen werde, ſo bot ſich ihm eine Handhabe, ſie den Staufern abwendig zu machen und für ſich zu gewinnen. Und darauf richtete er jetzt in der That ſein Hauptaugenmerk; er war kein Bürgerfreund, hegte nicht wirklich die Abſicht, die Macht der Städte noch weiter zu fördern, doch er gab ſich den Anſchein, begabte ſie allerorten reich mit Rechten, Sicherungen und Gnaden. Langſam, Schritt um Schritt erwarb er ſich ihre Gunſt, befeſtigte ſich darin; die größte Gefahr war's, die den Staufern im Reich drohte.

Auf einem zu Augsburg gehaltenen Reichstage hatte Kaiſer Konrad für die Dauer ſeiner Abweſenheit ſeinen Schwiegervater Herzog Otto von Baiern zum Reichsverweſer ernannt und war über den Brennerpaß nach Süditalien gezogen, wo ſein Halbbruder Manfredi ihn erwartete. Im Vergleich mit dem großen kaiſerlichen Namen waren auch ſeine Heerkräfte gering, vor allem unverläßlich; Geldmangel hemmte ihn faſt noch mehr, als ſeinen Gegenkönig Wilhelm, dem Innocenz oftmals aus dem reichen Inhalt der päpſtlichen Schatztruhe Hülfsmittel zuſandte. Verworrenheit herrſchte überall, Mißtrauen und Eigenſucht; Bann und Acht

waren hohle Worte geworden, die letztere von jedem der beiden Gegner über die Anhänger des andern gesprochen. Niemand vermochte in die Zukunft zu sehen, doch bangen Blickes schaute die junge Kaiserin Elisabeth von dem festen Schloß Trausnitz über der Stadt Landshut, dem Wohnsitz ihres bejahrten Vaters, gen Süden nach den weißleuchtenden Alpenzacken hinüber und lehrte ihren kaum mehr als jahresalten Knaben den Namen seines Vaters sprechen, den seine Augen noch nie gesehn.

* * *

Jenseits der blauen Gletscherfirne breitete sich die weite lombardische Tiefebene, schon seit Jahrhunderten von zahlreichen, kraftvoll aufgewachsenen, oft sich nah benachbarten Städten angefüllt. Zwischen ihnen besonders wogte unendendes Kampfgetümmel mit wechselnden Erfolgen auf und ab. Diese war päpstlich, jene kaiserlich; oft stießen in den Straßen Ghibellinen und Guelfen zu blutigem Handgemenge gegeneinander; zwei Parteinamen waren's, die im Ganzen wohl Anschluß an die beiden großen Richtungen der Zeit deuteten, aber viel verschiedenartige, nicht selten sich widerspruchsvoll kreuzende Einzelbestrebungen bargen sich darunter. Rascher Wechsel herrschte, die Oberhand der Einen und der Andern, freiwillige und erzwungene Abtrünnigkeit. Parteigänger von beiden Seiten, siegreiche Heerführer,

Abenteurer, vom Zufall begünſtigt, warfen ſich zu Gewaltherrſchern kleiner, doch plötzlich bedeutungsvoll werdender Staaten auf. Den Po und ſeine Nebenflüſſe röthete ein Blutſchimmer.

Ueber ihn hin weiter nach Süden hob ſich der endloſe Wall des Apenningebirges empor, und an ſeinen Nordhang hingelagert breitete ſich, gewaltig ummauert, die älteſte Stadt der Emilia aus. In unbekannter Vorzeit hatten die Etrusker ſie angelegt und Felſina benannt, die Römer danach ihren Namen in Bononia umgewandelt. Nun hieß ſie Bologna mit dem ſchmückenden Beiwort „la grassa!“ Außer Venetia war ſie zwiſchen den Alpen und der Apenninkette nicht nur die mächtigſte Stadt, auch die reichſte und berühmteſte, ihre uralte Hochſchule, die älteſte Europas, der Ueberlieferung nach ſchon im Beginn des fünften Jahrhunderts vom oſtrömiſchen Kaiſer Theodoſius dem Zweiten begründet worden. Stolz redete danach von ihren Geldmünzen die Umſchrift „Bononia docet.“ Seit bald einem halben Jahrhundert ſtand Bologna in dem großen Widerſtreit der Zeit auf Seite der Guelfen, lieh dieſen eine der wichtigſten Stützen in Italien.

Hoch ragten über die Dächer der Stadt viele Kirchen und Thürme auf, unter den letzteren zwei wunderlicher Art, die Torre Asinelli und Torre Garisenda, vor anderthalb Jahrhunderten von ihren

gleichnamigen Erbauern aus Ziegelſteinen abſichtlich in ſchiefer, gegeneinander geneigter Stellung ſich nah benachbart, errichtet. Trotzige Zinnenmauern und Thürme zogen ſich auch im Süden an der Bergwand in die Höh; dahinter ſtaffelten die Gipfel ſich weiter empor. Ein ſchimmerndes Bild war's in der Aprilſonne, drängte dem erſten Blick die Gewichtigkeit, die Stärke und den Reichthum der in unabhängiger Freiheit auf ſich ſelbſt ruhenden Stadt auf.

Ein wenig nach Weſten von ihr ſah der Monte della Guardia auf ſie nieder, die beſte Ueberſchau über ſie bietend. Einſam lag ſeine Aufwölbung in nachmittägigem Licht, die gefiederten Sternblüthen der rothen Anemone deckten rundum wie mit einem Purpurteppich ſeinen Boden. Nur der Fußtritt eines einzelnen Wandrers klang auf dem Felsgeſtein und zur Kuppe des Hügels hinan; der Beſucher desſelben kam nicht von der Stadt her, ſondern war aus Weſten der Höhe des Bergzugs entlang geſchritten, lang und mühſam ſchien's, Gang und Züge ſprachen davon. Doch zugleich auch von einer Vorſicht, er ſchaute umher, ſich zu vergewiſſern, daß er droben allein ſei. Dann richtete er den Blick auf die Dächermenge unter ſeinen Füßen hinab, es waren die hellgeſtirnten Augen Manfrids von Temringen. Ueber ihnen zog ſich etwas durch die Stirn, das auf ihr nicht geweſen, als er Frankfurt in

der Mondnacht verlaſſen, eine noch nicht lang verharſchte Hiebnarbe. Sie ſtammte aus einem Kampfgetümmel, an dem er im Dienſt des Markgrafen Oberto Pelavicini, eines Hauptführers der ſtaufiſchen Sache in der Lombardei, theilgenommen, bei dem er faſt ein Jahr ſchon in Cremona verweilt. Dort hatte er mit Eifer und raſcher Auffaſſung auch die Sprache des Landes erlernt, daß er ſie beinah einem Italiener gleich zu reden wußte; nun war er vor einigen Tagen zu Fuß aufgebrochen, weiter gen Süden zu ziehn, und ſtand jetzt auf dem Bergkopf über Bologna.

In ſeinem Geſicht ließ ſich leſen, er gewahre die Stadt zum erſten Mal, doch beſitze Kunde von einem Gegenſtand, einem hervorragenden Bauwerk in ihr, nach dem ſein Blick ſuche. Zu Cremona hatte man ihm das Gebäude beſchrieben, das ziemlich inmitten der Häuſermaſſe einen ſtarken und hohen Thurm über ſich trage, ſo fand er's an dieſem Merkzeichen bald heraus. Der Palazzo del podestà war's, erſt im Beginn des Jahrhunderts erbaut und in allen Theilen ſeiner reichen Ausſchmückung noch jetzt nicht ganz vollendet; machtvoll hob er ſich aus ſeiner niedrigen Umgebung empor. Wie mit zwei Falkenaugen umfaßte Manfrid geraume Zeitlang den deutlich unterſcheidbaren Bau und den Thurm drüber, der ihm ſichtlich mehr den Blick anzog, als ſeine ſonderbaren ſchiefragenden Nachbarn. Dann wanderte

er bergab, dem weſtlichen Stadtthor zu, deſſen Wächter ihn unbehindert einließ. Er trug keine kriegeriſche Rüſtung, glich in ſeiner Kleidung einem Bürgerſohn des Landes.

Drinnen füllte Menſchengetriebe die vielfach von ſteinernen Laubengängen an den Seiten eingefaßten Straßen, alles redete von einem altgefeſteten, kraftvollen Gemeinweſen. Hier innerhalb der Mauern herrſchten Schutz und Sicherheit gegen Bedrohung von außen. In bunter Miſchung klangen Sprachen an's Ohr; von allen Völkern, weither floſſen der berühmten Hochſchule Jünger zu, würdig ſchritten ihre Lehrer, manche von weltbekanntem Ruf, zwiſchen ihnen. Doch führte jeder Bürger das Schwert am Gurt bei ſich, nicht zur Wehr wider äußere Feinde, aber bei Nacht auf Platz und Gaſſen konnte es einmal unvorgeſehen noth thun. Hier, wie in allen Städten Italiens barg ſich unter friedlichem Schein Ungewiſſes der nächſten Stunde, im Stillen lauerte Zwietracht auf den Anlaß eines Ausbruchs. Bologna, ſein Rath und die Mehrzahl ſeiner großen Geſchlechter waren wohl guelfiſch, und die Streitmacht der Stadt ſtand unerſchütterlich gegen den ſtaufiſchen Kaiſer. Indeß, wie nirgendwo, fehlte es auch in ihr nicht an heimlichen Ghibellinen, die zwar ihre Geſinnung nicht auf offenem Markt zur Schau boten und ſich der Niederwerfung durch die Ueberzahl preisgaben.

Doch im nächtlichen Dunkel konnte manchmal plötzlich auf den Straßen ein Getöse losbrechen: ein Ruf: „Ecco Ghibellini!“ Schwerter klirrten, vom Haß geführt, wild und wüthig gegen einander, und das Morgenlicht sah den Boden mit Blut bedeckt. Umsonst suchten dann zumeist die Häscher des Raths nach den Thätern, der Tag gab nicht kund, was die Finsterniß verborgen gehalten. Ein altes Wort sagte, die Nacht sei keines Menschen Freund, und wie draußen in Busch und Bergwildniß mußte auch auf den Gassen im Dunkel jeder selbst für sich Sorge tragen. Zu Bologna aber war grad' in letzter Zeit den Staufenanhängern der Muth gewachsen, da die ghibellinische Partei in Rom, von dem einflußreichen Geschlecht der Colonna geführt, Brancaleone de Andalò, Grafen von Casalechio zum Podestà etwählt hatte. Und er entstammte einem von alters treustaufisch bewährten bologneser Geschlecht.

Vorschreitend gelangte Manfrid von Temringen bald an den großen Hauptplatz der Stadt, an den sich ein kleinerer anschloß, den um zwei Jahrhunderte später der flandrische Bildhauer Jean de Boullogne mit der gewaltigen Gestalt eines Neptun über einem wasserreich sprudelnden Brunnen schmücken und ihm den Namen „piazzo del Nettuno“ verleihen sollte. Jetzt ward er kurzweg noch „piazza del pozzo“ benannt, denn ein

alter Brunnen, der größte der Stadt, nahm ſchon ſeine Mitte ein; Mägde und Töchter aus den umliegenden Häuſern kamen und ſtanden im bereits abendlich werdenden Licht, aus ihm zu ſchöpfen. Sie ließen ſich Zeit, mancherlei Zwieſprache dabei miteinander zu halten; nah gegenüber hob der palazzo del Podestà ſeine Mauerwand in die Luft.

Stadtfremd trat Manfrid zu einer der jungen Mägde, ſprach ſie an, ſich bei ihr nach einer Herberge für die Nacht zu erkundigen. Sie gab bereitwillig Auskunft, ſichtlich flößte ſein Aeußeres ihr Wohlgefallen ein. Lachend fügte ſie bei: „Ihr ſeid kein Italiener, obwohl Ihr faſt redet, als wäret Ihr's. Aber ich ſah ſchon manche, die aus dem deutſchen Land kamen, man erkennt ſie an ihren Augen, und ſo erkenn' ich auch Euch."

„Und wie heißt Ihr?" fragte er, „daß ich Euch bei Eurem Namen danke." „Sie antwortete: „Graziella," und er gab artig zurück: „So ſeid Ihr nach Eurer Art benannt, tragt den Namen, den ich Euch beilegen würde."

Eine Erwiderung war's, die ihr keinen Unmuth bereiten konnte; ſie verſetzte raſch: „Man ſagt wohl, die Deutſchen ſeien Bären, aber —"

Doch ſie brach, den Arm emporhebend ab: „Ecco il rè Enzo — der iſt's gewiß nicht, und mich däucht,

Ihr habt etwas von ihm im Geſicht und in der Geſtalt.“

Ihre Hand deutete nach einer mit dicken Eiſenſtäben verwahrten Fenſteröffnung im erſten Stockwerk des palazzo del Podestà, wo gegenwärtig hinter dem Gitterwerk ein heller Schein von goldblondem Haar eines herausblickenden Kopfes ſichtbar geworden. Manfrids Blick folgte der Weiſung. „Von wem ſprecht Ihr?“ fragte er.

Halb erſtaunt ſah ſie ihn an, entgegnete: „Vom König Enzo — Ihr verſteht's wohl nicht, wir heißen ihn ſo; bei Euch, glaube ich, benennen ſie ihn Enzio oder ſonſt noch, ich hört's einmal.“

Doch der Temringer ſchüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, von wem Ihr redet, Graziella.“

Nun antwortete ſie, vollverwunderten Tons: „Ihr wißt nicht vom Sohne Kaiſer Friedrichs, den unſere Stadt zum Gefangenen gemacht, bald fünf Jahre mögen's ſein, und dort im Palaſt ſeitdem in Haft hält? Davon, dächt' ich, müßte jeder Deutſche Kunde beſitzen.“

„Ich nicht, Graziella. Hat der Kaiſer Friedrich denn noch einen andern Sohn hinterlaſſen, als den Kaiſer Konrad und deſſen Bruder Heinrich, der im letzten Jahr geſtorben?“

Mit einem halblachenden Klang flog ihr vom Mund: „Gar manch' andere, glaub' ich, noch. Ihr wißt, er war zumeiſt in unſer'm Land, und es giebt

viel ſchöne Frauen in Italien. Doch wie's geſchehen, kann ich Euch nicht ſagen — ich meine, wie's geſchehn, daß der König Enzo unſer Gefangener worden, denn ich war noch ein Kind damals, das nichts von ſolchen Dingen verſtand. Aber ich lief mit zu und ſah's, als man ihn in die Stadt hereinbrachte, und ſo ſehe ich ihn noch vor mir. Ein gar gefürchteter Gegner war er für uns geweſen, wohl von allen der gefährlichſte und tapferſte; da war der Jubel groß, daß wir ihn in Händen hielten. Ein Gefangener war er, doch mit königlichen Ehren führte man ihn in's Thor und durch die Straßen, auf einem ſchneeweißen Roß, und die Hände hatte man ihm mit goldenen Feſſeln umſchlungen. Hinter ihm ritten die andern vornehmen Herren, die mit ihm gefangen worden, von einigen weiß ich noch die Namen, Marino di Ebulo, Buoſa da Doara und ein deutſcher Graf Konrado, deſſen Namen ich nicht ſprechen kann. Aber keiner kam von weitem ihm nah an wunderſamem Antlitz und hoher Geſtalt; auf den erſten Blick ſah jeder, er war der König. Baarhäuptig ſaß er, doch vom Scheitel fielen bis an den Gürtel, wie Gold glänzend, die Locken um ihn nieder; jeder Frau, die ihn gewahrte, ging der Herzſchlag raſcher in der Bruſt. Mit blauen Augen, wie zwei Edelgeſteinen, ſah er über die Menge, unbekümmert, freundlich grüßend, ganz ſeinem Vater gleich, ſagten, die den Kaiſer Fried-

rich kannten. Dort brachten ſie ihn mit den andern in's Thor des Palaſtes, und die ſchwere Thür fiel hinter ihm zu. Seit dem Tag hat niemand andres mehr von ihm erblickt, als was Ihr drüben ſeht, den Schimmer ſeines Haars hinter dem Gitter. Denn die Herren unſrer Stadt, ſagt man, fürchten ihn ſo ſehr, daß ſie ihn für kein Löſegeld davonlaſſen, ſondern in ewiger Gefangenſchaft halten wollen bis an ſeinen Tod Il povero ré!"

Bei'm letzten ſeufzte Graziella leicht; tief zu Herzen ging's ihr wohl nicht, doch ſie war jung und hübſch und hatte ein Bedauern mit Dem, der auch jung und ſo ſchön, dazu ein König war, doch durch die Eiſenſtäbe ſeines Fenſters hindurch nicht einmal ſo wie ſie hierher an den Brunnen herab konnte. Für ihren Zuhörer aber war augenſcheinlich alles, was ſie geſprochen, fremd und neu und er ſelbſt für ſie ein verwunderlich fremdartiger Deutſcher, ſeltſam unwiſſend, da er nie vom König Enzo gehört und zugleich nicht begriffen, obwohl er doch lang über das Knabenalter hinausgewachſen, daß der Kaiſer Friedrich noch andre Söhne gehabt haben könne. Die Miene Graziellas ſprach indeß nicht, daß ſie's ihm verüble; im Gegentheil blickten ihre ſchwarzen Augenſterne ihm ermuthigend in's Geſicht, und ſie äußerte, wenn er noch weiter Wunſch und Anliegen habe ſei ſie bereit, ihm zu willfahren. Und merklich

fand auch er Gefallen daran, noch bei der hübſchen Bürgerstochter ſtehn zu bleiben und mit ihr fortzureden, denn er erwiederte jetzt:

„Ich danke Euch, Eure Lippen wiſſen ſo gut zu reden, als ſie ſchön für den Anblick ſind, daß man alles mit Augen vor ſich zu ſehen vermeint, was ſie erzählen. Dort alſo hinter dem Gitter trauert der junge König um ſeine Freiheit wie ein Vogel im Käfig, und wohl in einem ſchlimmen, der nicht Raum, Luft und Licht giebt?“

Das indeß verneinte die Befragte: „Ich glaube nicht, daß er träumt, danach ſieht er nicht aus. Wie man ihn mit königlichen Ehren in die Stadt gebracht, wird er auch mit ſolchen dort gehalten. Nur die Fenſter um ihn ſind unfreundlich mit Eiſen verwahrt, doch die Halle drinnen, die er bewohnt — la sala del rè heißt ſie bei uns — iſt groß, hoch und hell und eines Kaiſerſohnes würdig geſchmückt. Was er wünſcht, ſteht ihm zu Gebot, er iſt reich und viele Diener ſind um ihn, zu thun, was er befiehlt. Niedriges kommt nicht in ſeine Nähe, der Rath hat ihm zu Wächtern nur Söhne aus den erſten Geſchlechtern der Stadt geſetzt, die ihm Ehrerbietung erweiſen gleich ſeinen Dienern. Doch iſt in der Halle hoch empor eine Kammer erbaut, zu der eine Treppe hinaufführt; darin muß er nach dem Gebot des Rathes ſtets die Nacht bis zum Morgenlicht

verbringen, und die Thür wird hinter ihm verſchloſſen. Aber es iſt nicht verboten, heißt's, oder unterliegt keiner zu ſtrengen Obacht, daß nicht jemand — ein Freund — droben in der Kammer ſich zu ihm geſellt, ihm das Dunkel durch Zwieſprache zu verkürzen. Zuweilen klingt auch in der Nachtſtille ſeine Stimme, die ein Lied ſingt, bis hier heraus, ich habe ſie ſchon vernommen. Denn er iſt ein Dichter, der ſchöne Verſe erſinnt und auf der Harfe ſpielt; da mag ſein Geſang dem Freunde Dank ſprechen, der ihn in ſeiner nächtlichen Einſamkeit tröſtet, oder in Sehnſucht nach ihm tönen, wenn er allein iſt."

Ein leicht ſchalkhafter Zug hatte den Mund Graziellas umſpielt, blieb noch um ihn, als ſie nun innehielt. Manfrid fragte, wie unwillkürlich von einem ihm auftauchenden Gedanken erfaßt: „Hat der König keine Gemahlin, die ſein ſchweres Geſchick mit ihm theilt und erleichtert?"

„O gewiß, ſogar zweimal war er vermählt, faſt als Knabe noch mit Adelaſia di Torre, der Erbtochter von Sardinien. Die aber ließ von ihm, als der Bannfluch ihn traf wie ſeinen Vater. Sie war feig und verkaufte ihr Herz für ihr Seelenheil, denn ſie bettelte im Frankenland bei'm Papſt, daß der ſie von ihm ſcheide. Danach nahm er eine Brudertochter Ezzelinos di Romano, des grauſamen Herrn von Cremona zum

Weibe, im Frühling des Jahr's geſchah's, als er in unſre Hand fiel. Doch glaub' ich, auch die wählte nicht ſein Herz aus, er that's nur um ihres Oheims willen, der einer der mächtigſten unter den Ghibellinen. Im Mai aber ſchon ward er zum Gefangenen; ob ſeine Frau Kummer drüber leidet, weiß ich nicht, nur daß es ihr nicht in den Sinn gekommen, ihm in ſein Gefängniß zu folgen. Und auch er, däucht mich, verzehrt ſich nicht in Gram über ihre Abweſenheit."

Das ließ den Hörer entgegnen: „Ihr ſagtet ſchon zuvor, er ſehe nicht danach aus, als ob er traure. Doch ſpracht Ihr auch, ſeit mehr denn vier Jahre gewahre niemand etwas von ihm, als ſein Goldhaar hinter den Fenſterſtäben. Woher ward Euch dann die Kunde ſeines Ausſehens?"

„Von meinen Augen, denn was ich vorhin geſagt, galt nur von Solchen, die hier unten am Palaſt vorübergehn. Aber kennt man ſeiner Wächter einen, wird's verſtattet, ihn droben von der Galerie des Saals aus zu betrachten, und ſchon öfter mit Anderen war ich dort."

„Die Erlaubniß nimmt mich Wunder. Beſorgt denn der Rath nicht, es könnte jemand ſie nutzen, ihn zu befreien?"

„O wer ſich deſſen unterfangen wollte, der würde ſich arg täuſchen. Er iſt ſicher bewacht von vielen

Augen und Händen, feſten Wänden und verriegelten Thüren. Als ſein Vater unſrer Stadt mit dem Schlimmſten drohte, wenn ſie ſeinen Sohn nicht loslaſſe, ſchrieb der Rath kurz zurück: Wir haben ihn und wir wollen ihn behalten. Das wird auch geſchehn, und ein Geſetz bedroht jeden, der einen Verſuch machen würde, ihn zu befreien, unter dem Henkerſchwert mit Hand und Fuß dafür zu büßen. Wär's nicht ſo unmöglich, hätt's freilich vielleicht dennoch einmal jemand gewagt — ein Freund — wenn auch wohl keiner von Eurem Geſchlecht. Zwar iſt der Arm eines Mannes kräftiger, aber Herzen giebt's, die ſchneller und muthiger ſchlagen, auch wider die böſeſte Gefahr. Vielleicht verleiht doch Euer Geſchlecht es ihnen, daß es geſchieht, wenn ſie ein fremdes Gewand, das Wams eines Mannes über ſich tragen. Davon aber vermag ich Euch nicht Kunde zu geben; man redet's nur, doch meine Augen haben's nicht geſehen."

Wieder begleitete das hübſche ſchelmiſche Lächeln die Schlußworte der Sprecherin und deutete, ſie wiſſe wohl noch mehr beizufügen und verſtändlicher zu reden, doch halte vor dem jungen deutſchen Fremdling, ihrem Magdthum geziemend, damit zurück. Manfrid von Temringen aber erwiederte jetzt nach kurzem Bedenken:

„Ohne Ahnung bin ich in Eure Stadt gekommen, daß ſie ſo abſondre Sehenswürdigkeit birgt. Nun habt

Ihr die Neubegier in mir geweckt, auch einmal den gefangenen König mit Augen zu gewahren. Ihr ſagtet freundlich zu, wenn ich noch einen Wunſch hege, ihn mir erfüllen zu wollen. Habt Ihr's nicht bedachtlos geſprochen und könnt mir durch Eure Bekanntſchaft gleichfalls für ein Weilchen den Zutritt auf die Galerie der Halle dort im Palaſt eröffnen, ſo werd' ich Euch dankbar ſein."

Erkennen ließ ſich's, es ſei Graziella nicht unwillkommen, noch wieder mit dem jungen Deutſchen zuſammen zu treffen. Sie antwortete: „Gewiß, ich ſagt's Euch zu, und leicht iſt's mir, Eurem Begehren zu willfahren; es ziemt, dem Wunſch eines Fremden behülflich zu ſein, daß er nicht üble Meinung von den Bewohnern unſrer Stadt mit ſich nimmt. Drüben in der Gaſſe, die vom Platz abbiegt, iſt meines Vaters, des Waffenſchmieds Savelli Haus, das dritte zur Rechten; fragt drin nach mir, wenn Euer Vorhaben meiner bedarf. Mein Vater war, in Eurem Alter, geraume Zeitlang im deutſchen Land und ſpricht gern davon; ſo hab' ich's wohl von ihm, daß deutſche Art mir wohlgefällt, drum gab ich Euch gern auf Eure Fragen Beſcheid. Er iſt aus gutem Bürgergeſchlecht unſrer Stadt und hält zu den Guelfen; doch auch wenn Ihr ghibelliniſche Geſinnung in Euch hegtet, brauchtet Ihr Euch nicht zu ſcheuen, bei ihm einzutreten, denn er gehört nicht zu

den blinden Parteimännern und Pfaffenfreunden und hat den Kaiſer Friedrich hoch verehrt, für deſſen Hand er einmal ein Schwert in ſeiner Werkſtatt ſchmieden gedurft. In jener Gaſſe dort findet Ihr die Herberge, nach der Ihr ſucht; das Bild eines Einhorns über der Thür wird ſie Euch deuten. A rivedere, messer Tedesco!“

Trotz dem zart erſcheinenden Arm hob Graziella kräftig den waſſergefüllten, blankglänzenden Kupferkeſſel, auf einen Tragring über ihrem ſchwarzumlockten Scheitel und ſchritt hoch aufrecht davon, ihrem Vaterhauſe zu. Nur eine Bürgerstochter war's, doch im Schnitt der Züge, wie in der Haltung, in der Gewandung und Anmuth des Ganges lag Schönes und etwas Vornehmes fremder Volksart, und klangvoll hatte ihr Mund gewandten Ausdrucks geredet, wie kaum da und dort der einer deutſchen Jungfrau aus edlem Geſchlecht. Unwillkürlich folgten die Augen Manfrids ihr, bis ſie in der Gaſſe verſchwand; einen kurzen Blick wandte er noch nach dem palazzo del Podestà, hinter deſſen Gitterfenſter der blonde Schimmer erloſchen war, und ſuchte dann die nahe Herberge zum Einhorn auf.

* * *

Viel heller Klang durchtönte ſtets in Bologna die Sommernacht, die der April jetzt wieder warm und

lockend zurückgebracht. Raſch entzündet war das von der Natur heißer geſchaffene Blut der Söhne und Töchter des Südlandes; Saitenſpiel und Geſang warben unten im Dunkel der Straßen, und aus der Höhe herab, von den Balkonen ward ihnen heimlich Antwort, Gewähr und Verheißung. Die vielköpfige Schaar der jungen Studenten trug nicht am wenigſten zu dieſem nächtlichen Leben bei, nicht nach der Wiſſenſchaft allein ſtand ihr Verlangen. Zahlreich fanden ſich darunter Jünglinge von vornehmer Geburt, bei denen der Rath, die Anziehungskraft der Hochſchule nicht zu mindern, manch' lärmenden Ausſchreitungen gegenüber ein Auge und Ohr zuſchloß, denn auch was an Geld durch ſie der Stadt zu Gute kam, war nicht bedeutungslos. Wie ſie aber aus allen Landen des Erdtheils, ſelbſt vom fernſten Weſten und Oſten, wie vom hohen Norden her hier zuſammenfloſſen, bunt ihre Sprachen ineinander miſchend, ſo klangen häufig bei'm Geſang von den Straßen auch fremdzungige Lieder durch die Nacht, den wenig ſprachkundigen Eingeborenen nach Wort und Sinn zumeiſt unverſtändlich, doch wenn die Stimmen wohllauteten, vom ſangliebenden Volke gern gehört. Das Menſchenleben übte immer ſeinen alten Brauch weiter; ob waffenraſſelnd draußen Guelfen und Ghibellinen, Stadt wider Stadt ſich aus Hader und Haß, Macht- und Habgier bekämpften, hierinnen gingen und hingen

die Einzelnen ſtets ihren Sonderwünſchen und Zielen nach, dem von je hergebrachten Menſchentrachten nach plumperem oder feinerem Sinnengenuß, der Luſt am Trunk, am Weibe, am heiter Auge und Ohr Ergötzenden. Mehr aber noch als anderswo zeitigte dieſe Triebe zu üppigem Wachsthum Bologna la grassa.

So machte auch heut' vor allem die Jugend vielfach die Aprilnacht zum Tag unter mildflimmerndem, nur leichten Schimmer in das Dunkel der Straßen herabſtreuendem Sternenhimmel. Lauten Ueberſchwang des Blutes, Lachen und Beluſtigung gab's, auch Zorn und Streit, von Rauſch und Leidenſchaft entflammt; Cremona, das geigenberühmte, lag unfern, und hier und dort ging der Fiedelbogen zu einem nächtlichen Ständchen über die klingenden Saiten, Geſang junger Stimmen ſcholl drein. Seltener allgemach mit dem Vorſchritt der Nacht, doch dann tönte noch einmal auf der leergewordenen piazza del pozzo ein Lied auf. Aus einem deutſchen Munde kam's in ſeiner Sprache und kleidete in ſeinen Reimklang eine Begebenheit, die ſeit bald zwei Lebensaltern in allen Landen oft im Geſang fahrender Spielleute wiederkehrte. Ihr eignes Weſen ſpiegelte ſich drin, brachte einem ruhmreichen Vorbild und Vorgänger Huldigung dar; ſo hatte der Inhalt auch Eingang bei den Studenten gefunden, wen der Sängertrieb erfaßte, der ſchuf ſich gern ſelbſt aus

jenem ein Gedicht und ließ es von den Lippen klingen. Gegen den Schluß des vergangenen Jahrhunderts war der König Richard von England, „Löwenherz" zubenannt, zu einem Kreuzzug vor Jeruſalem gezogen, doch auf der Rückfahrt bei Aquileja Schiffbruch erleidend, in die Gewalt ſeines Gegners, Kaiſers Heinrich des Sechſten gefallen, der ihn als Gefangenen in die pfälziſche Burg Trifels gebracht. Vergeblich bot er hohes Löſegeld für ſeine Freiheit; lange Zeit ſaß er, zu einem noch öder entlegenen Burggemäuer weiter geführt, auf dem Dürrenſtein in ſchwerer Haft, einſam verlaſſen, wie vom Erdboden verſchwunden. Denn im Geheimen war's geſchehn, niemand wußte, wo er geblieben ſei, in ſeinem Lande glaubte man ihn todt. Nur ein Freund, der ihn auf dem Kreuzzug begleitet und an ihm mit dem Herzen gehangen, ein franzöſiſcher Dichter und Sänger, des Namens Blondel, ließ nicht ab, den ſpurlos Verſchollenen noch für lebend zu halten und nach ihm zu ſuchen. Umſonſt irrte er, als Pilger gekleidet, lange überall durch Deutſchland umher, doch zuletzt kam er an den Dürrenſtein und ſang unter ihm, wie er's allerorten gethan, bei Nacht ein dem König wohlbekanntes franzöſiſches Lied, auf das er von droben Antwort empfing. So entdeckte er, daß jener dort hinter den Mauern ſchmachte, kündete es in England und aller Welt, und die Freundestreue errang, daß Kaiſer

Heinrich ſich nicht mehr weigern konnte, Richard gegen Löſegeld die Freiheit zurückzugeben. Blondel aber war dergeſtalt allen Sängern zu einem leuchtenden Helden ihrer freien Zunft geworden, ſie prieſen ihn in Worten und Weiſen, wunderſame Mären wuchſen ſchon um ſein Gedächtniß. Und ſo klang auch heut' zu Bologna noch ſpät in der Nacht auf der piazza del pozzo ihm zu Ehren ein Lied in deutſcher Zunge auf, von heller Stimme geſungen:

„In Ketten König Richard lag
Und klagte ſchwer der harten Wand:
Wann ſeh' ich noch der Freiheit Tag?
Wann ſeh' ich noch mein Engelland?

„Doch um die Burg ging ſchwarzer Wald,
Nur Raben flogen um den Thurm;
Nur Nebel ſtiegen grau und kalt,
Und Wolken trieb vorbei der Sturm.

„Da kam's einmal, da klang's einmal
Von draußen aus der Nacht empor;
In Frankreichs Sprache heimlich ſtahl
Ein Lied ſich an des Königs Ohr:

„Ich ſuchte Dich, ich fand Dich auf,
Mich ſchreckt nicht Tod und was es ſei!
Mein Leben biet' ich froh zu Kauf,
Daß ich aus Banden Dich befrei'!

„Verlaſſen biſt Du nicht im Leid,
Dein treuer Blondel kam zu Dir.
Mein Herr und König, ſei bereit!
Sprech' morgen ich in ſchlichtem Kleid
Dich an, da gieb ein Zeichen mir!"

Wohl von gutem Weintrunk angeregt, klang die helle Stimme freudig weithintönend über den nächtlichen Platz, auf dem nur noch ein paar Bürger der Stadt daherkamen und zuhörend ſtehen blieben. Sie verſtanden die Worte und den Inhalt der Verſe nicht, doch einer von ihnen ſagte nach dem Schluß: „Euer Lied klingt gut, Herr Student, ſingt's noch einmal, wenn's Euch gefällt!“

Der Angeſprochene war merklich in heitrer Laune, und der Beifall von Hörern ſchien ihm zu ſchmeicheln. Bereitwillig verſetzte er gleichfalls in italieniſcher Zunge: „Gern, wenn Ihr's nochmals vernehmen wollt. Wer ſingt, wünſcht, daß man ihn höre.“ Und der Aufforderung nachkommend, wiederholte er, noch kraftvoller hallend, ſeinen Geſang. Dafür lohnten ihm nun die Bürger mit klatſchenden Händen und dem Begleitwort: „Eure Stimme hat Gewalt; ob Eure Liebſte auch tief ſchlafen mag, Ihr werdet ſie aufwecken, daß ſie dem Lied lauſchen muß.“

„Das iſt des Sängers Hoffnung und Begehr,“ ſcholl noch einmal die Erwiederung. Dann hallten die Schritte durch die Nachtſtille hierhin und dorthin auseinander, und menſchenleer lag der Brunnenplatz im Dunkel; eben nur ließ der Schein der Sterne noch das ſchwarze Aufragen der Mauern des palazzo del Podestà unterſcheiden.

* * *

Offenbar war in Manfrid von Temringen der Wunſch, den gefangenen König Enzio einmal mit Augen zu ſehen, lebhaft erregt worden und über Nacht nicht vergangen, denn am nächſten Vormittag kehrte er in dem ihm von Graziella als ihres Vaters Haus gedeuteten Gebäude ein. Der Waffenſchmied Landolfo Savelli hatte ſchon durch ſeine Tochter von ihm vernommen, empfing ihn freundlich und zeigte, daß er in der That eine rege Vorliebe für deutſches Land und deſſen Bewohner hege. Denn er lud den Fremden, als von dorther gekommen, gaſtlich an ſeinen Tiſch und pflog bei guter Speiſe und Wein eifrige, wißbegierige Unterhaltung mit ihm. Wie's das Mädchen kundgethan, war er guelfiſcher Geſinnung, doch mit dem Verſtand, der Fürſorge und Liebe für ſein Heimathland, deſſen Zwietracht, Zerriſſenheit und endloſe Kriegsnoth ihm aus dem Hader der beiden großen Parteien und unberechtigtem Anſpruch der Kaiſer an den Norden und die Mitte Italiens entſprang. Im Süden erkannte er ihr Erbrecht auf Neapel und Sicilien voll an; vor allem dagegen in der Lombardei und der Emilia ſah er Frieden und Wohlfahrt nur durch Selbſtändigkeit und erhöhte Kraftentwicklung der Städte möglich, deren gefährlichſter Gegner König Enzio geweſen. Darum thue Bologna wohl und weiſe daran, ſeinen Gefangenen ſelbſt für das höchſte Löſegeld nicht wieder in Freiheit

zu ſetzen, ob man auch ſein Mißgeſchick bedauern und mitfühlende Theilnahme für ihn hegen müſſe. Denn unverkennbar trug Landolfo im Herzen eine ghibelliniſche Neigung, eine menſchliche Bewunderung und Verehrung der großen Geſtalten des ſtaufiſchen Geſchlechts und machte daraus kein Hehl, wenn er von ihrem Kampf gegen römiſche Pfaffenränke und -Argliſt redete. Die haßte er nicht minder, als es nur irgendein Waiblinger vermochte, und wider die von ihm eingenommene Partei erhoffte er zum Ruhm ſeiner Vaterſtadt von Brancaleone de Andalò, dem neuen Padeſtà Roms die Niederwerfung der dortigen Guelfen und die abermalige Vertreibung Innocenz des Vierten. In ſeinem Kopf und Herzen ſtellte der bologneſer Waffenſchmied ein kleines Abbild der tauſendfältigen innerlichen Widerſprüche dar, die überall in der Zeit ſeltſam hin und her wogten. Er hätte nicht gezaudert, ſeine Vaterſtadt gegen einen ghibelliniſchen Anſturm auf Tod und Leben zu vertheidigen, doch es zuckte ihm zugleich in der Fauſt, das Schwert, das er geſchmiedet, an der Seite der Staufer mit zu gebrauchen, um die Geiſter aus dem Joch der päpſtlichen Herrſchgier frei zu machen. Noth thue es dazu an den rechten Männern, denn der Kaiſer Konrad ſei noch gar jung und ſcheine nicht ſo, wie's nothwendig, an ſicherer Entſchloſſenheit, Einſicht und Selbſtbeherrſchung ſeinem großen Vater gleich.

Deſſen Ebenbilder ſtellten ſich leiblich und geiſtig weit mehr in Enzio und Manfredi dar; bei dem erſteren überwiege zwar wohl Kaiſer Friedrichs Zug zur Dichtung und zur philoſophiſchen Weltbetrachtung, der freudiger Lebensgenuß als das weiſeſte und höchſte Menſchenziel bedünke. Das erſcheine dem Fürſten Manfredi wohl auch gleicherweiſe als das Begehrenswertheſte, doch habe der die ganze väterliche Erbſchaft überkommen, zu jener ſeines Bruders den hochtrachtenden ſtaufiſchen Sinn, Drang nach Macht, Ruhm und Größe und trotz ſeiner Jugend ſchon tiefblickende Erkenntniß, klugen Rathſchlag und männliche Thatkraft. Savelli erwies ſich als ein gutunterrichteter, verſtändnißvoller Mann; was er ſprach, bezeugte auch unwillentlich ſeine innerliche Antheilnahme am Geſchlecht der Staufer. Dann aber bat er ſeinen Gaſt, ihm vom deutſchen Land zu berichten, hörte, gleich Graziella, aufmerkſam zu und bekundete manchmal aufwallende Empörung über die Fürſten, welche die kaiſerliche Gewalt im Reich zu ſchwächen trachteten und dem päpſtlichen Gegenkönig anhingen. Weder er noch ſeine Tochter richteten eine Frage an Manfrid, welcher Zweck dieſen nach Italien geführt habe. Doch war's wohl zu empfinden, daß beide nicht zweifelten, er ſei ein Ghibelline, der, ob auch hier in friedlichem Gewand, dem Kaiſer Konrad nachfolge, ihm als Kriegsmann Heerdienſt zu thun. Das aber geſchah im Süden, wider

Pfaffenkunſt und Trug, ging die Wohlfahrt Bolognas nicht an und am wenigſten den Waffenſchmied. Oder richtiger, er begleitete im Stillen vielmehr ſeinen jungen Gaſt mit den beſten Wünſchen für den Erfolg dorthin auf den Weg, und Alles, was er zum Ausdruck brachte, ließ erkennen, daß jener ihm trefflich gefalle und daß er ihn als eine tüchtige Stütze der ſtaufiſchen Sache im Süden ſchätze.

So ſaßen ſie nach der Mahlzeit noch mehrere Stunden lang beiſammen, dann erfüllte Landolfo die geſtern von ſeiner Tochter gemachte Zuſage, verſchaffte durch ſeine Bekanntſchaft mit einem der Wächter dem Fremdling Zutritt im palazzo del Podestà. Er ſelbſt kehrte nach Hauſe zurück, während Manfrid die ihm gedeutete Treppe hinanſtieg und auf die über der Halle umlaufende Brüſtung gelangte. Eine ziemliche Anzahl von Stadtbewohnern, Männern und Frauen, die der gleiche Wunſch hergeführt, war hier verſammelt; um die Nachmittagszeit ward er gewährt, und dieſe ſchritt bereits ziemlich weit vor. Durch die hohen Gitterfenſter fiel die ſchräge Sonne in den weiten Raum, deſſen Boden ein koſtbares Teppichgewirk deckte, füllte ihn mit einem freudigen Licht an. Wie ein fürſtlicher Schloßſaal nahm er ſich aus, ſchön im Maß und bildgeſchmückt; die reiche Ausſtattung an kunſtvoll gearbeiteten Schreinen, Tiſchen und Ruhbänken entſprach ihm; ſichtlich hielt die

Stadt ihren Gefangenen in königlicher Haft. An dieſe gemahnten nur die Eiſenſtäbe der Fenſter und der eigenthümlich inmitten der Halle erhöhte Bau, der als Schlafkammer diente. Von einer Bewachung nahm der Blick an äußeren Merkzeichen nichts gewahr. Wie ein fürſtliches Hoflager erſchien's, Diener hielten ſich, des Ruf's gewärtig, im Hintergrund, Freunde Enzios bildeten da und dort kleine Gruppen. Wie ſie, waren die Wächter Edelleute, unterſchieden ſich von ihnen nicht in der Tracht, noch in der Ehrerbietung der Haltung und des Benehmens. Doch nur ein anmuthiger Schein trog, der die Wirklichkeit unter ſich verbarg. Draußen hielten die eiſengewappneten Wachen ſichre Hut, und ſchwer verriegelte Thüren ſchloſſen den Saal. Mit Liſt oder Gewalt einen Fluchtverſuch zu planen, erſchien nicht möglich.

Als Manfrid von Temringen auf die Galerie trat, fand ſein erſter Blick Den aus, nach dem er ſuchte. Seitwärts an einem Tiſch ſaß ein einzelner Mann mit Schriftwerken beſchäftigt. Nicht ſeine prächtige Kleidung hob ihn ſo ſehr aus allen Andern hervor, als ein Hauptſchmuck, den die Natur ihm verliehen. Wie aus Gold gewirkt, fiel eine Ueberfülle blonden Haars ihm vom Scheitel bis an den rubinleuchtenden Gürtel herab und deutete dem Unkundigen zweifellos, das ſei der König. Er ſprach einem Schreiber am Nebentiſch Sätze

vor, welche dieſer auf Pergament niederſchrieb; daß Zuſchauer ihn von der Brüſtung her betrachteten, bekümmerte ihn nicht. Er war von je gewöhnt, daß alle Augen ſich auf ihn richteten, der Drang der Neugier mochte ihn eher befriedigen, als verletzen. Ab und zu ſtreifte er einmal mit dem Blick kurz über die droben ſich herabbiegenden Geſichter, dann fuhr er in ſeiner Beſchäftigung fort.

Manfrids Augen hatten zuerſt nach ihm geſucht, danach prüfend alle Wände der Halle, die Fenſter, das Gewölbe, die Thüren übermuſtert. Nun wandte er ſein Geſicht wieder dem König zu.

Worte, die er geſtern draußen am Brunnen vernommen, kamen ihm in's Gedächtniß. So ſah niemand aus, der um ſeine Freiheit trauerte. Der junge Fürſt mußte gewaltige Selbſtbeherrſchung über ſeine Miene üben.

Da hob er wieder einmal den Kopf nach der Brüſtung, und flüchtig beſagte ein ſcharfer Stauferblick, daß er dort etwas bisher nicht Erſchautes gewahre. Doch zugleich ward drunten eine Thür geöffnet, durch ſie hin erblickte man kurz die mit Schwert und Lanze gerüſteten Außenwächter, dann ſchloß ſie ſich dumpffallend wieder zu. Ein junger Mann war eingelaſſen worden, nach ſeiner Tracht und der Neigung der Diener vor ihm von vornehmem Rang; deutlicher noch that

dies kund, daß Enzio ſich plötzlich erhob, ihm raſch entgegentrat und ſeine Hand zum Gruß faßte. Nur leicht wahrnehmbar zog er den linken Fuß ein wenig mühſamer nach, denn in einem Kampf bei Capriolo vor ſchon langen Jahren hatte ihn ein Pfeilſchuß ſchwer an der Hüfte verwundet; doch nun erſt ließ ſich klar der hohe, ſchlanke Wuchs des Königs erkennen, auch ſeine herrlich gebildeten Züge, Jünglingsanmuth mit männlicher Kraft verbindend. In ihnen aber war eine jähe Wandlung vorgegangen, vor allem in den Augen, kaum erſchienen dieſe Manfrid von Temringen als die gleichen, die ihm eben zuvor mit der Falkenſchärfe in's Geſicht getroffen. Wie zwei blaue Edelſteine leuchteten ſie jetzt dem von ihm Begrüßten entgegen; der berückende Zauber, von dem die Dichter geſungen, ſtrahlte ſonnenhaft aus dem Antlitz des Kaiſerſohnes. Er ließ die Hand des jungen Ankömmlings nicht, führte ihn an ihr mit ſich nach einer Ruhebank. Der bot eine um mehr als Haupteslänge kleinere und wohl auch weit ſchmächtigere Geſtalt, doch ward dieſe nicht erkennbar, denn ein reichgewirkter Mantel hüllte ihn vom Nacken bis über die Knie herab ein, und ein breitrandiges Barett ſchattete auf das Geſicht. Nur der vorgeſtreckte Arm zeigte den Aermel einem koſtbaren Sammetwams angehörig, diamantblitzende Schnallen ſchloſſen die feinen Schuhe über den ungewöhnlich ſchmalen Füßen. Es

mußte ein naher, der nächſtvertraute Freund des Königs ſein, der leiſe in deutſcher Sprache mit ihm redete; alle in der Halle Anweſenden zogen ſich aus der Nähe der Beiden zurück. Nun ließ Enzio ſich an der Seite des Freundes auf einen mit bunten Pardelfellen bedeckten Sitz nieder; kurze Weile verging, da ſchien ihm etwas in die Erinnerung zu kommen. Er hob wieder den Blick, doch jetzt den der wie zwei Saphire glanzwerfenden Augen nach der Stelle, an der Manfrid ſtand, dann ſtreckte er den Arm nach einer vergoldeten Harfe neben der Ruhbank und ließ die Saiten unter ſeinen Fingern klingen. Das that er oft, faſt täglich um dieſe Stunde, ein von ihm gedichtetes Lied dazu ſingend, und ſo hob er auch jetzt ein ſolches an. Wie manchmal, den Meiſten im Saal unverſtändlich, in deutſcher Sprache, die er, von ſeinem Vater her, gleich der italieniſchen beherrſchte. Aber ſeine Stimme klang wundervoll, melodiſch weich und ſtark zugleich, ſo daß jedes Ohr geſpannt lauſchte, wie er ſang:

„Es träumte mir zur Nacht,
Ich ſei der König Löwenherz.
Ein Sänger hielt am Thore Wacht,
Zu tröſten mich in Noth und Schmerz.

„Doch als ſein Lied verklang,
Die Saiten griff auch meine Hand;
Und wollt Ihr hören, was ich ſang:
Nicht Klage war's der harten Wand.

„Von grauen Wolken nicht
Und kalten Nebeln ſprach mein Lied;
Es klang von ſüßem Sonnenlicht
Und Frühlingshuld, die um mich zieht.

„Sie iſt mir ſtets bereit,
Und immer ihr bereit bin ich;
Verlaſſen bin ich nicht in Leid,
Denn alles Leid verließ ja mich.

„Weit ſind von mir geflohn
Der Kummer und der Wunſch zugleich:
Nicht ſeufz' ich mehr um Englands Thron,
Dem Kaiſer gönn' ich Ruhm und Reich.

„Denn reicher noch, als er,
Und höher noch bin ich geſtellt:
Des ſchönſten Reiches bin ich Herr,
Dem keines gleich in weiter Welt.

„In Banden lieg' ich zwar,
Doch meine Feſſeln ſind aus Gold;
So zart gewebt wie ſeid'nes Haar,
Wie Wellen weich, wie Roſen hold.

„Nicht frei mehr will ich ſein,
Nach meinen Banden ſchmacht' ich nur;
Mein Sehnſuchtsglück ſind ſie allein,
Und ich bin nur ihr Troubadour.

„Mein Blondel, habe Dank!
Doch ſuche weiter nichts bei mir!
Mein Herz iſt froh, mein Herz iſt krank —
Fahr' wohl! Dies Zeichen geb' ich Dir.

„So träumte mir zur Nacht,
Der König Löwenherz ſei ich.
Im Traum hab' ich dies Lied erdacht —
Gefiel es Euch? Ich ſang's für Dich."

Bei der Schlußzeile hob König Enzio den Arm und legte ihn um die Schulter des neben ihm ſitzenden

Freundes, dieſem in die Augen ſehend. Der mußte auch der deutſchen Sprache mächtig ſein und den Wortlaut des Geſanges verſtanden haben, denn mit einem ſtumm und doch beredt erwiedernden Blick entgegnete er bejahend auf die letzte Frage. Vor Manfrids Augen aber fiel es plötzlich wie Schuppen herab. Das war kein Freund, kein Mann oder Jüngling; dies weiche, liebliche Antlitz unter dem Barett gehörte einem jungen Weibe, einer Freundin, einer Geliebten an, die ſich in Mannestracht verbarg, um den Gefangenen beſuchen zu können. Oder nicht verbarg, das vermochte ſie nicht, doch die Wächter ließen den Schein gelten und verſtatteten ihr ſo, jedenfalls vom Rath der Stadt dazu befugt, den Eingang in die Halle. Der Geſang Enzios aber war zweifellos eine Antwort auf das Lied geweſen, das Manfrid von Temringen in der Nacht auf dem Brunnenplatz geſungen. Der König hatte ihn droben erkannt und auf die Worte jenes Liedes mehrfach mit den gleichen erwiedert.

Dieſe Entgegnung jedoch traf ihn, dem ſie galt, ſo unerwartet zugleich in's Ohr und in's innerſte Gefühl, daß er, wie ſinnbetäubt daſtehend, in den Raum drunten hinabſtarrte. Doch nicht ſtumm, denn ohne daß er's wußte, flog das, was er dachte und empfand, bittren Klangs, als lauter Ruf über ſeine Lippen heraus: „Dein Herz iſt weibiſch geworden, König Enzio, und Du willſt nicht frei werden — ſo fahr' wohl!

Dazu wandte Manfrid ſich ab, die Galerie zu verlaſſen; gleichzeitig aber kam's ihm auch zum Bewußtwerden, er habe nicht ſtill für ſich gedacht, ſondern ſeinen Unmuth mit tönender Stimme kundgethan. Das bezeugte ihm auch Andres, denn im Saal ſcholl jäh das Gebot eines Wächters, der des Deutſchen mächtig ſein mußte und dem vielleicht ſchon der Geſang Enzios einen Verdacht eingeflößt: „Schließt alle Thore! Es iſt Einer im Palaſt, der den König zu befreien ſucht!“ Die Bologneſer Bürger auf der Brüſtung hörten's und ſtreckten ihre Hände nach Dem, von deſſen Mund aus ihrer Mitte der ſonderbare Ausruf gekommen. Doch zur Beſinnung zurückgekehrt, warf er ſie kräftig von ſich ab erreichte die Treppe und, die Stufen niedereilend, das Palaſtthor, eh' es geſchloſſen worden. So gelangte er auf den Brunnenplatz hinaus, ihm nach aber ſtürzten Verfolger, draußen Stehenden und Gehenden zuſchreiend, ihn zu halten, er habe die Flucht König Enzos geplant. Schnellfüßig floh Manfrid über den kleineren Platz dem größeren zu; nicht Todesangſt ſcheuchte ihn zu ſchreckhafter Haſt, doch ein im Kopf ihm aufgewachtes Gedächtniß an Worte, die er geſtern gehört, nach einem Geſetz der Stadt verliere Hand und Fuß, wer den Gefangenen frei zu machen trachte. Ringsum ward das Gelärm der Stimmen gehört, bereiteten ſich Arme, ihn zu faſſen; vor ihm drängte ſich ein Haufen zu ſperrender

Wand. Nur an einer Seite blieb noch ein ſchmaler Durchweg, und blindlings lief er dort in eine enge Gaſſe hinein, hinter ihm dröhnten die Füße, tobte das Geſchrei. Da ſah er plötzlich unter einer offenen Thürwölbung dicht vor ſich ein bekanntes Geſicht, ohne daß ihm klar ward, wem es angehöre, woher er's kenne. Graziella Savelli war's; ſtaunend hörte und ſah ſie den Aufruhr, doch mit blitzartigem Verſtändniß. Im Nu ergriff ſie die Hand des Verfolgten, riß ihn in's Haus, ſchlug die Thür zu und ſtieß den Riegel vor. So ſchnell geſchah's, daß in dem halben Dämmern, das ſchon über der Gaſſe lag, kein Blick der Nachſetzenden es deutlich wahrgenommen; es ſchien, als habe plötzlich der Boden ihn verſchlungen. Dann kam's dem Vorderſten, der Bedrohte müſſe in ein Haus geflüchtet ſein. Sie ſchlugen an die nächſten Thüren, auch an die des Waffenſchmieds; ein Weilchen verging, eh' Landolfo mit einem Arbeitshammer in der Hand aus ſeiner Werkſtatt kam und öffnete. Verwunderten Geſichts fragte er, weshalb ſie an ſeiner Thür lärmten, erwiederte auf ihre Antwort: „Einen Ghibellinen ſucht ihr bei mir, dem Guelfen? Ich denke, ihr ſolltet mich kennen; fahndet in andern Häuſern, nicht in meinem!" Eine Stimme entgegnete ihm: „Wir glauben nicht, daß Ihr ihn bergt, ohne Euer Wiſſen kann er in's Haus geflohen ſein." Doch darauf verſetzte Landolfo unwirſch: „Ihr ſeid

Narren, eben zog ich ſelbſt den Riegel fort, euch aufzuthun. Macht euch weiter, ich hab' Beſſeres zu ſchaffen, als mit euch zu ſchwatzen." Er führte deutend dabei einen Streich mit dem wuchtigen Hammer durch die Luft; es beſagte, er wolle zu ſeiner Arbeit kehren, aber, nicht mißzuverſtehn, lag auch etwas Abweiſendes darin für Den, der ſich erdreiſte, ihn länger zu ſtören. Und in der That kannte man ihn, nicht allein als gut guelfiſch bewährt, auch daß er heftig aufbrauſen konnte, wenn jemand ſeinen Zorn regte. Die Menge wandte ſich zurück, in den Nachbarhäuſern zu ſuchen, und die Thür ſchließend, ſchob er den Riegel wieder vor.

Doch um wenige Augenblicke ſpäter zeigte ſich, daß der Waffenſchmied trotzdem gewußt, was in ſeinem Hauſe geſchehen war. Im oberen Stockwerk gab er ein Zeichen an der Kammerthür Graziellas, und ihm ward geöffnet; eintretend ſprach er: „Ich ließ Euch hierher bringen, denn mir wäre Fug und Recht zugefallen, Den niederzuſtrecken, der mit Gewalt in meiner Tochter Gemach einzudringen geſucht. Wider meinen Willen und mein Gewiſſen ließt Ihr mich handeln, habt mich zur Lüge getrieben, das dank' ich Euch nicht. Aber Ihr waret Gaſt an meinem Tiſch, und ich wollte nicht, daß ein Deutſcher durch mich Einbuße an Hand und Fuß erleide, noch daß der Staufenkaiſer Eures Armes und Kopfes wider die Pfaffen entbehre. Iſt's Wahrheit,

was ſie Euch drunten nachredeten, ſo war's thöricht, was Ihr geplant, zwiefach, denn unmöglich iſt's, den gefangenen König zu befreien, und ich muthmaße, er ſelbſt hätte ſich dagegen geweigert. Vergebt, was ich zuerſt geſprochen; ich zürne Euch im Herzen nicht, Ihr trachtetet als Mann zu thun, was Ihr für Eure Pflicht erachtet. Die meinige hätte Euch daran hindern gemußt; da Eure Abſicht mißlungen, liegt meinem Gefühl nicht ob, Euch dem Rath in die Hand zu liefern. Wenn die Nacht vorgeſchritten iſt, will ich ſuchen, Euch durch eines der Thore vor unſre Mauern hinauszubringen. Haltet Euch hier in Ruhe bis dahin, damit keiner meiner Geſellen Euch wahrnimmt."

Im Ton Landolfos noch mehr als in den Worten klang Achtung und innere Antheilnahme an dem durch ihn Beſchützten; nur zuerſt hatte er ſeiner guelfiſchen Zugehörigkeit unmuthigen Ausdruck verliehn. Manfrid von Temringen war aufgeſtanden, erfaßte die Hand des Waffenſchmieds und entgegnete: „Hohen Dank ſchuld' ich Euch und Eurer Tochter! Das Leben zu wagen iſt leicht, doch Ihr habt mich behütet, als ein hülfloſer Krüppel nutzlos fortzudauern. Vergebt mir, daß ich Euch trog; wenn gelingen ſollte, was mich hergeführt, mußte ich es jedem Ohr hehlen. Mich würde nichts ſchrecken, weiter darauf zu ſinnen, aber Ihr ſagtet's richtig, mißlingen würd's an ihm ſelbſt. Er begehrt

nicht nach Freiheit; nur ein Erbtheil des Stauferblutes hat Macht über ihn gewonnen, er iſt in eines Weibes Hand.“

Schmerzlich kam das Letzte vom Mund des Sprechers, und eine Trübung dunkelte die Helligkeit ſeiner Augen. Kurz hielt er inne, doch dann fügte er drein: „Ihr ſcheint zu wiſſen, was ich ſah. Wer iſt die Freundin in Mannestracht, welche die Wächter zu ihm ließen, um die er das größere Erbtheil ſeines Geſchlechtes vergißt und verläugnet?“

Landolfo verſetzte: „So ſaht Ihr, was jeder bei uns weiß, doch ſcheint's, der Zauber ihres Antlitzes entzog ſich Eurem Blick. Niemand macht ihr's ſtreitig die Schönſte und die Lieblichſte unſrer Stadt zu ſein, eine Wunderblume, wie vielleicht kein Garten der Erde ſie nochmals hegt. Lucia da Viadagoli heißt ſie, die Tochter eines der erſten Geſchlechter unſrer Stadt. Vor Jahresfriſt mag's geweſen ſein, als auch ſie einmal auf die Brüſtung kam, eben zur Jungfrau aufblühend, nur aus Neubegier, den gefangenen König zu ſehen. Aber als er ſie kaum erblickt, rief er aus: „Ben ti voglio!“ und ſie ward zur Gefangenen ſeiner Augen, nicht wieder aus ihren Strahlenbanden zu entkommen. So halten ſie wechſelſeitig ſich mit Feſſeln umſchlungen; man ſpricht, die Hand eines Prieſters habe ſie heimlich vermählt und ſie theile oft auch zur Nacht ſeine Kammerhaft.“

In ruhigere Bahn war die Zwieſprache eingelenkt und ſetzte ſich ſo fort; das Ghibellinenthum Manfrids lag jetzt klar offen, er machte kein Hehl mehr draus, daß der Tod, der ſeit zwei Jahren raſch nacheinander drei junge Sproſſen des ſtaufiſchen Stammes abgefällt, in ihm den Gedanken erweckt habe, Alles dran zu ſetzen, um den älteſten Sohn Kaiſer Friedrichs aus ſeiner Gefangenſchaft zu befreien. Ein Jahr hatte er ſich darum zur Erlernung der italieniſchen Sprache bei dem Markgrafen Oberto in Cremona aufgehalten, über die Ausführbarkeit mit dieſem gerathſchlagt und mannigfache Pläne entworfen, wenn einer ſich als unmöglich erweiſe, den andern zu verſuchen. Nur daß ſein Wagniß an ſolchem Widerſtand zerſcheitern könne, hatte er ſich nicht vorgeſtellt; doch umſonſt war nun Alles, was er im Sinn getragen und erwogen, zu zweckloſer Gedankenbeſchwerniß geworden, die er mit bittrer Enttäuſchung von ſich abwarf. Auf Landolfos Befragen gab er ebenſo unverhohlen Auskunft, nun werde er weiter nach dem Süden gehn, unter Kaiſer Konrads Banner das Schwert zu führen; ſein Arm und ſein Leben gehöre allein den Staufern, ſo ſei's ihm ſchon von erſtem Knabengedenken her in's Blut gelegt geweſen. Das gefiel Savelli gar wohl und ließ ihn lebhaft erwiedern: „So geſtattet, da Ihr ohne Kriegswehr hierhergekommen, daß ich Euch rüſte, damit Ihr Waffen von mir gegen

das Schlangengezücht des Laterans führt; an Eurer Seite thät' ich's, hätte die Geburt mich zum Deutſchen gemacht wie Euch." Er litt nicht Widerſpruch und Abſchlag ſeines kundgegebenen Willens; ſchweigſam ſaß Graziella daneben, dem Geſpräch der Männer zuhörend. Dann tiſchte ſie die Abendkoſt auf, gleichfalls in ihrem Gemach, um den Gaſt dem Blick der Geſellen zu entziehn; bald nach der Mahlzeit mahnte der Waffenſchmied jenen: „Jetzt pflegt ein paar Stunden der Ruhe und ſucht Schlaf zu finden, damit Ihr Euch Kraft ſammelt für den Nachtweg. Ich will derweil wählen und zukehren, was Ihr zu Eurer Rüſtung braucht."

Er verließ mit ſeiner Tochter die hübſch ausgeſtattete und geräumige Kammer, und Manfrid blieb allein in dieſer, die von zwei brennenden Pechpfannen mit röthlichem Licht überhellt wurde. Dem guten Rathſchlag folgend, ſtreckte er ſich auf eine Ruhebank, doch der Schlaf wollte ihm nicht kommen, zu wirr trieben die Gedanken ihm durch's Hirn. Erſt als er eine geraume Weile in die züngelnden Flammen geblickt, ward's ihm allmählich, als verdichte der feine Rauch über ihnen ſich zu einem Nebel und breite einen Schleier auf ſein Geſicht herunter. Die Augen fielen ihm zu, und nun ſah er im Traum den König Enzio und neben dieſem ſeine Geliebte oder junge Gemahlin, deren wunderſame Schönheit ſich ihm jetzt in all' ihrem Zauber offenbarte,

daß ſein Herz raſcher zu klopfen begann und er die Weigerung des Gefangenen zu begreifen anhub. Zugleich jedoch war's hinter ziehendem, halb ſich lichtendem Nebelvorhang nicht das Goldhaar Enzios, ſondern ein andres um andre, ſchmächtigere Stirn. Er konnte nicht erkennen, wem dieſe angehöre, aber in ſeiner Bruſt ging der Schlag noch haſtiger.

Da fuhr er von einem Geräuſch auf, halb in die Höh'. Vor ihm ſtand, ihn anſchauend, eine weibliche Geſtalt, ſchlank und ſchön von Zügen; doch der Traum hielt ihm noch die Sinne in Verworrenheit, daß er fragte: „Seid Ihr Lucia da Viadagoli?"

Danach aber kam er zum Bewußtſein, denn die Stimme Graziella Savellis erwiederte: „Verzeiht, daß ich Euch aufgeweckt habe: ich dachte, Ihr ſchlieſet feſt, und wollte nachſchauen, ob die Lichtpfannen nicht auslöſchten."

Nun ſah er auch das ſchwarze Haar an ihren Schläfen; ſie verwandte keine Acht auf die Flammen, ſondern blieb vor ihm ſtehen und fügte nach: „Nein, Lucia da Viadagoli bin ich nicht, doch Ihr ähnelt an Geſtalt und Geſicht dem König Enzo, daß er Euch wohl daran erkannt haben mag. Schon geſtern ſprach ich's Euch, aber noch deutlicher ward mir's heut' Nacht, denn Ihr kamt im Traum zu mir, blicktet mich an mit Euren ſternhellen Augen und faßtet meine Hand."

Unwillkürlich antwortete er: „Das war vorbedeutend, Ihr würdet heut' ſo die meinige faſſen, mir Hülfe zu leiſten. Ich fand noch nicht Zeit und Wort, Euch für meine Rettung zu danken, Graziella; ſo laßt mich es jetzt thun!"

Er reichte ihr die Hand dar, die ſie nahm und hielt. Kurz blieb ſie ſtumm, eh ſie ihm zurückgab: „Dünkt's Euch ſo ſchlimm und ſchmählich, wie Ihr's vorhin ſpracht, in eines Weibes Hand zu ſein? Nun gleichet Ihr dem König noch mehr, denn Eure Hand iſt in meiner gefangen."

Scherzenden Tones war's geſagt, aber drunter kam ein andrer, ſonderbarer Klang herauf, daß Manfrids Arm eine Regung machte, ſeine Hand zurückzuziehn. Doch ſie ließ dieſe nicht frei, umſchloß ſie feſter mit der ihrigen und fuhr fort: „Ihr ſpracht auch, ſeit Knabengedenken gehöre Euer Leben allein den Staufern. Das war bis heut', denn in unſerm Lande gilt Brauch, daß eines Menſchen Leben Dem angehört, der es vom Tode oder von noch unheilvollerem gerettet."

Das war nicht Scherz, gab ſich auch nicht mehr den Schein, ſolcher zu ſein. Aus den dunklen Augenſternen flammten ihm heiße und verheißende Strahlen entgegen, von einem Zittern durchbebt ſtand das jugendlich ſchöne Weib mit ungeſtüm athmender Bruſt, aus der jetzt leidenſchaftlichen Aufklangs hervor-

brach: „Nicht mein Vater allein liebt Euer Land und ſeine Bewohner, als Erbtheil hab' ich's von ihm mitempfangen. Bleibt in unſrer Stadt; Ihr ſeid ein König in meinem Herzen geworden, laßt mich Eure Lucia ſein und ſprechet mir auch: Ben ti voglio! Oder wollt Ihr nicht bleiben, laſſet mich in Mannestracht mit Euch ziehn, wohin Ihr geht, Eure Hand fortzuhalten und Euch zu ſchützen, wo Euch Gefahr droht!"

Die Frühlingsſonne des Südens hatte, ſchnell entzündend, ihr Werk vollbracht. Berückendes überfloß Manfrid aus Blick und Antlitz, der edlen Leibesgeſtalt, dem mit Liebesglut anathmenden Hauch der Lippen; klarer noch, als zuvor im Traum, erkannte und begriff er die Uebermacht der goldenen Feſſeln, die den Kaiſerſohn umwunden hielten, ihn des Willens und Freiheitsdranges beraubt hatten. Doch nicht zu ſeinem Herzen drang der fremde Zauber, ſeine Augen nur nahmen ihn auf, und ſeltſam klangen ihm die letzten Worte im Ohr nach, die der Mund Graziellas geſprochen. Nun löſte er ſanft, doch mit feſter Entſchloſſenheit ſeine Hand aus der ihrigen, und freundlich erwiederte er dazu:

„Ihr täuſchet Euch in mir und in Euch ſelbſt, Graziella; daß Ihr meinem Leben Wohlthat erwieſen habt, macht Euch mir liebreich geſinnt, mich noch reicher zu begaben. Doch ich bin kein König in Eurem Herzen, noch in der Welt, nur ein Dienſtmann; der bin ich

auch Euch in dankbarem Angedenken geworden. Wohl ſchuld' ich Eurer Hand mein Leben, aber werthlos wär's mir, wenn ich's nicht auch fürder zu Dem nutzen könnte, was mir in der Bruſt als ſein Gebot ſchlägt. Dabei dürft Ihr mir nicht zur Seite ſtehn, nicht Eures Geſchlechts iſt's; Euer Vater würde es Euch weigern und ſchmachvoller Falſchheit ſeinen Gaſt zeihen, wollt' ich Euch heimlich aus dem Haus führen. Doch auch nicht beſchützen könntet Ihr mich, vielmehr müßte ich ſtets mit Sorge und Angſt über Euch wachen. Nicht in der Gefahr leiblich gegenwärtig darf ſolche Schutzhand ſein; ſie macht dazu nur das Gefühl im Herzen, daß ſie unſichtbar aus der Ferne ſich herüberſtreckt —"

Manfrid von Temringen hielt zurück, was ſich ihm noch über die Lippen drängen zu wollen ſchien, und abbrechend fuhr er fort:

„Ja, in Dank werde ich immer Eurer gedenken, Graziella, die heut' von Täuſchung befangen, mir ſo Hohes zugewandt. Doch einem Andern werdet Ihr's verleihen, der ſo reicher Gabe würdiger und den Ihr als ſolchen erkennen werdet. Er wird Euch das ſichere Glück bereiten, das ich Euch nicht geben könnte, Euren Frühling nicht zerſtören, ſondern freudig erblühen laſſen. Die hoffende Zuverſicht nehme ich mit mir, und auf ihre Erfüllung reiche ich Euch noch einmal die Hand."

Liebevoll hatte er's geſprochen, doch die Weigerung

klang unabänderlich unter den herzlichen, milden Worten hervor. Athemlos zuhörend, ſtand Graziella Savelli; nun rang ſie heftig vom Mund: „Niemals — nur Dich allein — oder den Tod! Tödte mich, eh' Du von mir gehſt — Du haſt's ſchon gethan!“ Sie ſtieß ſeine Hand zurück, warf ſich mit italieniſcher Leidenſchaftlichkeit zu Boden, daß ihr aufgelöſtes Haar ſie ſchwarz überfluthete. So preßte ſie, krampfhaft ſchluchzend, ihr Geſicht auf den Steineſtrich und wiederholte: „Niemals — niemals!“ Aber dann ſprang ſie jäh empor, draußen klang auf den Treppenſtufen ein herankommender Schritt, und wortlos floh ſie nun mit thränenüberſtrömten Wangen durch eine Seitenthür aus dem Gemach.

In dies trat vom Flur her der Waffenſchmied; ſeine eifrig vollbrachte Thätigkeit hielt ihm noch den Sinn beſchäftigt, daß er nichts von der ſonderbar erſchreckten und verſtörten Miene des Gaſtes wahrnahm. Er ſagte: „Wacht Ihr bereits? Ich komme, Euch zu holen; es iſt Zeit, die Geſellen liegen feſt im Schlaf. Aber wir dürfen nicht ſäumen, der Morgen kehrt ſchon früh; vor ſeinem Licht müßt Ihr aus unſrer Stadt ſein, damit niemand Euch gewahrt und wieder zu erkennen vermöchte.“

Er brachte Manfrid in die Werkſtatt hinab, legte ihm dort die ſorglich ſeinem hohen Wuchs paſſend ausgewählte Rüſtung an; Schwert, Schild und Lanze

ſtanden dazu bereit. Von dem Vorgang droben noch halbverwirrt, ließ der junge Deutſche es ohne Wort geſchehn; dann jedoch zwang eine neue Ueberraſchung ihm anfänglich doch noch ſich ſträubenden Widerſpruch ab, denn nach rückwärts führte Landolfo ihn in ein Stallgelaß und hieß ihn dort ein Roß von zweien wählen, das ihm am beſten zuſage: „Ihr wollt doch nicht zu Fuß im ſchweren Eiſenkleid über die Berge?“ ſprach er dazu.

Das entſprach Manfrids ritterlicher Ausrüſtung freilich nicht; er verſetzte, mit großem Dank nehme er das Angebot an, doch gegen Entgelt, denn er ſei nicht ärmlich mit Goldflorinen verſehn. Aber Savelli erwiederte: „Von den Lilien werdet Ihr oft genug Gebrauch zu machen haben; gewährt mir die Befriedigung, daß Ihr als ein Streiter wider die Argliſt Roms aus meinem Hauſe zieht.“

In dieſem ſprach alles von reichem Wohlſtand, der wohl auch ſolche Freigebigkeit verſtattete, und unverkennbar hatte Landolfo mit ſeinem Gaſtgeſchenk ernſter Meinung und eignem innerlichem Drang Ausdruck geliehn. So ſträubte Manfrid ſich nicht länger dawider, und um ein Weniges ſpäter ritten Beide miteinander aus einem Thorausgang, der nach hinten in eine andere Gaſſe mündete. Der Scheidende wandte das Geſicht noch einmal zurück, doch Graziellas ſchönes

Antlitz ſchimmerte ihm nicht mit ſeiner alabaſternen Weiße durch's Dunkel nach.

Wie geſtern waren die Straßen Bolognas unter dem lauen Frühlingshimmel noch mannigfach laut belebt; durch ſtille Nebengaſſen hielten ſich die Reiter unbeachtet dem weſtlichen Stadtthor zu. Als ſie an dieſem eintrafen, begehrten von draußen noch ſpät heimkehrende Studenten Einlaß, die des Wächters Achtſamkeit erheiſchten. Bei'm Schein ſeiner Leuchte fragte er nur kurz nach dem Namen der Hinausbegehrenden, und auf die Antwort: „Landolfo, der Waffenſchmied; Euer Licht iſt trüb, parente, doch an der Stimme werdet Ihr mich erkennen," erwiderte er, die Hereinwandernden prüfend, nur: „Habt Ihr noch Geſchäft draußen, amico?" und ließ die Reiter ohne Umblick vorüber. Hinter ihnen ſtiegen nun mächtig die ſchwarzen Mauern auf, von den mildglitzernden Sternen, die im Freien dämmernd die Nacht erhellten, wie mit einem Rieſendiadem überkrönt. Savelli ſprach: „Seid zufrieden, daß Ihr Hand und Fuß aus ihnen zurückbringt, und wahret ſie ferner wohl mit Haupt und Leib. Unter die Obhut der Rüſtung, die ich geſchmiedet, halte ich ſie befohlen."

Eine Strecke weit geleitete er den Fortziehenden noch, bis das Rauſchen eines Fluſſes ihnen zur Rechten aufklang und durch den eilenden Fall ſeiner Waſſer kündete, daß er aus den Bergen herabkomme. Hier hielt der

Waffenſchmied, Abſchied nehmend: „Der Reno iſt's, folgt ſeinem Rand nach, bald wird der Morgenſchein ihn erhellen, und er bringt Euch über's Gebirge nach Fiorenze hinüber. Dort findet Ihr Viele, die Euch gleich geſinnt ſind, und könnt ſicher ausraſten für Euren weiteren Weg. Wenn der Euch einmal nach Bologna zurückführt, kennt Ihr mein Haus und wißt, ob es guelfiſch iſt, daß es zuſammt meinem Herzen dem Freunde der Staufer offen ſteht."

Im innerſten Gemüth bewegt, wiederholte Manfrid noch einmal ſeinen Dank für Alles, was Landolfo ihm, dem Fremden und Parteigegner, in überreichem Maße erwieſen; kaum glaublich bedünkte ihn, es ſei an einem Tage, ſeit wenig Stunden geſchehn; wie von einem vertrauten Freunde ſchied er mit letztem Wort: „Eurer Tochter, die ich nicht mehr geſehn, ſaget noch Gruß von mir, daß mein Gedenken auch ihr unlöſchlichen Dank im Herzen bewahre."

Dann ſchüttelten die beiden Männer ſich die Hand, vorſichtig lenkte Manfrid am Waſſerrande hin auf ſteinigtem Pfad ſein Roß zwiſchen die dunkel ſich öffnenden Bergwände hinein, und der guelfiſche Waffenſchmied, der den Ghibellinen beſchützt, kehrte nach ſeiner Heimatſtadt zurück.

III.

Unwirthlich und oft faſt unwegſam lag der hohe Apenninwall droben noch in winterlichem Kleid, deſſen Saum nur da und dort die rothen Anemonen farbig beſtickten. Durch tief eingeriſſene Schluchten, zwiſchen öden Bergabſtürzen aufklimmend, folgte der Reiter den langen Tag hindurch mühſam dem ihm weißſchäumend entgegenfallenden und hallenden Waſſer des Reno; oft mußte er abſteigen, ſein Roß am Zügel zu führen. Das Gebirge zeigte kaum irgendwo eine Menſchenbehauſung, nur einmal vermochte er in einer armſeligen Hütte mit ſchlechtem Brod und einem aus wildem Honig bereiteten Methtrunk Hunger und Durſt zu ſtillen. Die Bewohner ſahen ihn ſtaunend an, ſprachen in einer ihm unverſtändlichen Mundart; einem Ueberreſt in der Felseinſamkeit verborgener uralter Bevölkerung ſchienen ſie anzugehören. Hier zog niemand des Wegs als ſie ſelbſt mit ihren Ziegen und Schafen; wer aus der Emilia nach Tuscien hinübertrachtete, bediente ſich, die breite Bergwand umbiegend, der großen Heerſtraßen im Oſten oder Weſten. Höher hinauf deckte den Boden noch Schnee, doch ſtrahlende Sonne funkelte drüber aus wolkenloſem Blau. Unerſchrocken, geübten Blicks ſuchte Manfrid von Temringen ſich den Pfad; er war gewöhnt, ein Ziel in unbekannter Fremde zu verfolgen.

Verwandelt im Aeußeren ritt er in der glimmernden Eiſenrüſtung, noch mannhaft ſtattlicher; ſie ſtand ſeinem hohen Wuchs als für ihn beſtimmt, die allein ihm angemeſſene. Ein Panzerhemd aus dichten Stahlmaſchen umkleidete ihn, bläulichen Scheins, vom Hals bis an die Knie, und ein gleichartiges Erzgewirk ſchützte ihm die Beine zu den Füßen hinab; gebuckelte Platten deckten drüber Bruſt und Oberarme. Sein Haupt trug ritterlichen Helm mit dem Kleinod darauf, unter dem aufgeſchlagenen Fallgatter blickte ſein Geſicht hervor. In Geſtalt, Antlitz und Ausdruck bot er in der That manch' Anähnelndes an junge Sproſſen des Staufergeſchlechts, wie ſie ſeit bald einem Jahrhundert oftmals in gleichem Eiſengewand gleichem Ziel im Süden entgegengezogen waren; es mochte doch vielleicht mehr ſein, als alte Sagenmäre, daß in der Vorzeit einmal Blut vom ſchwäbiſchen Hohenſtaufen ſich zur Burg Stauffenberg in der Ortenau hinüberverirrt und den Erſten des Geſchlechts der Temringer in's Leben gerufen habe. Fern zwar ging's zu Herzog Friedrich von Schwaben zurück, weit abgeſprengt vom Ruhm und Stolz des kaiſerlichen Hauſes. Doch einigten alle in jenem ihren Urſprung, trugen ihr Erbtheil von ihm, und nicht nur die äußere Erſcheinung, auch ſtaufiſcher Herzſchlag ſprach in Manfrid von Temringen, jene Märe möge wohl Wirklichkeit künden. Kühner Muth und ſchon kluger

Sinn der Jugend, Sangeskunſt und -Trieb lagen auch ihm eingeboren, wie den großen Kaiſern und Herren.

Mit Gram umſchattete es ihn wohl noch, daß König Enzio ſolcher Erbſchaft untreu geworden, und mit Verworrenheit daneben hielt das Gedächtniß Graziella Savelli's ihn im Gemüth erfaßt. Zum erſten Mal war ihm italieniſch heiße Leidenſchaft aus der Bruſt und von den Lippen eines Weibes entgegengeflammt; er trug nicht Schuld daran, konnte ſich keines Unrechts bezüchtigen. Aber die Vorſtellung, daß ſie aus verſchmähter Liebe, um ſeinetwillen nicht fortleben wolle, den Tod ſuche, laſtete ſchwer bedrückend auf ihm; das Bild ihres wilden Schmerzes, ihrer beſinnungsloſen Verzweiflung kehrte ihm immer auf's neue vor die Augen. Er mußte ſich davon befreien und nahm Zuflucht zu der hülfreichen Mitgift, die ihm die Natur verliehn. Mit einem Lied umwob er den Zwieſpalt ſeines Innern, ſang es über die ſonnenglitzernde Schneefläche vor ſich hinaus:

„Mir gab Dein Herz ſich hin in Huld,
Und Schmerzen ſchuf das meine Dir:
Vergieb! es war nicht meine Schuld,
Denn es gehört mein Herz nicht mir.

„Mir traf den Blick Dein Sternenpaar
Aus nächtig dunkler Lockenflut —
Mein Herz umſchlang ein goldnes Haar
Und hält es feſt in Sonnenhut.

„Und wollt'ſt Du laſſen mir zulieb
Des Vaters Haus, doch ſprach es nein;
Nicht war es meine Schuld, vergieb!
In ihm der Willen iſt nicht mein.

„Und ob mein Herz zum Tod Dich trieb,
Nicht Klage führt es wider mich:
Sich ſelber that's ja nichts zulieb,
So konnt' ich's Deinem nicht um Dich."

In die Einſamkeit umher ſcholl's und löſte mit ſeinem ausſtrömenden Klang freier die Bruſt des jungen Reiters. Fern war die Emilia hinter ihm abgeſunken, nun hatte er den höchſten Anſtieg der Apenninkette erreicht, und gen Süden, goldig überwoben, lag tief vor ſeinen Füßen das tusciſche Land. Wie mit einem Duftanhauch kam von drunten herauf weiche Frühlingsluft ihm entgegen, ein ſchimmernder Häuſerhaufen breitete ſich am Fuß des Gebirges. Der Anblick rief die kluge Beſonnenheit in ſeinem Kopf wach; das mußte Piſtoja ſein, die völlig guelfiſche Stadt und nachbarliche Widerſacherin Fiorenzes, vor der er ſich zu hüten hatte. Leicht konnte ihm, dem nur auf ſich ſelbſt Gewieſenen das Geſchick Enzios widerfahren, als Deutſcher des Ghibellinenthums verdächtig, von der Menge überwältigt und hinter Kerkermauern geſchleppt zu werden; nicht minder als überall, eher noch ruhloſer und heftiger wüthete der Parteikampf in Toscana. So vermied er, wieder auf mühſamen Wegen abwärts gelangt, die ge-

fährliche Nähe Piſtojas, hielt die Nacht hindurch unter dem Dach eines Pinienwaldes Raſt und ſetzte im Frühlicht ſeinen Weg nach Fiorenze fort. Noch grüßten ihn nicht aus der Weite die ſpäteren berühmten Kirchen und weltlichen Bauwerke deſſelben, nur die uralte Kirche San Lorenzo ragte über den Häuſern auf und die neuen Santa Annunziata und Santa Trinità waren eben erſt von ihren Erbauern vollendet; doch vielbethürmter Mauernkranz feſteſter Art umſchlang rundum als Bollwerk die volkreiche Stadt. In ihr hatten bis zum Tode Kaiſer Friedrichs die Ghibellinen die Oberhand beſeſſen, dann die Guelfen ſie gewonnen, aber, des unterlaßloſen Haders und Kampfes der Geſchlechter auf Platz und Straßen müde, vor Kurzem das Volk ſich der Gewalt bemächtigt, einen neuen Rath eingeſetzt und mit ſchweren Androhungen die Streitſucht der Parteien zu wenigſtens ſcheinbar bewahrtem Frieden gezwungen. Wer nicht im Schilde trug, dieſen zu ſtören, durfte ſich gegenwärtig ſorglos hineingetrauen, welcherlei Geſinnung er in ſich hegen mochte; von jeher hatte ein ſtark entwickelter kaufmänniſcher Sinn unter den Fiorentinern geherrſcht, hielt ihr Augenmerk vor allem auf Anhäufung von Reichthümern gerichtet. Mit den neuen Goldgulden, auf welche die Stadt ihre Wappenlilie geprägt, daß jene danach Florinen benannt wurden, bildete ſie einen wichtigen Geldmarkt für den ganzen Erd-

theil. Könige und Kaiſer, ſtets bedürftig, mühten ſich um Anleihen in ihr, ihre geregelten Handelsverbindungen umfaßten Frankreich und Spanien, reichten in den fernen Norden bis zum neuen Bund der Hanſaſtädte, deſſen Hauptſtätten Lübeck, Brügge im Niederland und London in England. Ein in deutſchen Landen unbekanntes Wohlleben, Prunkliebe, reiche Ausſchmückung der Häuſer und Ueppigkeit des Genuſſes empfingen Manfrid von Temringen, doch ließ er ſich nicht länger davon halten, als er und ſein Pferd zum Ausraſten von dem anſtrengenden Weg über den Apennin bedurften, und brach am dritten Tag wieder auf, jetzt dem Arno entgegen und entlang weiterzuziehn.

Hier blühte zauberiſcher Frühling, zuerſt umragten ihn ſchlanke, ſchwarze Cypreſſenbäume, gleich dunklen Flammenzungen ins Himmelsblau aufſtrebend, Oliven- und Kaſtanienhaine bedeckten die Gelände. Doch galt's für den einſamen Reiter, wieder die Städte zu meiden, Arezzo, das guelfiſche, und ebenſo weiterhin das hoch emporgeſtaffelt herabblickende Cortona. Mit dieſem begann, ſich nun ſtetig fortſetzend, veränderte Lage der Ortſchaften. Von alter Zeit her hatten alle gegen einen ſprunggerüſtet unabläſſig unter ihnen auf der Lauer liegenden Feind, wider den auch die ſtärkſten Mauern nicht nutzten, Schutz geſucht und waren auf Berghöhen, „sopra la febbre“ erbaut. Einem nicht mit Augen

wahrnehmbaren Raubthier gleich, ſchlich überall drunten in der Niederung das Fieber umher, ſprang dort Hauſende jählings an und ließ die Gepackten nicht wieder los. Mählich ſog es ihnen das Blut fort, nahm ihnen die Kraft des Körpers und Geiſtes. Oft gewahrte man's und ihr Anblick ſprach's. Fahlgeſichtig, wie Schatten, ſchwankten ſie haltlos dahin, dem Grabe zu.

Nun dehnte ein weiter blauer Waſſerſpiegel ſich, märchenhaft im Sonnenglanz leuchtend, von fernen, ſchönen Bergformen umrahmt, vor Manfrid aus, der ihn in öſtlicher Richtung umbog. Eine Hügelwand zog ſich nah dem Ufer entlang, auf weiter Strecke nur ſchmalen ebenen Strich zwiſchen beiden freilaſſend. Bauern bearbeiteten da und dort ihr Land, mit einem von ihnen knüpfte der Reiter ein Geſpräch an und erfuhr dabei abſonderliche Kunde. Hier habe einmal ein Kaiſer ein ganzes päpſtliches Heer vernichtet; von Afrika her ſei er gekommen mit rieſenhaften wilden Thieren, im Nebel verborgen drüben am Bergrand wartend, und auf die Andern heruntergebrochen, die ohne etwas von ihm zu ſehen, in langer Reihe hier unten durchgezogen. Alle habe er niedergemacht, im Waſſer ertränkt, von den Thieren zerſtampfen laſſen, daß der Bach dort nur von Blut gefloſſen und noch danach heiße. Aber nachher ſei der Papſt doch wieder mächtig geworden, den Kaiſer unterzukriegen und ihm den Fuß auf den Nacken zu ſetzen.

Ein Bericht war's, wunderlich aus Märe, Unwiſſenheit und Ueberlieferung einſt wirklich Geſchehenen zuſammengemengt. Was Manfrid zur Rechten lag, war der traſimeniſche See, und er wußte, daß der Carthager Hannibal einſtmals an dieſer Stelle das römiſche Heer überfallen und vollſtändig vernichtet hatte; hier war von dem Geſchrei ſeiner Elephanten wilder Schreck über die ahnungslos umringten, entſetzten Römer gekommen. Für das heutige Bauernvolk am See aber gab es nur zwei große Gegner auf der Welt, Papſt und Kaiſer, die mußten auch damals hier in ihrem beſtändigen Widerſtreit gegeneinander entbrannt geweſen ſein. Leicht lächelnd hörte der Temringer die merkwürdige Erzählung an und ritt weiter. Dann jedoch kam's ihm, es ſei wohl zu begreifen, daß der Papſt Leute ſo unwiſſenden, gedankenloſen und kinderhaft leichtgläubigen Geiſtes willenlos in ſeiner Hand hatte; das galt überall von der unteren Menge, nicht nur in Italien, ſondern ebenſo im deutſchen Land, und vergeblich hatte Kaiſer Friedrich vor allem danach getrachtet, das niedere Volk aus ſeiner geiſtigen Unſelbſtändigkeit und Feſſelung zu eignem vernünftigem Denken aufzuheben. Das war die ſchlimmſte, plump unüberwindliche Macht, die den Staufern allerwegen entgegenſtand, gefügig von den Pfaffen beherrſchte Dummheit der Maſſe, hier wie im Reich, deſſen Zwietracht und Ohnmacht hauptſächlich auch ihr entſprang

und wohl in alle Zukunft von ihr forterhalten ward. Und noch Eins drängte ſich Manfrid auf: Immer, von früheſten Tagen her war Deutſchland der Herrſchſucht und Habgier Roms zur Beute gefallen; nur hatten die waffenſtarrenden, niederſchmetternden Legionen von einſt ihren Platz dem katzenhaft ſchleichenden Trug geräumt, der mit Liſt und Lügen die Gemüther umgarnte und vergiftete, die Kraft des deutſchen Armes und Geiſtes lähmte und zerbrach. Aber, ob verwandelt, war Rom für ſie der alte, gleiche Todfeind von Anbeginn, ihr Fluch, der als einen Wechſelbalg und Baſilisken aus ſeinem Schooß auch den Bannfluch geboren, mit deſſen Drohungen das wechſelnde Oberhaupt der Prieſter immer gleich die blindzitternde Maſſe unter ſeinen Willen, in ſeinen Heerbann zwang.

Mehr als bisher ward der junge Reiter daran jetzt auch durch den Umblick erinnert und zur Behutſamkeit gemahnt. Aus dem tusciſchen Land trat er in die alte umbriſche Mark ein; hier war Alles nicht mehr allgemein guelfiſch, ſondern päpſtlich geſinnt, der Beginn des Tiberfluſſes wies nach Rom hinab. Als feſte Burg des Papſtthums ſah Perugia hoch vom Bergthron nieder, ihm gegenüber, gleichfalls von ſteiler Wand, der grau verworrene Dächerhaufen des rechtgläubigen Lieblingsaufenthaltes Innocenz des Vierten, Aſſiſis mit den hochbegnadeten Wallfahrtskirchen des heiligen Franciscus

und dem ſeltſam anblickenden Ueberreſt eines alten, auch zur Kirche umgewandelten Minervatempels auf ſeinem Marktplatz. Stets ſeine Nachtunterkunft in Thalgehöften ſuchend, ritt Manfrid von Temringen weiter, unter den ſich über ihm aufthürmenden Mauern der Stadt und Burg Spoleto hindurch; bald hinter dieſem engten die bisher auseinander gewichenen Bergwände ſich zuſammen, und er gerieth in die dunkel mit immergrünen Eichenwäldern bedeckte Gebirgswelt Umbriens, wo nur ab und zu von der Höhe eine düſter anblickende Ortſchaft herunterſah. Dem reißenden, weißquirlenden Fluſſe Nar folgend, gelangte er an die in ſein Bett niedergebrochenen mächtigen Trümmerreſte einer Brücke aus des Kaiſers Auguſtus Tagen; darüber drohte, ihm hoch zu Häupten, die gleichfalls päpſtliche Stadt Narnia vom Fels. Doch ſeine kluge Umſicht brachte ihn überall unbehindert vorbei; auf Raub wegelagerndes Geſindel ſchreckte der Anblick ſeiner kraftvollen Geſtalt und Rüſtung von einem Angriff zurück, und gute Fügung ermöglichte ihm rechtzeitiges Ausweichen, wo er die Straße von muthmaßlich feindlichen Haufen verlegt traf. Dann erweiterte ſich die Engniß auch wieder, einſam ſtieg der zackig gegipfelte Soracteberg aus weiter Ebene, die im Oſten endlos das hohe Sabinergebirg umfaßte. Er war in die Campagna herabgelangt, und vor ihm in der Weite die über niedrige Hügel hingebreitete Häuſer-

maſſe war Rom, die unbeſtrittene Hauptſtadt der abendländiſchen Welt. Noch nicht überragt von der ungeheuren Wölbung der Peterskuppel, doch eine alte Peterskirche hob ſich als Dom aus ihrer Mitte, und zahllos ragten andre Thürme um ſie her. Das Ganze umſchlang die unermeßliche Ringmauer, an der ſchon Jahrtauſende gebaut.

Wie weiße Sterne überſtickten ſüßduftende Narciſſen den grünen Bodenfleck, auf dem Manfrid, lange den Blick nach Rom hinüberrichtend, anhielt. Das war die Schlangenkönigin des Märchens mit der funkelnden Krone der Welt auf dem Haupt, nach der wieder und wieder die Hand der Staufer ſich ſtreckte. Vielleicht mit traumbethörtem Sinn, doch von unlöſchlicher Sehnſucht widerſtandslos getrieben.

Seit einem Jahrhundert ſank, Einer um den Andern, der Vater in's Grab, ob er dem heißbegehrten Ziel nah und näher gekommen, ohne es erreicht zu haben. Aber das Streben danach überlieferte er ſtets dem Sohne als Erbſchaft, und auf's neu ſetzte dieſer ein Leben daran. Immer auf's neu hoffend, er werde der ſein, dem es beſchieden und dem es gelinge, der Giftſchlange auf's Haupt zu treten, frei und ſtolz ſich die Wunderkrone auf den Scheitel zu heben, dem Reich und der Welt zum Heil.

War es ein Wahn und die Schlange unüberwindlich,

nicht zu tödten, ſondern, zehnmal zermalmt, raſtlos wieder ſich neu gebärend, giftiger als zuvor und mächtiger als Manneskraft und Muth, Wahrheit und Hoheit des Geiſtes und Gedankens?

Eine Trübung wob ſich vor den Blick Manfrids von Temringen, ihm war's, als hebe ſich mit verſchwimmenden Umriſſen etwas nebelhaft Geſpenſtiſches von den Kirchen Roms in die Luft auf, wachſe, Fänge vor ſich ausbreitend, zu einem geflügelten Rieſenungeheuer an, das ſeine Fittiche ringshin bis an die Himmelsränder dehne, der Sonne Licht und Wärme nahm, ſie auslöſchte. Nur eine Wolke that's, er erkannte es nun; doch ein kühler Schauer ging ihm durch's Blut.

Aber wenn es ein Wahn nur war, hehr und groß und ſchön war er, werth das Leben daran zu wetten und zu wagen.

Er drehte die Augen von der ſich abendlich verſchleiernden Stadt ab und ritt unter dem Abfall der Sabinerberge fort. Nach Rom hinein wollte er nicht, obwohl er bei der gegenwärtigen Oberhand der Colonnas dort ſich ſchwerlich einer Gefährdung ausſetzte; doch es drängte ihn unruhig weiter gen Süden. Nachdem er in einer Campagnahütte bei dem Hirten übernachtet, brach er noch unter'm Sternenſchein ſchon wieder auf, durchkreuzte im erſten Morgenſchimmer den Teverone und nahm den Tag hindurch am Albanergebirgszug hin

ſeinen Weg gegen die auf einer letzten ſüdlichen Höhenwölbung deſſelben ragende Stadt Velletri. Zum erſten Mal gewahrte er, nicht fern mehr im Weſten, uferlos gedehnt das tyrrheniſche Meer, in das hakenförmig ein ſchmaler und flacher Landſtrich weit nach Süden hinauslief, mit etwas Dunkel-Unerkennbarem, wie mit einem kurzen Knauf endend. Dem nah gegenüber aber ſtieg hoch und zackig gegipfelt eine Felſeninſel aus der blauen Waſſerfläche, von der ſchrägen Sonne wie mit einem purpurnen Gewand überworfen.

Seinem behutſamen Brauch gemäß begab Manfrid ſich nicht nach Velletri hinauf, ſondern ſuchte und fand Unterkunft in einer ihm dienlich unten am Wege gelegenen Herberge. Die Sonne hatte den Tag über heiß geglüht, der Ritt war lang, mit Durſt befallend geweſen, und dieſen zu ſtillen, ſetzte der Ankömmling ſich auf eine Bank vor die Thür, eine Kanne des vortrefflichen, auf dem Berghang über ihm gedeihenden Weins ausleerend. Doch ſaß er noch nicht lang, als einmal von der Meeresſeite her ein kleiner, halbdutzendköpfiger Reitertrupp auf der Straße heran kam, ſichtlich Waffenknechte einem Ritter an ihrer Spitze zum Geleit dienend. Der bot ein finſteres Geſicht mit ſüdlich dunkler Hautfarbe, in der Mitte des Mannesalters mochte er ſtehn. Sein Wegziel ſchien Rom zu ſein, doch an der Schenke vorüberkommend, hielt er ſein Roß an und bemaß den davor

Raſtenden mit einem ſcharfprüfenden Blick. Unter dichten ſchwarzen Brauen hervor ſchoß dieſer wie ein weißer Doppelpfeil in das Geſicht des jungen Deutſchen, und gleich danach entfuhr dem Mund in italieniſcher Sprache herriſch die Frage: „Seid Ihr päpſtlich? Ihr ſeht nicht danach aus!“

In den Zügen Manfrids zuckte es von Unmuth über die gebieteriſche Anrede, aber er bezwang ſich und verſetzte ruhig: „Ich bin ein Reiſender wie Ihr und frage nicht, welcher Geſinnung Ihr ſeid.“

Doch der Fremde fiel ihm jäh in's Wort, ſeinen Begleitern zuheiſchend: „Nehmt ihn mit! Ein deutſcher Spürhund iſt's, wir wollen ihn in Rom an die Kette legen.“

Nun flog der Temringer auf und das Schwert ihm vom Gurt. Doch er hatte den Helm abgelegt, ſtand baarhäuptig den auf ihn eindringenden Knechten gegenüber, die ihn ſchon umringt hielten, und ſeine Gegenwehr war hoffnungslos. Da erſcholl plötzlich um eine Ecke her abermals Hufſchlag, eine mehr als doppelte Reiterzahl ſprengte herzu, und vor ihr rief eine lachende Stimme:

„Treffen wir uns einmal wieder, amico? Es freut mich immer, Euch zu ſehn. Was ſchafft Ihr Gutes und haben Eure Knechte da vor?“

Italieniſch war's geſprochen und, der's redete, eine

abſonderliche Erſcheinung. Ein Mann von mittlerem Wuchs, doch äußerſt breitſchultrig und in Eiſen gepanzert; vom rothen Geſicht herab hing ihm ein langer ſtrohfarbiger Bart, grau untermiſcht, faſt bis auf den Gürtel. Kleine, lebendig blitzende, helle Augen liefen beweglich unter blonden Brauen um, den Kopf deckte kein Helm, ſondern verwunderſam eine nach oben zugeſpitzte rothe Beutelkappe oder phrygiſche Mütze der Art, wie die Schiffer Neapels ſie trugen. Luſtig waren die Worte ihm vom Mund geflogen, und alles an ihm gab kund, er ſei Liebhaber von Spaß und guter Laune. Doch ein Zuſammendrücken der Lippen deſſen, den er als „amico“ angeſprochen, ließ merken, die Freundſchaft zwiſchen ihnen ruhe nicht auf allzufeſtem Grund und unter dem launigen Gruß herauf klinge dem Hörer ein andersartiger Ton in's Ohr. Und den klugverſchmitzten Blick auf Manfrid heftend, fügte der neue Ankömmling hurtig nach:

„Was giebt's, Landsmann? Habt Ihr kein Geld im Sack, Euern Trunk zu zahlen, daß die Häſcher über Euch kommen? Laſſet's gut ſein, Ritter, ich zahl' für ihn den Wein. Einem Durſtigen beizuſpringen, iſt Landsmannsſchuldigkeit.“

Wieder wie heitrer Spaß flog's heraus, doch ließ nicht Zweifel, der Sprecher habe mit geſchwinder Auffaſſung den Vorgang erkannt, und ein knirſchend ver-

haltener Grimm kennzeichnete ſich in den finſtern Zügen des italieniſchen Ritters. Er entgegnete, ſich bezwingend: „Ich weiß nicht, was Ihr wollt, Herr Herzog. Ich führe einen Gefangenen mit mir, den ich im Verdacht ſchwerer Schuld halte und der in meine Hand gerathen.“

Darauf aber gab der Andre lachenden Mundes raſch zurück: „Einen Gefangenen? Ihr müßt Euch irren, Ritter! Gefangene macht man nur im Krieg, und wir leben gegenwärtig im Frieden, denk' ich, hier um uns her. Oder bin ich's, der ſich irret, daß Kriegsrecht gilt und wer ſtärker zur Stelle iſt, den andern niederwirft? Ich laſſe mich gern von Euch belehren; ſagt's mir, wie ſich's damit verhält.“

Das war ebenſo verſtändlich, wie zweifellos, daß der „Herr Herzog“ Benannte ſich mit mehr als doppelter Waffenſtärke „zur Stelle“ befand. Auch Manfrid hatte das Seinige gethan, ſelbſt ſich zu befreien, die unſchlüſſig gewordenen Knechte zurückgeworfen und war in's Haus geeilt, aus dem er ſchnell mit Helm und Lanze wiederkehrte. Sein Gegner ſchlug gleichzeitig in ſchweigender Wuth dem Pferde die Sporen ein und wandte ſich auch nicht mehr auf den ihm im Rücken tönenden Nachruf: „Haltet an! Einer gegen Einen! und zeigt, ob Eure Hand allein den deutſchen Spürhund an die Kette zwingt.“

Doch der ſo zum Zweikampf Herausgeforderte ritt achtlos weiter und veranlaßte dadurch Manfrid, etwas

Vernunftwidriges zu thun oder thun zu wollen. Nicht die Beſchimpfung und Bedrohung, die ihm angethan worden, trieben ihn dazu, ſondern etwas in ihm, für das er nicht Namen und Verſtändniß hatte, ein dunkler heftiger Drang, dem Fremden nachzuſtürzen und, wenn er den Zweikampf weigerte, ihm die Lanze durch die Bruſt zu rennen. Aber ſein Befreier ſtreckte den Arm, hielt ihn zurück und ſagte: „Was habt Ihr? Trinkt Euren Wein, Landsmann, und macht Euch nicht unnöthige Müh'.“

Auf deutſch ſprach er's jetzt, und eine verſtändige Mahnung war's; Manfrid kam's zum Bewußtwerden, daß er ohne Ueberlegung und grundlos im Begriff geweſen, etwas Thörichtes auszuführen. Doch ſah er das finſter-hohle Geſicht mit den ſtechend weißblickenden Augen, das ihm ſo ſtarken Widerwillen eingeflößt, noch vor ſich, und unwillkürlich brachte er als nächſtes haſtig die Frage von den Lippen: „Wer war der?“

„Einen Brodaustheiler heißt ihn ſein Name“, lachte der wunderlich napolitaniſch Bemühte; „zwar Euch, ſcheint's, wollt' er an die Knochen. Sein Bruder Latino theilt dort über uns in Velletri als Erzbiſchof und Großinquiſitor auch verſchimmeltes Brod und Steine aus, Segen und Fluch. Der Andre aber war Giovanni Frangipane, der Herr von Aſtura; da drüben ſeht Ihr ſein Thurmneſt am Ende der Landzunge, nach dem Circe-Cap hinüberſchauend.“

Der Sprecher wies kurz mit der Hand nach dem knaufartigen Ende des ſchmalen Hakenlandſtrichs der hohen Felsmaſſe gegenüber, die Manfrid für eine Inſel gehalten, doch die, wenn auch nur locker und von Weitem nicht wahrnehmbar mit dem feſten Boden zuſammenhängend, das alte Vorgebirg der Circe, nun capo Circeo benannt, war, im Norden bis nach Rom und gen Süden fernhin bis zum Veſuv ausblickend. Dann fügte der Langbärtige nach: „Kommt zur Kanne, Landsmann! Mich plagt der Durſt auch, und ihr Inhalt iſt gut hier.“

Nun reichte Manfrid ihm dankend die Hand: „Wie heiß ich Euch, dem ich ſo viel ſchulde? Freiheit und Leben, denn lebend hätt' ich mich nicht wegſchleppen laſſen.“

„Pah, Ihr vergeßt das Beſte, was Ihr mir dankt, daß Ihr Euern Wein austrinken könnt. Sono Rinaldo, il Duca di Spoleto, wenn Ihr nach meinem Namen begehrt.“

Dem Hörer entflog's: „Warum benennt Ihr mich da Euern Landsmann, Herr Herzog? Deutſches Land, meine Heimath, und Spoleto liegen ſich fern.“

„Nennt erſt auch Euern Namen und Heimath! Da kommen wir vielleicht näher zuſammen.“

Dem leiſtete Manfrid Folge, und nun ſprudelte der Andre ſchallend in die Luft: „Nachbarskinder! Hatt' ich recht? Ein Temringer vom Stauffenberg! Geht

zehn Schritt aufwärts am Kinzigfluß oder ein paar mehr, ſo kommt Ihr zu mir! An den Platz, wo meine Mutter mich nicht gewiegt hat, aber wie die Kinzig, wenn ſie im Niederland mit dem Rhein in die Nordſee läuft, kann ich ſagen: Von dort bin ich gekommen. Saht Ihr Schiltach, das Räubernest in den ſchwarzen Bergen? Blickt hierher: Die drei rothen Schilde der Rappoltſteiner im weißen Feld! Aber wir brachten's weiter als ſie — Duca di Spoleto! Setzt Euch an den Tiſch mit mir, Nachbar Manfrid von Temringen, mein Durſt iſt groß!"

Er hatte auf das Wappen ſeines Schildes gedeutet, ein merkwürdiger Tiſchgenoß; Herzogliches erſchien nicht an ihm, nicht im Aeußern und noch weniger im Behaben; doch litt nicht Zweifel, daß er ſolchen Rang einnahm, Giovanni Frangipane hatte ihn ſchon ſo angeſprochen, und auch Manfrid erfuhr's jetzt. Ein Ritter Konrad von Urßlingen, des gleichen Geſchlechts mit den Rappoltſteinern im Elſaß und das nämliche Wappen führend, ſeßhaft auf einer Burg über der Stadt Schiltach an der Kinzig im tiefen Schwarzwald, war mit dem Staufenkaiſer Rothbart über die Alpen gezogen und von dieſem, da er ihm einmal in einer Schlacht das Leben bewahrt, um ſeines Muthes und ſeiner Tapferkeit willen zum Herzog des von Barbaroſſa eroberten alten Longobardenherzogthums Spoleto erhoben worden.

Nicht lange indeß hatte er dies beſeſſen, nach dem Tode Friedrichs des Erſten war es wieder in guelfiſche Hand gefallen; aber ſein Sohn führte als Anhänger der Staufer unter Kaiſer Heinrich dem Sechſten und Friedrich dem Zweiten den Namen und Rang fort, und nun that's ebenſo ſein Enkel Rainold. Ein und aus, quer und kraus ſprangen ſeine Reden beim Trunk, mit dem er auf's Unverkennbarſte den ihm im Blut angeborenen deutſchen Durſt bezeugte; nun ſprach er von der Abkunft ſeines Geſchlechtes von den alten Trojanern, weshalb er die phrygiſche Mütze trage, mit der auch ein Steinbild zu Schiltach einen ſeiner Vorfahren darſtelle; nun berichtete er von einem Caſtell, in dem er oberhalb Paläſtrina im wilden Sabinergebirg mit ſeinen Leuten hauſte. Fraglos hielt er zu den Ghibellinen, doch ſchien's, er führte die kaiſerliche Sache auf eigne Hand und in ſeiner, etwas abſonderlichen Weiſe. Das Herzogthum und die Stadt Spoleto ſah er als ihm zugehörig und als ſein Recht an, was er von ihnen an Gut und Geld in ſeinen Beſitz bringen konnte, an ſich zu nehmen; ſelbſtverſtändlich waren deshalb auch alle Päpſtlichen ſeine Gegner und machte er's mit ihrem Eigenthum ebenſo. Aber durch ſeine Worte ſchimmerte ab und zu, gelegentlich betrachte er auch wohl einen auf der Straße ziehenden Kaufmann von vornherein als guelfiſch und nehme mit dem Inhalt des Reiſegurts deſſelben vorlieb;

auch ſeine Waffenknechte, von denen er eine gute Anzahl zu Gebot haben mußte, waren vermuthlich ſelten ohne tüchtigen Hunger und Durſt und ſonſtig andre Tagesbedürfniſſe. Ein Gemiſch von deutſchderbem, ſpaßluſtigem und prahlhanſigem Weſen trug er zur Schau, doch über dem launig-großſprecheriſchen Mund glimmerte aus den kleinen verſchmitzten Augen kluger Bedacht, der ſchwerlich irgendwo ſeinen Vortheil außer Acht ließ. Mit den Frangipani hatte er ſchon öfter auf ſeinen Streifzügen durch die römiſche Landſchaft ein Hühnchen gerupft, daß die Anrede „amico“ allerdings ziemlich ſpöttiſchen Klang beſeſſen; zur Zeit indeß ſtand er mit ihnen aus allerlei Vernunftgründen auf einer Art von, wenn auch von beiden Seiten wenig verläßlichem Friedensfuß. So verfiel die Zwieſprache wieder auf die an Manfrid beabſichtigte Gewaltthat, und dieſer wußte ſich nicht zu erklären, weshalb der Herr von Aſtura ihn ſo jählings beſchimpft und angefallen habe. Dazu lachte Rainold von Urßlingen, der duca di Spoleto als Antwort:

„Er iſt wüthiger, als der Mann mit dem Unſchuldsnamen im Lateran ſelbſt, wenn er einen Ghibellinen wittert, und Eure Mutter hat Euch zu offenkundig mit deutſcher Milch geſäugt, daß er's nicht auf den erſten Blick erkannt haben ſollte, wie ich. Vielleicht hielt er Euch für einen Stauſer, einen der mit dem Pfaffenſegen zur Welt gekommen oder von der Bank gefallen —

Ihr habt, meiner Treu, etwas, den Glauben zu wecken — und noch öfter als der heilige Vater knirrſcht mein Freund Giovanni das fromme Gebet zwiſchen den Zähnen: „Perdatis hujus Babylonii nomen et reliquias, progeniem atque germen!“ Man ſpricht's, ſein Haß ſei nicht ganz ohne Grund, er habe ein junges Weib gehabt, das einen Staufer lieber angeſehn, als ihn. Verübeln könnt' ich's ihr nicht, wenn ſie keinen ſo ſchlechten Geſchmack mitbekommen, denn ein Wuchrer und gieriger Filz iſt er obendrein, um dreißig Silberlinge zu verrathen und verkaufen; zwar hätt' er ſich wohl auf die Kunſt verſtanden, mehr herauszufeilſchen. Was dran wahr iſt, weiß ich nicht, nur daß die ſchöne Ghiberta zu Kaiſer Friedrichs Tagen einmal aus dem Eulenthurm von Aſtura verſchwunden und man ſie nicht wieder geſehn. In's Waſſer hinuntergeſprungen vor Liebesqual wird ſie nicht ſein, damit drohen ſie nur hierzuland —“

Der Sprecher hielt an, einen herzhaften Zug aus der Kanne zu thun; ſeine letzte Aeußerung traf auf etwas in Manfrids Innerm nicht Beſchwichtigtes, täglich noch ihn unruhvoll Anfaſſendes und ließ ihn entgegnen: „Sie drohen nur, ſich zu tödten, glaubt Ihr? Ich fürchte und weiß, ſie thun es.“

Sein Tiſchgenoſſe ſetzte den Trunk ab. „Der hält mich feſter hier als Kaiſer und Reich. Als Junge

hört' ich noch meinen Großvater über das saure Traubengezücht am Rhein fluchen, kein Dutzend Ochsen brächt' ihn wieder an den Essighumpen zurück, wenn er nicht selbst vorher ein Ochs würd'. Pah, junger Freund, Ihr habt noch nicht weit hier im Land auf den Grund gesehn, scheint's, mindestens nicht bei dem Wasser, das die Weiber auf der Zunge tragen. Wär's, wie Ihr Euch vorstellt, da hätt' ich schon Mancher zum letzten Bad verholfen, oder zu Gift und Dolch und sonst nützlichen Mitteln wider die Unlust am Athemzug. Aber sie schreien blos, als steckten sie schon am Spieß, raufen sich das Haar und laufen mit dem Kopf an die Wand. Doch ihre Knochen sind klüger und geben nicht nach, so thun sie's denn, werden auch wieder klug und sehen's ein, daß es gar nicht so übel ist, noch weiter zu schnaufen; crede experto, semper idem genus. Ueber den Bergen drüben wird's auch nicht anders Brauch sein; sie tragen dort ebenso Weiberaugen im Kopf, und wo die sind, gilt's: Aus den Augen, aus dem Sinn! Trinkt und erzählt mir von drüben, Nachbar, vom Land, das die beiden letzten Herzöge von Spoleto nie mit ihren Augen zu sehn gekriegt. Zuweilen kommt's mir mit Dummheit, ich möcht's einmal; hätt' ich mir nicht auf gute Abendunterhaltung mit Euch Rechnung gemacht, da hätt' ich Euch meinem Freund Frangipane gegönnt und in seiner Gesellschaft nach Rom reiten lassen."

In der That, der beſte Wein war's, den Manfrid noch in Italien vorgeſetzt erhalten, lebendig anregend und die Zunge leicht machend. So ſaßen die Beiden noch manche Stunden in der warmen Frühlingsnacht zuſammen, und lang, über Vieles ging die deutſche Rede hin und wider. Oefter, wenn ſie auf Fürſten und Volk in Deutſchland gerieth, kam's einmal zum Vorſchein, daß Rainold von Urßlingen doch im Gemüth gut ſtaufiſch war; nur hatte er genug zu ſorgen, ſich ſelbſt in ſeiner wunderlichen Stellung und Lebensführung zu behaupten, um ihn Zeit finden zu laſſen, ſich anders denn als Parteigänger auf eigne Hand an dem großen Doppelkampf zu betheiligen. Doch mit richtigem Blick ſah er in die Lage der Dinge hinein und gab's einmal durch den uneigenſüchtigen Ausruf kund: „Wißt Ihr, Temringer, der Kaiſer thät' wohl dran, ſich die bunte Plunderkrone hier vom Kopf abzuthun und den Karren drüben nicht noch tiefer in den Dreck fahren zu laſſen. Mit meinem luſtigen Schwank um den ſchmutzigen Tiber wär's dann freilich auch vorbei; aber wie ein Unwetter ſollt' er über die Berge hinüber brauſen, den Holländer am Schopf packen und ihn in ſeine Sümpfe hineinducken. Da gäb's Ruh und Kaiſermacht im Reich und käm' ich auch noch einmal in's deutſche Land. Hätt' nur mein Nonno nicht das Geſicht geſchnitten, als er vom deutſchen Wein redete!“

Dann indeß fiel nach dem langen Tagesritt und mannigfachem Erlebniß die Müdigkeit doch ſchwer über Manfrid, in feſtem Schlaf verbrachte er die Nacht, und der Morgen ſah ihn zur Fortſetzung ſeines Wegs gerüſtet. Vor ihm dehnte ſich nach Süden ein weitebener, grünbedeckter Grund, an der Oſtſeite von dem mauerartigen Wall der Lepiniſchen Berge begrenzt; ſein Bechergenoſſe vom Abend wies ihm Richtung und nächſtes Ziel:

„Dort am Gebirg aufſteigend ſeht Ihr Cora; Narren hauſen drin, denn ſie prahlen, der Trojaner Dardanus habe ihre Mauern gebaut, und ich hab's dem Lumpenpack ſchon einmal eingetränkt, ſich als Vettern von mir zu gebahren. Ein päpſtliches Räubernest iſt's und der conte di Segni ihr Anführer; zieht eine Strecke weit von ihm ab drunten durch nach der Stadt Nympha oder Ninfa, wie ſie's verderbt heut heißen; rechtshin drüben gewahrt Ihr ſeine Thürme. Aber haltet Euch nicht zu lang drin auf; aus den pontiniſchen Sümpfen drumher lauert die Fieberkatze in den Gaſſen, in vielen Geſichtern werdet Ihr die Spur ihrer Krallen dort finden. Ein Saumweg biegt von Ninfa ſteil auf an der Bergwand nach den Trümmern von Norba; ſo kommt Ihr hinüber und in's Volskiſche Gebirg, bald erblickt Ihr dann das hohe Kloſter auf dem Monte Cassino als Zielpunkt in der Weite.

Reitet wohl! Ihr habt mir einen erfreulichen deutſchen Abend beſcheert; wir ſitzen noch einmal wieder beiſammen, denk' ich. So dank' ich's meinem Freund Giovanni Frangipane, und treff' ich ihn, will ich ihn bitten, mir abermals zu Eurer Geſellſchaft zu verhelfen. A rivederci, Landsmann!"

* * *

Der Weiſung folgend, hielt Manfrid von Temringen ſich durch die Niederung den nur dann und wann ſichtbar aus dieſer auftauchenden Thürmen von Ninfa entgegen. Ein Tiſchgenoſſe von merkwürdigem Schlag war's geweſen, der da hinter ihm mit ſeinen Begleitern in's wildunzugängliche Sabinergebirg zurückkehrte, der „duca di Spoleto", ein Abenteurer, ein Fauſtritter, eigentlich ein Buſchklepper oder Weglagerer höherer Gattung. Doch ſchlug merklich ſeinen italieniſchen Vormüttern zum Trotz noch ein deutſches Herz in ihm fort, und nicht allein um ſich einen Beihelfer bei'm Nachttrunk zu verſchaffen und dem Herrn von Aſtura einen Schabernack anzuthun, hatte er dem ſchwarzwälder Landsmann aus Vorvätertagen Beiſtand geleiſtet. Seltſam warf die Zeit ihre Kinder umher, und zu noch ſeltſamerem Aufwuchs und Fruchtanſatz änderte ſie die Ableger der alten Stämme um.

Dem jungen Reiter ging's noch eine Weile durch

die Vorſtellung, dann nahm das wirkliche Wachsthum des Bodens um ihn ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Allzuüppig oft ſchoß es in die Höh', als daß es nur von fruchtbarer Erde genährt ſein konnte; es mußte ſeine geile Kraft aus dem Waſſer ſaugen, dem Sumpf, in dem zwiſchen hochtreibenden Giftpflanzen unſichtbar der giftigere Brodem, die tückiſche Katze lauerte. Ueber ihrem Aufſprung lag deshalb Cora drüben auf der Höhe, auch Norba hatten die Alten ſchon gleicherweiſe hoch über die Fieberluft emporgerückt. Nur die Erbauer Ninfas waren ſorgloſer geweſen, unten am Fuß der ſchützenden Bergwand ſah die Stadt aus dem Tiefland auf. Feſte Mauern umſchloſſen ſie, und ſtattliche Bauwerke ragten drüberher; anſehnliche Straßen und Plätze empfingen den durch's Thor Hereingelangten. Doch wucherte vielfach Gras auf ihnen, und weit weniger Menſchentreiben füllte ſie, als in andern Städten. Die Mehrzahl der vor den Häuſern Befindlichen bewegte ſich, hohl- und gelbgeſichtig, langſamen, ſchleppenden Gangs, Kinder wie Erwachſene; ein geiſtiger Stumpfſinn ſprach vielfältig aus den matten Zügen und glanzloſen Augen. Manfrid folgte der Warnung, die ihm geworden, verließ raſch die Stadt wieder; der Thorwärter, ihm ſo bald abermals öffnend, äußerte mit herbem Einſchnitt um den Mund dazu: Wenn er nach zehn Jahren wieder zum Beſuch hierher komme, werde

er nicht mehr nöthig haben, am Thor zu pochen, sondern durch daſſelbe offen einreiten können und wohl ebenſo unbehindert in jedes Haus treten, es zum ſeinigen zu machen, wenn's ihm gefalle. Manfrid war's, als lege ſich die Luft ihm ſchwer, wie von einer Gräberſtatt auf die Bruſt, er ſuchte den Athem zu verhalten, trieb ſein Roß hurtig den ſteilen und ſteinigten Saumpfad der Bergwand hinan. Erſt als er ihre halbe Höhe erreicht, mäßigte er ſeine Schleunigkeit und ließ ſeine Lungen tief einſchöpfen; ſo kam er zu den Trümmern von Norba empor. Gewaltige Bruchſtücke altcyclopiſcher Bauten und Mauern lagen übereinandergeſtürzt, redeten von Kriegswuth, Erſtürmung und Zerſtörung in ferner Römervorzeit. Doch hatten Land und Meer damals drunten in der Tiefe ſchon ebenſo ſich hingedehnt; er wandte noch einmal den Blick, hochgegipfelt ſtieg das Felſencap der Circe aus der endlos blauenden See, gegenüber als letzter Ausläufer der ſandig-öden Landzunge hob ſich, düſter von einer Wolke überſchattet, der niedrige Thurmknauf des Caſtells von Aſtura auf. Ein unwillkürlicher Widerwillen überlief noch einmal wie geſtern aus dem Anblick den Reiter, er drückte ſeinem Pferd den Sporn ein und ſuchte ſich einen Weg weiter zum Hochkamm der Lepiniſchen Berge hinan und in's Thal des breiten Fluſſes Garigliano hinüber.

* * *

Viel verflochten und verworren hatten ſich die Dinge, Pläne und Entwicklungen, Erfüllung und Mißlingen im Süden geſtaltet.

Die Machtzunahme der Ghibellinen in der Stadt Rom durch den neuen Podeſtà Brancaleone bedrohte den Papſt an ſeinem eignen Wohnſitz. Um jeden Preis mußte er dem Kaiſer unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenthürmen, daß dieſer nicht etwa ſelbſt auch gegen Rom herankomme, ihm den Weg verlegen oder vielmehr ihn im Süden feſthalten. Und Innocenz der Vierte ſetzte alles daran, das letztere zu bewirken, auch im Königreich Sicilien einen Gegner wider Konrad aufzuſtellen, wie im Reich den König Wilhelm von Holland.

Grade vor zwei Jahrhunderten hatten die Normannenherzoge Humfred und Robert Guiscard bei Ripalta in Apulien die Heermacht des Papſtes Leo des Neunten völlig geſchlagen und dieſen ſelbſt zum Gefangenen gemacht, danach indeß ihn kniefällig um ſeinen Segen gebeten, den er ihnen ertheilt und ſie zugleich mit Neapel und Sicilien belehnt hatte. Seitdem erhoben die Päpſte den Anſpruch, die oberſten Lehnsherren der beiden Reiche zu ſein.

Als ſolcher erkannte Innocenz ſchon das Erbrecht Kaiſer Friedrichs nicht an, war jedoch außer Stande, gegen ihn weiter als mit einem leeren Wort der Ent-

thronung vorzugehen. Nun dagegen erklärte er feierlich als Lehnsherr Konrad den Vierten jedes Anrechts baar und ging gleichzeitig zur That über, indem er die Krone Siciliens an den Fürstenhöfen Europas gewissermaßen zu Kauf ausbot.

Zunächst trug er sie dem Grafen Richard von Cornwallis, einem Bruder des Königs Heinrich des Dritten von England an. Doch war Richard auch der Schwager Kaisers Friedrichs des Zweiten, dessen noch lebender Sohn, der jüngere Heinrich, sein Neffe. Gegen diesen wollte er nicht auftreten, und auch der Klugheit gab er damals noch Gehör. Denn obwohl Innocenz ihn zu Lyon festlich bewirthet und bei der Tafel besonders ausgezeichnet hatte, antwortete er ihm schriftlich auf die Antragung der sicilischen Krone: Es sei, als ob der heilige Vater ihm den Mond verkaufe, daß er hinaufsteigen und ihn sich herunterholen möge.

So wandte der Papst sich nach Frankreich. Dort fand er einen Fürsten, der ihm außerdem weit mehr entsprach, in dem Grafen Karl von Anjou, dem Bruder des Königs Ludwig des Neunten, „der Heilige" zubenannt.

Karl von Anjou war eine Persönlichkeit besonderster Art, fast seiner eignen Gattung. Schon in der Jugend wortkarg, finster und verschlossen, jedem freudigen Treiben und Trachten jungen Blutes abgewandt,

unzugänglich für Freundſchaft, ſanfte und ſchöne Gemüthsregung; niemand hatte ihn lachen geſehn, er haßte die Dichtung, die Kunſt, Geſang und Scherz, den Frohſinn Andrer. Daneben beſaß er einige in der Zeit ſeltene Eigenſchaften, hielt ſich ſtreng und rein an Sitten, mäßig im Trunk und am Tiſch, ſo einfach in der Kleidung, daß er ſich in ſeinem Heerlager kaum von einem niedrigen Waffenknecht unterſchied. In ihm brannte, einer düſter lohenden Flamme ähnelnd, Leidenſchaft nach reichem Beſitz und Ruhm; die Mittel, beides zu erreichen, galten ihm gleich. Vor allem war er von eifernder Rechtgläubigkeit erfüllt, der Kirche gehorſamſter Sohn; bei den Predigten ſetzte er ſich zu Füßen der Prieſter. Er übertraf ſeinen „heiligen" Bruder noch an Frömmigkeit. Als dieſer zum Kreuzzug aufbrach, begleitete Karl ihn nach Autun und dort in's Kloſter der Franziscaner. Doch er fehlte, wie Ludwig nach ſtundenlangem Verweilen die Kirche verlaſſen wollte; man fand ihn in einer Seitencapelle betend vor dem Altar auf dem kalten Steinboden knieend; in Bewunderung wartete der König, bis er ſein Gebet beendet. Karl von Anjou war ein Mann nach dem Herzenswunſch und für das Bedürfniß Innocenz des Vierten.

Und bereit, begierig griff er nach der ihm dargebotenen Krone, der Papſt ſegnete ihn und ernannte ihn zum König von Sicilien. Doch in Wirklichkeit ward

er's nicht, noch nicht; mannigfache Umſtände vereinigten ſich dawider. Die Stimmung des Adels und des Volkes in Frankreich war heftig gegen Innocenz erregt, der ſich in Lyon ſechs Jahre lang durch Geldgier, Bedrückung, Doppelzüngigkeit und Herrſchſucht tief verhaßt gemacht; man wollte ebenſowenig die Staufer in Sicilien ſchädigen, als im Reich den Pfaffenkönig Wilhelm unterſtützen. Hiezu kam die Abweſenheit des im Morgenland in Gefangenſchaft gerathenen Königs Ludwig, deſſen Gemahlin Blanca, die bisherige Regentin, jetzt geſtorben war, ſo daß Karl von Anjou für ſeine beiden unmündigen Neffen die Herrſchaft führen mußte. Er konnte die Krone Siciliens annehmen, doch unmöglich war's für ihn, dorthin zu gehn, ſie ſich mit den Waffen zu gewinnen und zu behaupten.

Auf das aber ſetzte Innocenz ſeine Entwürfe und Hoffnungen und, da ſie an dem Unvermögen Karls zerſcheiterten, bot er die Krone weiter aus. Nun an einen Knaben, Edmund, den Sohn Königs Heinrich von England, und der letztere griff ebenſo haſtig danach, wie's Karl von Anjou gethan. Das Hinderniß, das Richard von Cornwallis zurückgehalten, war weggefallen, ſeiner Schweſter Sohn, der junge Staufer Heinrich plötzlichen Todes geſtorben. So ward Edmund im März des Jahres 1254 vom Papſte mit der ſiciliſchen Krone belehnt und ſein Vater rüſtete ein Heer, öffnete alle

ſeine Schatztruhen, Innocenz zu unterſtützen und für ſeinen gekrönten Sohn gegen den Kaiſer Konrad in den Kampf zu ziehn.

* * *

Sechzehn Galeeren hatte Manfredi, der junge Fürſt von Tarent, ſeinem kaiſerlichen Halbbruder, als dieſer über die Alpen gezogen, nach dem Seehafen Pola auf Iſtrien entgegengeſandt, und bei den Ueberreſten des alten Sipontum unter dem kloſterberühmten Monte Gargano an der Küſte Apuliens war Konrad mit ſeinem deutſchen Heergefolge gelandet. Oberhaupt des Geſchwaders war, in Begleitung wichtiger italieniſcher Ghibellinen, der Markgraf Berthold von Hohenburg geweſen, ſchon zu Friedrichs Zeiten ein Hauptführer der kaiſerlichen Sache in Italien; zwei ſeiner Brüder, Otto und Ludwig, kamen als Vertraute Konrads mit aus Deutſchland.

Ueberall hatte Innocenz ſich bemüht, in den ſüdlichen Landen durch Pfaffen- und Guelfenhände Saat des Aufruhrs gegen die Staufer ausſtreuen zu laſſen, und ſie vielfältig auch zum Aufgehen gebracht. Doch einem Blitz gleich war Manfredi nun hier, nun dort vor jeder abtrünnigen Stadt, jedem widerſpenſtigen Caſtell aufgetaucht, entſchloſſen ſogleich mit vollem

Kraftaufgebot die Empörung niederwerfend, die Beſiegten nicht ſtrafend, ſondern durch Milde und Menſchlichkeit gewinnend. Faſt gleich unbegreiflich erſchienen der kluge Rathſchlag, das ſchnelle Handeln, der perſönliche Muth, die Erfolge des bei'm Tode ſeines Vaters erſt achtzehnjährigen Jünglings; ſein Ruf ging wachſend durch's Land, er ward zum Liebling des Volks, ſeine Gegner ſprachen von ihm mit Bewunderung. Zwei Jahre hindurch rang er unermüdlich, kämpfend und ordnend, nach ſeinem Ziel und erreichte es. Wie der Kaiſer eintraf, hatte er dieſem als Stellvertreter das Königreich behauptet.

Ein mühevolles Thun, großen Dankes würdig, war's, und herzliches Gefühl von beiden Seiten offenbarte die Begegnung der beiden Brüder, die ſich zum erſtenmal im Leben mit Augen gewahrten; unter demſelben Throndach hielt Konrad mit Manfredi ſeinen Einzug in das Städtchen Siponti. Zwei hohe Geſtalten, Sproſſen vom gleichen Stamm mit ſich ähnelnden Geſchlechtszügen, und doch auch ſtark unterſchiedener Art. Der erſtere blond und blauäugig, Bewußtſein des Kaiſers im Ausdruck bietend, gewillt, ſich brüderlich und freundlich zu verhalten, doch zum Schwanken und Mißtrauen neigend, an Jahren ein wenig älter, an Erfahrungen, zum mindeſten hier, weit zurückſtehend. Der andre trug in dunkler Farbe des Haars und der Augen

das Erbtheil ſeiner ſchönen Mutter, als Mitgift der Natur angeborene Herzlichkeit und Offenheit, Vertrauen zu ſich ſelbſt und zu ſeinen Freunden; er fühlte Muth und Fähigkeit in ſich, ſeines Vaters Erbe zu ſein, doch beſchied ſich unter das Geburtsrecht ſeines Bruders. Beide entſtammten dem Blute Friedrichs, aber Konrad, in Deutſchland erwachſen, war völlig Deutſcher, das Italieniſche in Manfredi ſtand ihm als etwas Fremdes gegenüber, obwohl es im Weſentlichen ſich nur in der äußeren Erſcheinung kundgab. Mit ſüdlicher Lebendigkeit gemiſcht, hatte der letztere vielleicht an innerem deutſchen Gemüth mehr empfangen, als ſein kühler veranlagter, etwas ſchwerfälliger Halbbruder.

Nicht in Manfredi, doch in Konrad lag ein Keim, der aufwuchern und die Frucht eines Zerwürfniſſes heranreifen laſſen mußte. Von begreiflicher menſchlicher Eiferſucht mochte der Beginn ausgehen; ihr Vater hatte den erſteren weit mehr geliebt, der leiblich und geiſtig der reicher Begabte war, als der jüngere ſchon von hohem, weittönendem Ruhm umſtrahlt, beſtaunt, aller Frauen Abgott, den Männern höchſtes Vorbild, wo er erſchien, vom Volk mit Jubel begrüßt. Und Konrad war der Kaiſer, neben ihm Manfredi ein Unebenbürtiger, nicht aus rechtmäßiger Ehe, nur von Friedrichs Machtſpruch dazu erklärt.

Den vom Neid bereiteten Acker nutzte die Selbſt-

ſucht für ihre Saat; von befliſſenen Zungen ward klug Argwohn in das Ohr Konrads geraunt. Er bevorzugte die Deutſchen, hielt ſie ſeines Vertrauens würdiger, und der Markgraf Berthold von Hohenburg, wie deſſen Bruder bildeten im Geheimen ſeine eigentlichen Berather. Sie weckten und ſchürten den Verdacht in ihm, Manfredi trachte, von dem großen Geſchlecht der Lancia unterſtützt, nach der Herrſchaft im Königreich.

Naturgemäß war's geweſen, daß Manfredi während ſeiner Stellvertretung jene, ſeine nächſten Verwandten und Getreuen, denen ſeine Mutter angehört, mit den wichtigſten Aemtern und Befugniſſen betraut hatte. Nach und nach aber entzog der Kaiſer ihnen dieſe, zuſammt den Gütern, die ſie erhalten, zum großen Theil durch Tapferkeit den Guelfen entriſſen. Und weitergehend, nahm Konrad auch Manfredi mehr als die Hälfte des Beſitzthums, das dieſem vom letzten Willen Friedrichs zugeſprochen und ihm durch ſeinen kaiſerlichen Bruder von Deutſchland aus beſtätigt worden.

Undankbar und unklug zugleich gehandelt war's, mußte Erbitterung und Weigerung zeugen. Die Lancias ſuchten ihre Stellung und ihre Güter zu behaupten, mehr und mehr verſtärkte ſich der Gegenſatz; ſie wurden beabſichtigten Verraths bezüchtigt, vom Kaiſer aus dem Königreich verbannt und flüchteten nach Griechenland hinüber. Doch trotz allem wich Manfredi nicht von

dem, was er ſich als unverbrüchlich vorgeſetzt. In ſeinen mütterlichen Verwandten, wie im eigenen Recht ſchwer gekränkt, vielleicht noch ſchlimmer bedroht, ordnete er ſich unter, blieb ſeinem Bruder treu ergeben. Er diente ihm mit ſeiner Streitmacht, die großen Städte Capua und Neapel, die dem Kaiſer bisher Trotz geboten, zu belagern; nach langer Umſchließung wurden beide erobert, die Mauern Neapels niedergeriſſen. Anderthalb Jahre hatten durch Manfredis überall bereite Hülfe die Macht Konrads hoch emporgebracht, ſein Anſehn in Italien faſt dem ſeines Vaters gleichgeſtellt.

Da trafen ihn in raſcher Folge ſchwere Schläge. In Landshut ſtarb ſein Schwiegervater, Herzog Otto von Baiern, den er zum Reichsverweſer eingeſetzt; der Behüter ſeines Sohnes, die einzig ſichere Stütze in Deutſchland war ihm damit entriſſen. Und plötzlich raffte in Melfi der Tod ihm auch ſeinen jungen Bruder Heinrich von der Seite weg, an dem er mit aller Liebe, der ſeine Natur fähig war, gehangen.

Ein Stoß war's, der ihn nicht nur in's Herz traf, ihn allein von den rechtmäßigen Nachkommen Friedrichs übrig ließ, ſondern auch ſeine erkämpfte Machtſtellung ſchwer zu erſchüttern drohte. Denn Innocenz der Vierte, ſchnellen Blicks ein gewaltiges Hülfsmittel für ſich erſpähend, ſchuldigte Konrad vor der Welt an, daß er durch Giovanni Moro, einen Mauren, der dem Sara-

cenengeleit Friedrichs angehört, Heinrich habe vergiften und erdroſſeln laſſen, und er beſchied feierlich den Kaiſer wegen Brudermords vor ſeinen päpſtlichen Thron zu Gericht. Ein heiliger Vater der Lüge war er, vom ſchwerſten Verdacht belaſtet, Giovanni Moro ſelbſt zu ſolcher That aufgeſtiftet zu haben. Manfredi ſchuldigte den letzteren offen der Abſicht an; ob ſie ausgeführt worden oder Heinrich natürlichen Todes geſtorben, blieb im Dunkel. Kurze Zeit nachher aber überhäufte Innocenz den verrätheriſch von den Staufern abgefallenen Mauren, den er als ruchloſes Werkzeug des Brudermörders verflucht hatte, mit reichen Geſchenken.

Das war im erſten Beginn des Jahres 1254 geſchehen; durch den Tod Heinrichs von jeder Rückſicht losgemacht, nahm König Heinrich von England für ſeinen Sohn Edmund die ausgebotene Krone Siciliens an. Der Papſt durchhallte alle Fürſtenhöfe und Lande mit ſeiner Anklage gegen „den Herodesſohn“ Konrad, der ein noch teufliſcherer Böſewicht und Frevler an göttlicher und menſchlicher Satzung ſei, als ſein babyloniſcher Vater geweſen. Dawider ließ der Kaiſer rechtfertigende Vertheidigungsſchrift in die Welt ausgehen, Innocenz der bewußten Lüge bezüchtigend. Mit zwiefacher gewaltiger Erſchütterung des Leibes und der Seele hatte das unheilſchwere Ereigniß ihn getroffen; er fühlte, daß der Papſt, der ihn nicht mit den Waffen

bezwingen konnte, ihm mit dem wühlenden Grabſcheit der Verläumdung unter den Füßen den Boden höhlte. Ueberall unter den Edlen und dem Volk, auch bei den Ghibellinen ſelbſt ſollte die Lüge Abſcheu gegen ihn wecken, Abfall von ihm herbeiführen.

Doch Konrad nahm alle Kraft zur Gegenwehr, zu einem vernichtenden Streich auf die in weißer Unſchuldsfarbe gleißende Tiara ſeines Todfeindes zuſammen. Er rüſtete ſeine Streitmacht, und noch gehorchte man ihm. Alle großen Barone des Königreichs folgten ſeinem Ruf; mit auserwählten Schaaren ſtieß der immer getreue Manfredi zu ihm. Der Frühling ſah unter dem hohen Monte Vulture um die Stadt Melfi in Apulien ein mächtiges Kriegslager anwachſen, ein Heer, für die Zeit von gewaltiger Stärke, zwanzigtauſend Gewaffnete zählend. Wozu es beſtimmt ſei, ward nicht ausgeſprochen, doch niemand hegte Zweifel, der Kaiſer habe einen entſcheidenden Entſchluß gefaßt und ziehe auf Rom.

* * *

Die erſte Woche des Mai ging zum Ende, als Manfrid von Temringen ſein Wegziel vor ſich ſah; durch's Volskergebirg ungefährdet weiter nach Campanien gelangt, hatte er ſich vor der Stadt Benevento auf Melfi zugehalten, und bereits aus weiter Ferne grüßte

ihm hochher der alte Geiervulkan Vultur, ſchon von Horaz im Geſang benannt, entgegen. Doch brauchte jetzt der deutſche Ankömmling keine Höhe zu erſteigen, um zuvor Ueberſchau zu halten und ſich gegen Bedrohung zu ſichern. Hier war er wie im Reich, denn hier in Wirklichkeit war das Reich, der Kaiſer und ſein Heer. Bald nahm der Anfang des von Melfi bis zur Nachbarſtadt Venoſa ausgedehnten Lagers ihn auf, vielfach umklangen ihn deutſche Stimmen, helles Haar und helle Augen durchmiſchten überall die dunklen Farben der Landesſöhne.

Von ſeinem langen Verweilen in Cremona her, befand ſich Manfrid mit allgemeiner Kenntniß der Verhältniſſe, beſonders des Gegenſatzes zwiſchen den Deutſchen und Italienern ausgerüſtet. In der Natur begründet lag's, daß er ſich auf die Seite ſeiner Landsleute ſtellte, ihnen bei den oft eingetretenen Zwiſtigkeiten das Recht zumaß, ſie als die feſteſte Stütze des Kaiſers betrachtete. Zunächſt erfragte er deshalb den Aufenthaltsort des Markgrafen Berthold von Hohenburg und ward zu dieſem gebracht. Der Markgraf ſtand in der Mitte des Mannesalters, mit gewinnendem Aeußern begabt und von artigem Benehmen, doch ließ er den Blick am Geſicht derer, mit denen er redete, vorbeigehen, als ſuche er einem Leſen in ſeinen Augen auszuweichen. Er trachtete möglichſt nach noch größerer Stärkung der

deutſchen Grundlage im Heer, und ſichtlich kam ihm das Angebot des Temringers, in den kaiſerlichen Dienſt zu treten, erwünſcht. Aber offenbar war er ſtark zerſtreut, von wichtigen Gedanken eingenommen, erkundigte ſich mit nichts nach Herkunft und Verhältniſſen des neuen Dienſtmannes, ſondern verabſchiedete ihn gleich wieder. Erſt als dieſer noch die Frage nachfügte, wo der Kaiſer ſich befinde, wiederholte Berthold von Hohenburg, jäh mit dem Kopf auffahrend: „Der Kaiſer? Warum fragt Ihr?“ Wie Manfrid darauf entgegnete, er habe Auftrag vom Markgrafen Oberto Pelavicini an die kaiſerliche Majeſtät auszurichten, verſetzte der Andre raſch: „Der Kaiſer iſt nicht hier, ſondern im Schloß zu Lovello. Aber er wird Euch nicht empfangen, wird verhindert ſein.“

Nun ging der Entlaſſene, der merkbar zu unrechter Stunde gekommen, wieder draußen durch's Lager; wunderlich klangen ihm die letzten Worte im Ohr nach. War der Kaiſer ſo unnahbar, daß es einem Fremden und nicht hoch Geſtellten unmöglich ward, auch mit einer Meldung bis zu ihm heranzukommen? Das lag nicht in ſtaufiſcher Art; freilich ließen ſeine Entwürfe ihn wohl Wichtigeres denken und rathſchlagen.

Doch wenigſtens den Sohn Friedrichs, den Kaiſer, den erſten Staufer in ſeinem Leben mit Augen zu ſehn, trieb's Manfrid unwiderſtehlich. Er zog Erkundigung

ein, wo die Stadt Lavello liege; sie war zwei Meilen entfernt, und er machte sich sogleich wieder dorthin auf. Der Weg führte über das mit immergrünen Eichen bedeckte Abhanggelände des Monte Vulture, ringshin überblühten und überglühten fremde Blumenkelche farbig den Boden, tausend Vogelstimmen durchjauchzten das dunkle Laubwerk. Es war unnennbarer Frühlingszauber des Südens; in solcher märchengleichen Schönheit hatte der junge Reiter die Welt noch nie gewahrt. Höher, stürmisch schlug ihm das Herz; er nahte dem Ziel der Sehnsucht schon in seiner Kindheit, sollte einen Abkommen des großen Geschlechts, das heutige stolze Haupt desselben sehen.

Da lag das Städtchen Lavello auf einer Anhöhe vor ihm, ummauert, ein Castell buchtete sich am Rand aus. Das mußte das Schloß sein; hohe Bäume schatteten daneben, kündeten einen großen Garten. Tiefe Stille überbreitete alles, bis hierher drang der Lagerlärm nicht. Zweifellos hielt der Kaiser sich in diese Ruhe zurückgezogen, ungestört seinen hohen Plänen nachzuhängen.

Heiß wie in deutschem Juli glühte die blendende Sonne, machte den kurzen Aufstieg zum Ort beschwerlich. Das Stadtthor stand geöffnet, wenig Menschen bewegten sich in den engen Gassen. Der Reiter suchte sich den Weg zum Schloß, saß ab und befestigte sein

Pferd an einem Mauerring; dann trat er durch das Thor des alten Bauwerks. Niemand behinderte ihn auch hier, und von niemandem konnte er eine Auskunft erhalten; Zweifel kamen ihm, daß der Kaiser ſich wirklich hier befinde. Umherſchreitend gerieth er in den Garten, in gleichfalls ſtill-leere Gänge; etwas Lebloſes lag über allem, nur weiße Schmetterlinge mit einem Anhauch wie Morgenröthe auf den Oberflügeln ſchwebten und tanzten um ſüßduftende Blüthenbeete. Manfrid hielt ſich im Schatten der Bäume; wo ſie nicht Schutz boten, verſengten die mittägigen Strahlen.

Doch dann klang einmal ſeitwärts von ihm ein Fußtritt, es kam jemand dort gegangen, den er nun auch in einiger Entfernung wahrnahm. In einen Mantel gehüllt war's die Geſtalt eines hochgewachſenen, doch den Kopf wie ermüdet gebeugt tragenden Mannes; langſam ſetzte er die Füße vor, ſich mit der Rechten auf ein Schwert ſtützend. Abgewandten Geſichts ſchritt er in der Sonnenglut, hielt jetzt an und ſah vor ſich nieder auf die bunten Blumen und Schmetterlinge am Wegrand.

Manfrid wollte hinzutreten, eine Frage an ihn zu richten, doch zugleich, den Kopf drehend, bewegte der Fremde ſich weiter. Sichtlich gewahrte er den im Schatten Stehenden nicht, obwohl er dieſem jetzt das Antlitz zukehrte. Hohl abgemagerte Züge wies es, farb-

los und fahl; matt, ohne Glanz lagen die Augen, wie zurückgeſunken, in dunklen Höhlen. Nach Ninfa glaubte Manfrid ſich wieder verſetzt; ſo waren die Bewohner dort ihm ſchwankend vorübergegangen.

Plötzlich durchfuhr es ihn wie mit einem jähen Schlag, ließ ihm zugleich den Athem und den Herzſchlag ſtillſtehen. Nie mit Augen Gewahrtes und doch Bekanntes, Vertrautes ſah ihn aus den verfallenen Zügen an — ein Staufergeſicht —

Undenkbar — und doch konnt's nicht anders ſein. Dieſer müd' und haltlos auf's Schwert geſtützte, noch jugendliche und doch wie vom Alter gebrochene Mann war Kaiſer Friedrichs Sohn, war die kaiſerliche Majeſtät des Reiches ſelbſt, der vierte Konrad.

Und wenn Zweifel bleiben gekonnt, ſo ward er jetzt gelöſt. Von entgegengeſetzter Seite her klang auch ein Schritt, ſicher und leicht in einem, und ein ebenfalls junger Mann umbog einen dichten Lorbeerbuſch. An Haar- und Augenfarbe verſchieden, ähnelte er dennoch im Geſicht und in der Geſtalt dem Andern, aber wie der Frühling dem Herbſt; in blühender Jugendkraft und Schönheit kam er daher. Nur aus ſeinem Blick, der prüfend vorausging, ſprach etwas Unruhvolles, doch verdeckte er's unter ſorgloſem Ton der Stimme, mit dem er fragte:

„Fühlſt Du Dich kräftiger heut? Du ſiehſt wohler aus."

Der Angeſprochene erwiederte: „Es würde wohl beſſer gehn, wenn nur der Frühling mithülfe. Aber er will nicht kommen in dieſem Jahr, es iſt ſo kalt, Manfredi.“

Man ſah's, trotz dem Mantel überlief ihn in der ſommerlich brennenden Hitze ein Froſtſchauder. Er fügte nach: „Du ſuchſt nach mir? Was bringt Dich?“

Sein Bruder zögerte kurz, dann gab er Antwort: „Mir ward geſagt, Du haſt Otto von Hohenburg als Oberhauptmann betraut. Ich warne Dich, Konrad, traue den Hohenburgern nicht zu weit!“

Der Kaiſer ſah vor ſich hinaus, und auch wie vor ſich hinſprechend entgegnete er: „In der Nacht, als der Regensburger Biſchof mich als Gaſt in ſeinem Haus überfiel und ermorden laſſen wollte, weckte Markgraf Otto mich, ihm dankte ich, daß ich entkam. Die Hohenburger ſind treu — wären's alle, wie ſie!“

Er wandte bei'm Letzten den matten Blick gegen Manfredi, ſetzte hinzu: „Du freu'ſt Dich, daß ich wohler ausſehe? Du haſt Grund dazu, ich fühle mich auch ſo.“

Nur eben wahrnehmbar, einem raſch fliegenden Schatten gleich, ging ein ſchmerzlicher Ausdruck über Manfredis Antlitz. Unter den Worten barg ſich andrer Sinn, geheimer Argwohn in den Augen Konrads hatte ſie begleitet. Er glaubte nicht, daß die Freude ſeines Bruders wahr ſei; trotz allem, was dieſer für ihn ge-

than und that, hielt er ihn nicht für treu wie die Hohenburger.

Nun aber nahm er etwas bisher nicht Bemerktes gewahr und ſtieß vom Mund: „Wer ſteht da? Was wollt Ihr?“

Manfrid von Temringen galt's; es war der höchſte Herr, der Kaiſer, der es gebieteriſch geſprochen. Sich ehrfurchtsvoll tief neigend, trat der Angeredete heran, im Innerſten erſchüttert, übermannt von verworrenen Gedanken und ſchwerbelaſteter Bruſt. Doch er rang und raffte alle Kraft zuſammen, unbefangen zu antworten, richtete den Auftrag des Markgrafen Oberto aus, ſchloß, faſt ohne es zu wiſſen, daran, was er in Bologna geplant und wie es mißrathen. Konrad hörte ſchweigend zu, dann ſprach er mit einem kurzen Zucken am Lippenrand:

„Dein Bruder Enzio trachtet nicht nach einer Krone, Manfredi.“

Er brach ab und fuhr fort:

„Du biſt ein Deutſcher, der es gut gedacht. Wie heißt Du?“

Der Befragte nannte ſeinen Namen und ſeine Abkunft; nickend verſetzte der Kaiſer:

„Faſt klingt Dein Name wie Manfredi, aber er iſt deutſch, nicht italieniſch. Ich ſah Deine Väterburg einmal im Vorbeiritt und weiß, der Stammvater meines

Geſchlechts hat ſie erbaut. Deines ſcheint ihm treu geblieben bis zu Dir hinab. Haſt Du mir noch etwas kundzuthun aus deutſchem Land?“

Da riß es Manfrid mit Uebermacht fort; er bedachte nicht, was er ſprach, ſein innerſtes Gefühl ward ihm zum ausſtrömenden Wort: „Hoher Herr, das deutſche Land ruft nach Dir! Ohne Dich geht das Reich unter, kehr' zurück, gieb ihm ſein Haupt wieder, und Dir wird's Geſundheit geben! Nach Deutſchland komm' mit Deinem Heer, mein Kaiſer! Wirf den Pfaffenkönig zu Boden, der mächtig wird, weil Du ferne biſt, und Dein iſt jeder Arm und jedes Herz! Nach Deutſchland komm zurück!“

Auf die Knie hatte Manfrid ſich zu ſeiner beſinnungslos ſtürmiſchen Bitte niedergebogen, des Kaiſers Augen weiteten ſich auf, ihren ſtumpfen Blick durchflackerte ein Glanz. Er ſtreckte den Arm vor: „Steh' auf! Du biſt ein Freund — Freunde thun mir noth. Nach Deutſchland — ja, nach Deutſchland! eh' es zu ſpät iſt —“

Etwas Irres klang aus dem Ton, ſprach, er ſei auch ſeiner geiſtigen Kraft nicht mehr Herr. Nun faßte ſeine Hand den Arm Manfrids, er zog dieſen haſtig mit ſich zur Seite und fragte: „Haſt Du Weib und Kind, die Du liebſt?“

Von einem Zittern an allen Gliedern durchrüttelt,

antwortete der Gefragte: „Nein, hoher Herr — mein Herz kennt nur eine Liebe, die iſt eine Dienſtmagd Deines Geſchlechts.“

„So haſt Du keinen Sohn, den Du nie geſehn —“

Tonlos kam's von den Lippen, langſam fügten ſie nach: „Manfrid, ſchrieb mein Vater auf dem Todbett, werde mein guter Stern ſein, ihm ſolle ich vertrauen. Aber Du haſt keinen Sohn — ſo klein noch — doch auf den Füßen richtet er ſich jetzt auf und ſteht. Nach den Schmetterlingen da ſchaut er, ſucht ſie zu haſchen. Ich ſehe ihn, er winkt mir: Komm!“

Die Hand Konrads ſtreckte ſich niedrig über den Boden, als lege ſie ſich ſanft auf etwas hin. Fieberphantaſie lag in ſeinen Zügen, redete ihm von der Zunge; aus den Kaiſeraugen quollen zwei ſchwere Thränen und rollten auf die hohlen Wangen.

Plötzlich ſtieß er aus: „Du haſt recht — nach Deutſchland — morgen! Ich will den Holländer —“

Er griff zum Schwert, doch dabei verlor er ſeine Stütze, taumelte und wäre gefallen, wenn ſein Bruder ihn nicht, raſch vorgreifend, gehalten hätte. Nun blickte er dieſen an, ſagte mit mattem Lächeln: „Du ſollteſt meine Stütze ſein, Manfredi, ſchrieb unſer Vater — ſo führe mich, der Gang war noch zu weit und hat mich müde gemacht. Ich weiß nicht, wen mein Vater gemeint — bleib' um mich im Schloß, Manfrid von

Temringen, wenn ich nach Dir rufe — Du liebſt die Staufer — Liebe iſt ſelten in der Welt.“

Kaiſer Konrad wandte ſich, und ſchwer auf den Arm ſeines Bruders geſtützt, ſchwankte er dem Schloß zu. Manfrid ſah ihm nach, um ihn drehte ſich der Garten und die Sonne. Haltlos brachen auch ihm die Knie, und bitterlich aufſchluchzend ſank er zu Boden.

* * *

Es war zu ſpät; nicht auf Rom mehr zog Kaiſer Konrad der Vierte und nicht nach Deutſchland. Das tückiſche Raubthier, das unſichtbar überall in den Niederungen Italiens ſprungbereit kauerte, hatte ihn gepackt, wie vermuthlich kurz zuvor ſeinen Bruder Heinrich, hielt ihn unentrinnbar und unrettbar. Häufiger noch und ſchwerer, als die Eingeborenen des Landes, wurden die Deutſchen vom Sumpffieber befallen, Tag um Tag lichtete es im Heerlager ihre Reihen. Schon im Herbſt bei der Belagerung Neapels war Konrad daran erkrankt geweſen, nun fand ein verſtärkter Rückfall bei ihm nicht mehr die frühere Widerſtandskraft. Der Gram um den Tod Heinrichs und tödtlich nagende Sorge hatten ſich dem ihm in's Blut gedrungenen Gift verbündet, neues Gift träufelte die Lügenzunge Innocenz des Vierten hinzu. Zu tief verwundet, leiſtete die Seele dem Körper nicht Beiſtand, und er erlag dem Siechthum beider.

Zum letztenmal war Konrad in die Sonne hinausgegangen, in ihren Glutſtrahlen von Froſtſchauern durchrüttelt. Seitdem lag er auf dem Bett hingeſtreckt, mit jedem Tag mehr einem bleicher ſchwindenden Schatten gleichend. Sorgend, in hingebender Treue ſaß Manfredi neben ihm, ohne bis zuletzt das Mißtrauen aus dem Gemüth ſeines Bruders ſcheuchen zu können. Dumpfe Gedanken brütend, ſchwieg der ſterbende Kaiſer faſt immer in ſeiner Gegenwart, redete nur noch, wenn der deutſche Manfrid ſich bei ihm befand. Zu dem hatte er ein letztes Vertrauen ſeines Lebens gefaßt, doch er ſprach zumeiſt aus fieberhaft verworrenen Vorſtellungen. Nun von dem Grafen von Holland, nun vom Frühling, der Sonne und von ſeinem zweijährigen Sohn Konrad. Immer ſah er den zwiſchen Blumen nach bunten Schmetterlingen greifend, und ihm kam manchmal mit angſtvollem Ton vom Mund: „Bleib' bei ihnen — Du findeſt nicht Beſſeres auf der Erde. Komm' nicht hierher — bleib' in Deutſchland und ſpiele mit Schmetterlingen, nicht mit Kronen. Nur nicht hierher — ſag's ihm, Manfrid!"

Einmal rief er dieſem plötzlich: „Mein Schwert!" Als es ihm gereicht ward, gebot er: „Knie nieder!" und ſich mühſam halb aufrichtend, legte er die Klinge auf den Scheitel des Knieenden. „Steh' auf als Ritter, Manfrid von Temringen! Dir gebührt's, Du biſt von

edlem Stamm; im Herzen war'ſt Du's ſtets, ſei's fortan auch vor der Welt von Stauferhand. Deines Kaiſers Vermächtniß iſt's —

Ja, ich bin der Kaiſer — und die Welt — alle ſollen ſie zittern vor mir! Nur, mein Sohn — wer ſchützt meinen Sohn vor ihnen —?"

Das war wieder die Fieberüberwältigung, zugleich ein immer gleiches Brüten in ſeinem Hirn kundgebend. Das Schwert glitt ihm aus der Hand, ſchlug klirrend zu Boden, haltlos fiel ſein Kopf zurück. Im Tiefſten erſchüttert blieb der junge Ritter knieend vor dem Lager.

Und mehr und mehr mit dem Verfall des Leibes umdunkelte ſich Konrads Geiſt. Noch einmal ſchrieb er ſeinen Namen, unter ſeinen letzten Willen, legte Zeugniß damit ab, daß ſein Denken ſich in der Irre verloren habe. Einen letzten, ſchneidendſten Ausdruck ſeines Wahns und Argwohns gegen Manfredi gab das Teſtament kund, denn er ſetzte darin ſeinen Todfeind Innocenz den Vierten zum Vormund ſeines Sohnes ein.

Von den Kirchen ringsum klangen die Glocken am Morgen des 21. Mai 1254, Feſtgeläut des Himmelfahrttages und Todtengeläut zugleich; bei ihrem Schall that Kaiſer Konrad der Vierte den letzten Athemzug. Sechsundzwanzig Jahre nur hatte er erreicht; jünger noch ſtarb er als ſein Aeltervater Heinrich der Sechſte vor bald ſechzig Jahren hier im Angeſicht derſelben

Berge aus dem Leben geſchieden, in dem Lande, das ſeine Vermählung mit der Tochter Rogers von Sicilien zum Verhängniß ſeines Hauſes gemacht. Und wie Heinrich als einzigen Sohn Friedrich den Zweiten erſt im dritten Jahre ſtehend, hinterlaſſen hatte, ſo hinterließ auch Konrad nur ſeinen gleichgenannten zweijährigen Sohn. Doch anders als damals geſchah's, denn dieſer war jetzt auch der einzige aus rechtmäßiger Ehe Uebriggebliebene des großen Geſchlechts.

Manfredi und Manfrid hatten die letzte Nacht bei dem Sterbenden durchwacht. Wie ſie nun zuſammen am Bett des Todten ſtanden, boten auch ſie in der Erſcheinung miteinander manche Aehnlichkeit. Der junge Fürſt von Tarent reichte dem jungen Deutſchen die Hand, ihm war dieſer gleichfalls in den letzten Wochen werth und vertraut geworden, und feſt erwiederte Manfrid von Temringen den Handdruck. Er trug nicht Zweifel in ſich, daß Konrad von trübem Wahn gegen ſeinen Bruder verblendet geweſen.

Mit düſter prangendem Geleit ward die Leiche des Kaiſers nach Meſſina, der von jeher treu ſtaufiſch bewährten Stadt gebracht, dort im Dom zu ruhen. Sie harrte des Tages der feierlichen Beiſetzung, doch in der Nacht zuvor wälzte eine ungeheure Feuersbrunſt ſich über die Kirche, verwandelte ſie und den kaiſerlichen Leichnam in Aſche. „Der Himmel hat das Gedächtniß

des im Bannfluch Geſtorbenen, des Herodesſohnes, des Brudermörders von der Erde weggetilgt," ſprach Innocenz der Vierte. „Perdatis nomen et reliquias, progeniem atque germen!" Und um dies Ziel bis zum Schluß zu verfolgen, ließ Innocenz jetzt mündlich und ſchriftlich die Anſchuldigung verbreiten, Manfredi habe ſeinen Bruder ermordet. „Ut dicitur, veneno propinato."

IV.

Nicht allgemein, auch unter den ghibelliniſch Geſinnten, war die Trauer um den Tod Konrads; in zu ſtarkem Gegenſatz ſtanden vielfach die Italiener den Deutſchen gegenüber. Unverhohlen hatte ſchon während der Krankheit des Kaiſers mancher der großen ſiciliſchen Barone dem Wunſch Ausdruck gegeben, ſie möge ſo enden und Manfredi zum König werden; würdiger, edler und kraftvoller ſei er, als Konrad. Auch ein Sohn Kaiſer Friedrichs, war er durch ſeine Mutter ihres Stammes, und das Recht ſprach für ihn. Sein Vater hatte ihn in letzter Willensverfügung für den Fall, daß ſein Halbbruder ohne Erben vor ihm ſtürbe, zum König von Sicilien, ſogar zum Kaiſer beſtimmt. Und der Einzige, der noch Anſpruch beſaß, war zwei Jahre alt,

das Knäblein Konrad, von ſeines Vaters irrumdunkeltem Geiſt in die Obhut Innocenz gegeben, der das ganze Staufergeſchlecht verflucht hatte, unabläſſig zu vernichten trachtete.

Doch ſeltſam, plötzlich jetzt that er ſcheinbar das Gegentheil; er nahm die Vormundſchaft über den Knaben an. Das Gebot der chriſtlichen Religion, ſich der hülfloſen Waiſen zu erbarmen, legte ihm die Pflicht auf, und er offenbarte ſeinen, ihm vom göttlichen Willen eingegebenen Entſchluß, „dem geliebteſten Sohne in Chriſto, dem jungen Konrad, Herzog von Schwaben und König von Jeruſalem, alle ſeine Länder, Beſitzungen und Rechte zu erhalten.“ Und nicht nur im Reich. Eben hatte er den andern Knaben, Edmund von England, mit der Krone Siciliens belehnt; doch nun ſchrieb er vor, in den Treueid, der überall im Königreich der Kirche geleiſtet werden ſollte, die Bedingung einzufügen: „Salvo Conradi pueri jure!“

Zu offen lag's, das göttliche Erbarmen mit dem Waiſenkinde ſei einzig gegen Manfredi gerichtet. Den kleinen Konrad hatte Innocenz nicht zu fürchten, doch er konnte ihn nutzen. Die Anerkennung der Erbrechte deſſelben ſollte Zwieſpalt unter den Ghibellinen erzeugen, vor allem die Deutſchen, an ihrer Spitze die Markgrafen von Hohenburg von Manfredi abwendig machen.

Manfrid von Temringen hatte die vorgefaßte Mei-

nung, mit der er vom Norden hergekommen, vollſtändig zu einer richtigeren umgewandelt. Klaren Blicks ſah er in die Dinge und in die Menſchen hinein, erkannte, daß jedenfalls viele ſeiner Landsleute nicht das Vertrauen, das er in ſie geſetzt, verdienten. In dieſer Erkenntniß ſtand er nicht auf deutſcher, noch auf italieniſcher Seite, er war nur ſtaufiſch. Und im Gefühl überkam's ihn, als ſei ihm der Name Manfrid, das deutſche Manfredi, nicht durch Zufall und bedeutungslos zu theil geworden.

Haſtig überdrängten ſich die Ereigniſſe und die Wandlungen. Das angeſammelte große Heer Konrads fiel auseinander; Innocenz benutzte raſch die Uneinigkeit der Deutſchen und Italiener und rückte mit einer Heermacht vor Capua und Neapel. Den Verblendetſten mußte deutlich werden, nicht nur die Sache der Staufer, auch die Stellung der Deutſchen im Königreich überhaupt beruhe allein noch auf Manfredi.

Alle Kraft ſetzte Manfrid von Temringen daran, dieſe Erkenntniß zu bewirken, ſie zu entſcheidender That zu geſtalten; unter den Deutſchen und den Italienern klang einſichtsvoll, feurig-beredt, überzeugend ſeine Stimme dafür. Und ebenſo ſetzte er Manfredis zaudernder Unſchlüſſigkeit entgegen, dieſer habe als der einzig Gebliebene Recht und Pflicht für den letzten Erben der Staufer die Herrſchaft zu ergreifen, Königs-

rang und -Namen anzunehmen, um wie zuvor für Konrad den Vierten, nun das Königreich für Konrad den Fünften bis zu deſſen Mündigkeit zu behaupten.

Gegen die Annahme der Königswürde zwar weigerte ſich Manfredi fort, doch der Nothwendigkeit, mit feſter Hand die Herrſchaftszügel zu ergreifen, gab er Gehör; als „Bajulus“ ſeines Neffen Konrad erklärte er ſich zum Herrn Neapels und Siciliens. Der Name war bezeichnend, ſeine urſprüngliche Bedeutung die eines „Laſtträgers“, und ſchwere Bürde lud der junge Bajulus auf ſich; oftmals ſchien's, als ſei ſie im Begriff, ihn zu erdrücken.

Ein Sommer wilder Kämpfe, raſtloſen, ſchnellen Wechſels folgte dem Grabesgeläut des Mai's. Capua und Neapel fielen in die Hand des Papſtes zurück: zweideutig, abwartend, dann, wie's vorauszuſehn geweſen, treulos verhielten ſich die Hohenburger Markgrafen, gingen offen zu Innocenz über. Auf mühſeliger, kaum mehr Hoffnung bietender Flucht, ſtündlich von ſchlimmſter Gefahr umdroht, mußte Manfredi manche Tage und Nächte lang umherirren; durch wegloſe wilde Felsſchluchten und toſende Bergſtröme hindurch entzog er ſich den Verfolgern, mehrfach rettete ihn nur Liebe und Treue des Landvolks, den auf ſeine Ergreifung ausgeſetzten hohen Lohn verſchmähend. Mit wenig Begleitern ſuchte er über's Gebirge Apulien zu er-

reichen, doch ſtets war Manfrid von Temringen ihm zur Seite.

Dann aber faſt plötzlich wandte ſich das Spiel des Schickſals. Er kam vor die feſte Stadt Luceria, die ſeit Langem Wohnſitz der Saracenen, der einſtigen Leibwache Kaiſer Friedrichs geblieben. Der Podeſtà der Stadt weigerte ſich, Manfredi das Thor öffnen zu laſſen, und doch um jeden Preis muß er hinein. Ihm wird eine Stelle gedeutet, an der er durch einen Waſſerausfluß der Straßengoſſen kriechend unter der Mauer hindurch gelangen kann, und er ſpringt vom Pferd, macht ſich bereit dazu. Da vernehmen's die Saracenen, erkennen ihn an als den Lieblingsſohn ihres alten Herrn, ſtürzen herbei, ihn vor Erniedrigung und Schmach zu bewahren. Sie erbrechen das Thor, heben ihn auf ihre Schultern, tragen ihn im Triumph herein. Der Podeſtà eilt ihm mit Bewaffneten entgegen, aber brauſender Jubel des Volks überhallt Luceria, tauſend Rufe empfangen ihn: „Herab vom Roß! Auf die Knie!“ Betäubt, jede Gegenwehr nutzlos erkennend, ſteigt er ab, wirft ſein Schwert von ſich und küßt knieend Manfredis Fuß.

So ging der Stern des jungen Kaiſerſohns wieder auf, raſch in höherem Glanz ſtrahlend. Anhänger ſtrömten ihm ringsher zu, ſetzten ihn in Stand, mit einer Heermacht vor die wichtige Stadt Foggia zu ziehn.

Ein päpſtlicher Legat und der Markgraf Otto von Hohenburg rückten ihm entgegen, wurden vollſtändig geſchlagen, in haltloſe Flucht gejagt, Foggia erſtürmt. Giovanni Moro, dem verrätheriſchen Mauren, der dem jungen Staufer Heinrich Gift gemiſcht und vom Papſt belohnt worden, ſchlugen ſeine treuen Landsleute den Kopf ab, nagelten ihn an das Thor von Luceria.

Im Siegeszug durcheilte Manfredi Apulien, alle Städte öffneten ſich ihm, die päpſtlichen Befehlshaber, entmuthigt, flohen bei ſeinem Anrücken faſt ohne Kampf. Und nun brach ihr Muth völlig zu Boden; eine Botſchaft kam aus Neapel im Anfang des December. Dort im Palaſt Petrus' de Vinëis, des ehmaligen Freundes, Vertrauten und Verräthers Friedrichs des Zweiten, dem er einen Giftbecher zu reichen geſucht, war Innocenz der Vierte geſtorben.

Auch ihn hatte das Sumpffieber weggerafft, keinen Unterſchied zwiſchen den Niedrigſten und den Höchſten, einem Kaiſer und einem Papſt machend. An Leib und Seele gebrochen, lag er in den Ausgangstagen, immer wieder unter Thränen wimmernd: „Herr, um meiner Ungerechtigkeit willen haſt Du mich ſo gezüchtigt.“ Ob er wirklich an einen „Herrn“ geglaubt oder ihn nur bis zuletzt im Munde geführt, offenbarte er der Nachwelt nicht; einmal wandte er ſich zu ſeinen um ihn verſammelten Nepoten, maß ſie mit dem Blick und ſprach:

„Warum macht ihr betrübte Geſichter? Laſſe ich euch nicht alle reich zurück? Was habt ihr mehr gewollt?“

Schwer traf der Schlag alle zur päpſtlichen und guelfiſchen Partei Gehörigen in Italien, aber ein Menſch trauerte nicht um Innocenz den Vierten. Mit ihm war der Letzte der „Alten“ weggeſchwunden, die den ungeheuren Kampf um die Weltherrſchaft geführt, nur die Jugend allein auf der blutüberdeckten Walſtatt geblieben. Als die zwei Hauptgegner und Erben der Ueberlieferung, doch durch weite Lande geſchieden, ſich unbekannt, die jetzigen oberſten Führer der Guelfen und Ghibellinen, im Norden, im Reich König Wilhelm, im Süden, im Königreich Manfredi.

Beglückwünſchung ward dieſem vielfach zu theil, daß der Tod ihn von Innocenz befreit habe. Doch er zuckte die Achſel, kurz erwiedernd: „Ein Menſch ſtirbt, der Papſt bleibt immer, und immer derſelbe. Er war's von je und wird's bis zum letzten ſein; denn kein Einzelner iſt er, kein Wille, ſondern ein Werkzeug der Kirche und ihrer Herrſchgier. Gleich, ob er menſchlich gut oder böſe, mild oder grauſam. Und erwählten die Cardinäle ſelbſt Rinaldo de Conti, den Biſchof von Oſtia, auch er würde handeln wie alle vor ihm, denn die Tiara zwingt dazu. Thörichter hörte ich nichts, als neue Erwartung von einem neuen Papſt.“

Mit kurzem Ausdruck gab Manfredi Zeugniß, daß

ſeine Jugend auch bereits das Papſtthum und die Kirche im Innerſten erkannt habe. Was er aber nur als Beiſpiel hingeſtellt, erfüllte ſich; im Palaſt, in dem eben das Sterbebett Innocenz' geſtanden, ward das Conclave gehalten und der Biſchof von Oſtia, Rinaldo de Conti zum Oberhaupt der Kirche erwählt. Als Alexander der Vierte beſtieg er den päpſtlichen Thron, ein wohlbeleibter, heitrer und redſeliger Mann, von freundlichem Weſen, friedliebend, wohlwollend und rechtſchaffen, leidenſchaftslos und von aufrichtiger Frömmigkeit, in allem ein Gegenſatz zu ſeinem Vorgänger. In einer Encyclika erflehte er die Gnade Gottes auf ſich herab, das inbrünſtige Gebet der ganzen Chriſtenheit ſich zum Beiſtand und ſandte Botſchaft an den König Wilhelm, daß er ihn mit aller Kraft ſtützen werde, die volle Herrſchaft im Reich zu gewinnen. Er beſtätigte dem König Heinrich von England für deſſen Sohn Edmund die ſiciliſche Krone, erneuerte den Bannſpruch über Manfredi, rüſtete gegen dieſen neue Streitmacht, ſuchte ihm, da der offene Kampf mißlang, Fallen mit Hinterhalt, falſchem Wort und Trug zu legen. Wer als Menſch die weiße Tiara auf dem Kopf trug, war gleichgültig.

Da traf eine Kunde ein, ein Gerücht, das überallhin durch die Lande lief, der kleine Konrad ſei plötzlich geſtorben; eine Nachricht von ungeheuerſter Bedeutung, wenn ſie ſich bewahrheitete. Im Volk fand ſie

vielfach Glauben; ſeit Jahren ſchien der Tod alle Sproſſen des ſtaufiſchen Stammes in der Jugend abfällen zu wollen. Und wenn es ſich bewährte, drohte die äußerſte Gefahr, daß die Deutſchen im Königreich, die dem Bajulus Konrads Treue gewahrt, von dem nur mehr für ſich ſelbſt ringenden Italiener abließen und nach Deutſchland zurückkehrten.

Um dieſe Zeit ließ Manfrid von Temringen ſich im Lagerzelt Manfredis melden, der den Eintretenden mit den haſtigen Worten empfing: „Wollt Ihr nach Baiern gehen, Ritter, mir gewiſſe Kunde zu ſchaffen? Sichreren Boten wüßt' ich nicht als Euch."

Der Temringer antwortete kurz: „Ich kam, Deine Hoheit zu befragen, ob ſie mich hinſendet."

Die Gedanken beider waren ſich begegnet, höchſtes Vertrauen des Einen, willigſte Hingabe des Andern. Freundſchaft des Herzens und des Kopfes hatte ſie verbunden, doch der Staufer, der Kaiſerſohn war's, vor dem der junge Ritter ſtand, und Ehrerbietung mußte auch ſeine Anrede an ihn bezeugen. Danach aber reichten die beiden Namensbrüder ſich mit feſtem Druck die Hand, und Manfredi ſprach in deutſcher Zunge:

„So reitet! Auf gutes Wiederſehen, Manfrid!"

„Mein Herz bleibt bei Deiner Hoheit," erwiederte dieſer. Aber tiefe Bewegung riß ihn fort, und er ſetzte

hinzu: „Wozu ſein Schlag mich treiben mag, es wird für Euch ſein, Manfredi.“

* * *

Mit einem Dutzend von Waffenknechten als Gefolgſchaft ſchiffte ſich Manfrid von Temringen im Hafen von Siponto ein, in umgekehrter Richtung den vom Kaiſer Konrad eingeſchlagenen Seeweg zurückzulegen. Wieder war's Frühling geworden, mit Glanz und Wärme das adriatiſche Meer überfließend, doch lag er nicht mehr um Sinne und Seele des nach Deutſchland Ziehenden, wie vor wenig Jahren noch, als der junge Spielmann in der Lenzſonne mit Fiedel und Bogen durch die Wetterau gen Frankfurt gewandert. Der Trieb der Dichtung ſtockte in ihm, und von ſeinem Munde tönte kein Geſang mehr; mit zu ſchwerem Ernſt, zu rauher Hand dreingreifend, hatte die Zeit ihm die Saiten verſtimmt. Einzig „des Schildes Amt war ſeine Art geworden“, die Schlacht, der Kampf, wider Schwerter und Tücke. Ihnen hatte er muthig und glücklich als Kriegsmann und Dienſtmann der Staufer entgegen geſtanden, dieſe ſelbſt aber nicht mit ſeinem Schild vor dem tödtlichen Stoß eines unbezwinglichen Feindes zu decken vermocht. Wie von langem Alter vermorſcht, waren in früher Jugend vier Stützen des Kaiſerhauſes umgebrochen, ſeitdem er kühn und freudig

die Bürger Frankfurts gegen Wilhelm von Holland aufgerufen; zwiefach gefangen, nicht nach Freiheit trachtend, ſaß König Enzio in Bologna, und nun klang der Ruf durch die Frühlingsluft, auch Konrads einziger Sohn ſei dem nie geſehenen Vater nachgegangen. Dann war von dem ganzen Geſchlecht niemand, wenigſtens kein Mannesſproß mehr auf der Erde, als Manfredi; außer ihm lebte nur noch eine Tochter Kaiſer Friedrichs, Margarete, die Gemahlin des Landgrafen Albrecht von Thüringen. Vor trübem Blick funkelte Manfrid die Sonne des Südens über dem heiter blauenden Spiegel der Adria.

Er landete in Iſtrien, und ruhlos nur von dem einen Gedanken vorwärts getrieben, ritt er Tage und Nächte durch die immer auf's neu ſich vor ihm thürmenden Bergketten der Alpen; ſein Körper war wie aus Eiſen geſtählt, kein Bedürfniß der Ausraſt rührte ihn an, nur die Erſchöpfung ſeiner Begleiter zwang ihn dazu. Weſtwärts hielt er ſich durch's Gebirge, den Uebergang über den Brennerpaß zu nehmen, auf deſſen deutſcher Seite noch der weiße Winter lag. Niemand wußte ihm zu ſagen, ob der junge Konrad lebe oder nicht; das Gerücht, er ſei geſtorben, war auch hier verbreitet, die geiſtig ſtumpfe, ganz unter Pfaffenhand gebändigte Bevölkerung des Innthals nahm es gläubig als etwas der Kirche Willkommenes an oder verhielt

ſich gleichgültig dagegen. Endlich wichen die Berge, die weite bairiſche Hochebene dehnte ſich gen Norden, und über die dürftigen Moor- und Moosniederungen ſpreitete wieder, auch nach Deutſchland gekommen, der Frühling grünen Schimmer. Je näher Manfrid ſeinem Ziel gerieth, deſto haſtiger, unruhvoller jagte es ihn; quer durch's Land ritt er zuletzt ohne Anhalt in mondheller Nacht vom Inn zur Iſar; wie das Morgenlicht kam, ſah er vom hohen Ufergelände des Fluſſes eine große, mehrfach bethürmte Schloßburg vor ſich aufragen Eine noch wenig anſehnliche Stadt lag ihr zu Füßen; das war Landshut mit der vom Baiernherzog Ludwig dem Erſten vor bald achtzig Jahren erbauten Burg Trausnitz drüber. Weither ſah ſie über die Ebene, die Sonne ſtieg faſt zum Mittag, bis Manfrid ſein Ziel erreichte.

Er ließ die Knechte unten zurückbleiben, ſtieg zu Fuß an der Iſarbergwand hinauf, ſo haſtig, daß er athemlos droben eintraf. Am Burgthor fragte er nach dem gegenwärtigen Herzog Ludwig dem Zweiten, dem Sohne des verſtorbenen Herzogs Otto, und erhielt zur Antwort, derſelbe ſei auf einem Ausritt abweſend. Doch ließ der Wächter ihn unbehindert eintreten; eine tödtliche Angſt, die entſcheidende Frage nachzufügen, verſchnürte jetzt Manfrid die Bruſt, er ging vorüber, ohne einen Laut herausbringen zu können. Hinter ihm

raſſelte die Zugbrücke wieder herab, leer vor ihm lag der vornehm-große Burghof. Nur aus einem Gärtchen des Zwingers klangen Stimmen her, und faſt gedankenabweſend, von einem unwillkürlichen Antrieb geleitet, wandte er ſich dorthin.

Ein kleiner Garten nur war's, doch ſeine Büſche hatten grüne Blätter aufzurollen begonnen, mit köſtlicher Wärme lag die Sonne an den Rändern auf allerhand Frühlingsblumen, über denen Schmetterlinge hin und her flatterten. Aeußerſt buntbeſchwingte, leuchtende Falter, Zugehörige einer als erſte nach dem Winter ausfliegenden Gattung, ſich ähnelnd im Flügelbau, doch verſchieden in Zeichnungen und Farben. Hier mit feurigem Roth durch das Strahlengewoge auftauchend, dort wie mit verkleinerten Augen eines Pfauenſchweifes ſchillernd, von der Stengelhaft abgelöſte, lebend-bewegliche gewordene, gaukelnde Blüthen. Ein heimlicher Erdenfleck war's, zu dem kein wilder Ton der draußen in Waffen tobenden Welt, des Zwieſpalts und Haſſes der Menſchen hinandrang; in ihrer immer gleich wiederkehrenden Lenzesſchönheit athmete friedvoll hier die Natur.

Zwei kleine Knaben ſpielten auf dem beſonnten Platz miteinander, der ältere mochte ſechs Jahre zählen, der jüngere wohl erſt die Hälfte davon. Beide waren von ungewöhnlicher Anmuth, auch an belebte Frühlings-

blumen gemahnend, doch übertraf der kleinere ſeinen Geſpielen noch an einer holdſeligen, mädchenhaften Lieblichkeit. Schon langgewachſenes goldartiges Haar fiel ihm auf die Schultern, und wie zwei Veilchen leuchteten die Augen unter feingewölbter Stirn aus dem blüthenfarbigen Antlitz; bei'm Lächeln ging's einem Zauber gleich um die weichen Lippen.

In der Bruſt Manfrids von Temringen hatte einen Augenblick das Herz geſtockt und that jetzt plötzlich einen Schlag, als wolle es ſeine Wandungen auseinander ſprengen. Das war — nicht treffendere Bezeichnung gab's — König Enzio und Manfredi waren's, in Eines verſchmolzen, in ein noch vom erſten Frühduft überhauchtes Kindergeſicht. Und doch, trotz allem blumenhaft zarten Reiz ließ es keinen Zweifel, das eines Staufers war's.

Ein eigenthümliches, hier im Baiernlande unvermuthetes Spiel betrieben die beiden Knaben oder eigentlich der ältere mit dem jüngeren. Er deutete mit der Hand und rief dazu: „Wie heißt das?" Dann antwortete der Kleine, manchmal raſch, manchmal ſich erſt beſinnend, auf italieniſch: „Un fiore — un papilione — un arbore —".

„Und da oben?" Die Hand wies nach der Sonne, und der Befragte ſah hinauf und ſagte ſchnell: „La nonna".

Darüber brach der andre in ein fröhliches Lachen aus. „Wie dumm biſt Du noch! Iſt das Deine Großmutter? Es klingt nur ungefähr auch ſo. Wer biſt Du und wie heißt Du ſelbſt? Das weißt Du auch wohl nicht.“

Der blondüberlockte Kopf ſchüttelte ſich, wortlos verneinend, und der Größere fuhr fort:

„Sag's mir nach! Sono — ich bin — il rè — der König — di Gerusalemme — von Jeruſalem — e il duca — und der Herzog — di Svevia — von Schwaben“

Sichtlich fühlte der Sprecher ſich ſtolz, die ſchwierigen Worte anſtoßlos hervorgebracht zu haben; der Kleine verſuchte, es ihm nachzuthun, doch ging's nicht, und er brach davon ab: „Nein, das will ich nicht ſein.“

Der andre aber rief eifrig: „Du mußt's, Dein Oheim ſagt's und Deine Mutter. Wenn Du groß biſt, mußt Du's.“

Den Athem verhaltend, ſich gewaltſam beherrſchend, hatte Manfrid von Temringen geſtanden. Jetzt konnte er ſich nicht mehr bezwingen, er trat auf die Kinder zu, und wie plötzlich auch vom Frühling aufgeweckt, drängte ſich ihm über die Lippen der alte Trieb, daß er den Kleinen laut anſprach:

„Dein Knabenmund fand rechtes Wort
Und traf in's Herz mich wunderbar:
O nenn' ſie nur die nonna fort,
Die alte Mutter im goldnen Haar!

Du haſt's von ihr, Du hießt ſie gut —
O ſei ſie mit Dir immerdar!
O halt' ſie Dich in treuer Hut,
Die alte Mutter im goldnen Haar!"

Ein Zittern tiefer Bewegung durchlief ihm die Stimme; der Knabe ſah ihn verwundert an, ein Weilchen lang, dann fragte er:

„Biſt Du mein Vater Konrad?"

Dem ſtimmte ſein Spielgefährte bei: „Ja, ich glaub's auch, nach dem Bild in der Halle."

Doch überlegen rief er gleich hinterdrein: „Du biſt wieder dumm! Dein Vater iſt ja todt und der Ritter da lebendig!"

Er verband offenbar nicht viel Begriff noch mit den beiden Worten, aber irgend einen Unterſchied mußte er doch zwiſchen ihnen herausfühlen, wohl den, daß ein Todter nicht ſo vor ihm ſtehen könne.

Da kamen zwei Frühlingsfalter durch die Luft geſchwebt, größter Gegenſatzart an Färbung, der eine wie ein im Wind flatterndes Goldblättchen, der andre mit faſt ſchwarzen Sammetſchwingen, deren Rand nur ein weißes Band umſäumte. Der ältere Knabe ſtieß raſch bei dem Anblick aus: „Greif' Du den, ich will dieſen!" und er lief hurtig dem erſten weitertaumelnden, Schmetterling nach. Der zweite jedoch, ſein dunkel beflügeltes Widerſpiel, flüchtete nicht davon, ſondern als

ob er die blonden Haarwellen für die Blüthenkrone einer großen Goldblume oder für die Sonne ſelbſt anſehe, ſo zog er, auf- und abſchwebend, in Kreiſen drumher, und plötzlich ließ er ſich ſcheulos auf dem alabaſterzarten Händchen des Kleinen nieder. Der hielt es ohne Regung, blickte großſtaunend mit den Veilchenaugen auf den Falter, der nun die düſterſchönen Fittiche weit auseinanderſchlug. Seltſam überlief es Manfrid; ſo hatte Kaiſer Konrad oft in irren Fiebervorſtellungen ſeinen fernen, unbekannten Sohn mit Schmetterlingen ſpielend vor ſich gewahrt und angſtvoll gerufen: „Bleib' bei ihnen, Du findeſt nicht Beſſeres auf der Erde!“ Im Ohr klang Manfrid die Stimme des zu Tode Siechen wieder auf.

Doch da ſcholl von ſeitwärts her ein wirklicher Ruf aus weiblichem Mund: „Conradino, dove sei?“ und vorſuchenden Blick's kam eine jugendliche Geſtalt heran. Eine Italienerin, Behüterin und Lehrerin zugleich; ihre Anrede erklärte die Anfangskenntniſſe der beiden Knaben in der Sprache jenſeits der Berge; wohl nicht ohne Abſicht hatte man eine Florentinerin dazu ausgewählt. Ebenſo des kleinen Konrad älteren Geſpielen, der auch von erlauchtem Stamm war, ein Sohn des Markgrafen Hermann des Sechſten von Baden-Hachberg und ſeiner Gemahlin Gertrud, einer Tochter Herzogs Heinrich des Gottloſen von Oeſterreich. Auf

dies beſaß der kleine Friedrich von Baden dadurch Erbanſpruch und ward Herzog von Oeſterreich benannt; ſeine väterlichen Vorfahren waren allzeit treueſte Anhänger der Staufer geweſen, Markgraf Hermann der Vierte ſchon vor einem Jahrhundert mit dem Kaiſer Rothbart in's Morgenland gezogen und zu Antiochia geſtorben.

Der mit dem italieniſchen Koſenamen Angerufene machte eine Bewegung, bei welcher der Schmetterling von ſeiner Hand aufflatterte und wie ein dunkler Schatten im Sonnenglanz verſchwand, während „Conradino“ auf ſeine junge Behüterin zulief. Sie kniete, ihn liebreich empfangend, vor ihm zu Boden, und freudig ſchlang er die kleinen Arme ihr um den Hals, ein zärtliches Kind, nach Zärtlichkeit verlangend.

* * *

Wer das im Süden überall umlaufende Gerücht vom Tode Konradins ausgeſprengt habe, ließ ſich nicht in Erfahrung bringen; wahrſcheinlich war's im Lateran erſonnener, von rührigen Pfaffenzungen in die Winde verbreiteter Hinterliſt entſprungen, ebenfalls gegen Manfredi gerichtet, dieſem die Deutſchen in ſeinem Heer abtrünnig zu machen. Der Nachricht lag ſogar nicht das Geringſte zu Grunde, das der Ruf vergrößert und

verſchlimmert haben konnte; die Kaiſerin Eliſabeth und ihre Brüder, die Herzoge Ludwig und Heinrich hielten ſorgliche Obhut über dem vaterloſen Knaben, dem einzig gebliebenen Erben der Staufer, der auch für ſie ſelbſt in der Zukunft eine mögliche Erneuerung ſtolzer Größe verhieß. Im Reich ſtand jetzt Herzog Ludwig als Haupt und Führer der Waiblinger da, Beſitz und Rechte des Sohnes ſeiner Schweſter zu wahren; gleichfalls noch zu den Jungen gehörig, erſt ſechsundzwanzigjährig, doch ſchon kriegserfahren, umſichtig und entſchloſſen, Herr des größten Theiles von Baiern und der rheiniſchen Pfalz. Seinen Vater Otto hatte man „den Erlauchten" benannt, ihm ſollte man ſpäter den Beinamen des „Strengen" geben, als er ſeine erſte Gemahlin Maria von Brabant, der Untreue überführt, von Henkershand enthaupten laſſen. Etwas Unbeſtimmbares, Trotziges und Jähes lag ihm im Blut vererbt; Einer ſeines Geſchlechts, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach hatte im Beginn des Jahrhunderts bei Bamberg den jüngſten Sohn Friedrich Barbaroſſas, König Philipp muthmaßlich aus Rachſucht ermordet. Doch ſeinen Neffen leitete Herzog Ludwig an ſanfter Hand, erzog ihn mit eifriger und freundlicher Fürſorge, bei welcher Zuneigung und kluger Bedacht auf eignen Zukunftsgewinn miteinander thätig ſein mochten, und Konradin fand in ihm den Erſatz eines Vaters. Völlig einverſtanden er-

klärte der Herzog ſich gegen den Abgeſandten Manfredis damit, daß dieſer bis zur Selbſtändigkeit des Knaben ebenſo im Königreich für ihn die Herrſchaft führe, wie Ludwig in Deutſchland als ſein Vormund handelte. Mit Auszeichnung ward Manfrid von Temringen im Schloß aufgenommen, ſein Name war dort kein unbekannter, der Herzog zog ihn zu langer Zwieſprache, ließ ſich viel von ihm über Italien und den Lebensausgang Kaiſer Konrads berichten. Dem hörte auch die verwitwete Kaiſerin zu, doch es wollte den jungen Ritter bedünken, als ob das, was er kundgab, kein Uebermaß des Schmerzes bei ihr antreffe. In erſter Jugend ſtand ſie noch, vieles von ſeiner Schönheit hatte Konradin unverkennbar von der ihrigen empfangen; ihr Weſen legte nichts Hochfahrendes zu Tag, ihres großen Namens und ihrer kaiſerlichen Hoheit ſchien ſie ſich wenig bewußt. Unter manchen Vornehmen des Landes befand ſich der junge Graf Meinhard von Görtz und Tirol als Gaſt auf der Schloßburg, mit leiblichen und geiſtigen Vorzügen ausgeſtattet, heitren Sinn's und wohlberedt. Lebhaft ſchilderte er die Schönheit der Sommer- und Winterzeit in ſeinen wilden Berglanden, die man hüben und drüben als Schreckniſſe anſehe, weil man ſie nicht kenne, immer nur möglichſt raſch hindurchzukommen trachte. Manfrid gerieth's einmal unwillkürlich zur Vorſtellung, des Kaiſers Konrad ſchweigſam

in ſich zurückgezogene, etwas ſchwerfällige Natur habe in völligem Gegenſatz zu der lebensfrohen, leichtbeweglichen und offen dargebotenen des jungen Grafen geſtanden, deſſen Rede die Kaiſerin Eliſabeth gern ihr Ohr zu leihen ſchien. Sie ging im Trauergewand, doch der Ausdruck ihres Geſichtes blieb zuweilen nicht im Einklang damit; das Geſpräch mit Meinhard von Tirol ließ ihr dann und wann die Lippen vom Anflug eines Lächelns umſpielen, und ein halbes Scherzwort konnte ihnen als Erwiederung entgleiten.

Manfrid beabſichtigte, ſogleich in der Frühe des nächſten Morgens den Rückweg nach Apulien anzutreten. Am Spätabend jedoch nahm Herzog Ludwig ihn noch mit ſich in ſein Gemach, und faſt kam das Tagesgrauen herauf, eh' beide ſich zur Nachtruhe begaben. Viel ward zwiſchen ihnen geredet und berathen, der Herzog offenbarte, daß er ſchnell die Einſicht, Tüchtigkeit, Zuverläſſigkeit und Treue des jungen Ritters erkannt und gewürdigt habe. Dieſer aber erfuhr zum erſten Mal klar, was während ſeiner zweijährigen Abweſenheit in Deutſchland vorgegangen ſei, daß Wilhelm von Holland ſein Plan, eine Hauptſtütze an den großen Städten zu ſuchen, in vollſtem Maß zu gelingen drohte. Langſam und behutſam hatte er dies Vorhaben zur Reife gebracht, den mächtig angewachſenen rheiniſchen Städtebund gefördert, reich mit Gnaden und Rechten begabt, ſeinen

Zweck erreicht, daß faſt allerorten die Bürger in ihm den Hort ihrer Unabhängigkeit und Sicherung gewahrten und auf die Seite der Welfen hinübertraten. Er ſtand jetzt an der Spitze des Bundes, ſah ſich nah vor ſeinem Ziel; binnen Kurzem war vorausſichtlich die ſtaufiſche Partei nicht länger im Stande, ſein Vordringen nach Schwaben zu verhindern, und unausbleiblich zog dies als Folge nach ſich, daß er ſeinen längſt gehegten, bis heut' immer noch vereitelten Vorſatz, über die Alpen zu gehn und ſich vom neuen Papſt zum Kaiſer krönen zu laſſen, zur Ausführung brachte. Wilhelm von Holland war an Erfahrung und Klugheit reifer, ein hochgefährlicher Gegner geworden, im Begriff, übergewaltig zu werden. Kein kraftvoller Mann mehr, nur noch ein Knabe von drei Jahren ſtand als Erbe der Staufer wider ihn, unfähig, Hoffnungen und Begeiſterung wachzurufen, Vertrauen an ſeine Zukunft einzuflößen. Ihre Sache war für immer verloren, wenn es dem Gegenkönig gelang, die Kaiſerkrone zu gewinnen. Wichtigeres gab's nicht, als dies zu verhüten.

Zu ſo ſchwerem Ernſt und nah drohender höchſter Gefahr hatte ſich die Lage in Deutſchland geſtaltet; jubelnde Freudigkeit, daß der kleine Konrad lebe, hatte Manfrid von Temringen bisher kaum an andres gedenken laſſen, nun füllte ihm der Baiernherzog Ohr und Gemüth mit ſchlimmem Botſchaftsklang. Doch that

er's nicht zwecklos, eine vorerwogene Absicht hatte ihn dazu veranlaßt, die er am Schluß aussprach. Erschreckt entgegnete der Hörer drauf: „Ich habe Manfredis Hoheit zugelobt, ohne Aufenthalt Kunde zurückzubringen.“ Doch Herzog Ludwig fiel ein: „Die bringen ihm andre so gut wie Ihr, und zur Sicherheit will ich mehrere Boten auf verschiedenen Wegen an ihn gehen lassen. Denn für das Wichtigere weiß ich nur Euch —“

Er fuhr rasch fort, da Manfrid noch mit einer Antwort zögerte: „Wär's ein Wortbruch, so nehm' ich ihn auf mich. Doch ist's keiner, denn was ich von Euch begehrt, vollbringt Ihr für den Knaben, der unser aller Haupt ist. Ich kann Euch nicht gebieten, Ritter, aber die Stauferliebe in Eurem Herzen spricht's Euch als Gebot.“

Nun neigte Manfrid sich: „Eure Hoheit ist meines Kaisers Mund; er befiehlt mir durch Euch. Was mein Kopf und meine Kraft vermag, setz' ich an Euer Geheiß.“

„So haltet erst noch gute Nachtrast, eh' Ihr wieder in den Bügel steigt, Ritter; ich fertige Euch die Schrift.“

Der Herzog reichte zu den Worten Manfrid von Temringen die Hand, und dieser suchte den ihm allgemach nach der letzten, im Sattel verbrachten Nacht jetzt dringend nöthigen Erholungsschlaf, der ihn stärkend und fast bis zum Vormittag auf dem Lager hielt.

Dann fuhr er auf, blickte in die ſchon hochgeſtiegene Sonne und war hurtig zum Fortritt bereitet; ein Traum hatte ihn an ſein Ziel vorausgetragen. Er nahm Abſchied von den Herzögen; als er gegen das Burgthor herankam, hielt er ſein Roß noch einmal an und horchte auf. Aus dem überſonnten Zwingergärtchen her klangen wieder helle Kinderſtimmen durch die Frühlingsluft, und eine ſagte: „Jetzt kann ich's, Friedrich — sono il rè di Gerusalemme e il duca di Svevia — iſt's ſo richtig?" Und ein fröhliches Lachen ‚Conradinos' klang hinterdrein.

Ohne Wiſſen entflog's Manfrid vom Mund: „Lern' auf deutſch, Konrad: Ich bin des Reiches Kaiſer und der König von Sicilien!" Seinem Pferd den Sporn einſchlagend, ſprengte er zu Thal, daß ſein Waffengeleit weit hinter ihm zurückblieb.

Nicht wieder nach Süden, wie er's geſtern gedacht, ging ſeine Richtung, ſondern weſtwärts, tagelang durch Schwaben zum Neckar und dieſem entlang hinab an den Rhein. In Worms beſtieg er ein Schiff, das ihn raſch den Fluß hinuntertrug; weit breitete ſich die Waſſerfläche aus, wo Mainz gegenüber von Oſten her der Main einmündete. Gegen den ſchaute Manfrid eine Weile hinauf; rothes Licht des Maiabends lag auf den ſpiegelnden, glimmernden Wellen. Es war wieder Frühlingszeit; da drüben, um ein paar Meilen nach Oſten unter den nicht ſichtbar werdenden Thürmen

der Stadt Frankfurt mochten in den Straßen auch wieder Spielmänner den Fiedelbogen regen und vom „viel wonniglichen Maien“ ſingen. Denn, was an großem Geſchick, wie Unwetter brauſend und donnernd, über die Welt fuhr, das Leben des Einzelnen ging doch immer in gleicher Weiſe fort, für ſich nach Schönheit und Freudigkeit begehrend, und die Sommerluſt trieb das Herz zu raſcherem Klopfen. Der vom Schiffsrand gen Frankfurt hinüber Blickende hielt die Augen unverwandt in ihrer Richtung fort. bis auf den Main die Dämmrung und das Dunkel herabfiel. Dann athmete er einmal tief und ſprach leiſe vor ſich hin: „Hab' gute Nacht!“

Rheinab fuhr er weiter bis Cölln, dort ausſteigend, ritt er abermals nach Weſten, durch das Herzogthum Brabant gegen die Grafſchaft Flandern. Mit weiter Fläche, von zahlloſen Waſſerarmen durchſchnitten, umgab ihn nun das ebene Land, ſchwierig gelangte er oft über jene mit ſeinen Knechten fort. Dann aber ſtieg, an die torre Asinelli in Bologna erinnernd, ein rieſenhafter „Belfried“, ein Wachtthurm von ungeheurer Höhe vor ihm aus der Fläche, ſein Wegziel deutend, und bald ritt er in die ſchon altberühmte, zwiſchen zahlreichen Zuflüſſen des Scheldeſtroms über ein Dutzend von Inſeln mit weitem Dächermeer ausgebreitete flandriſche Hauptſtadt Gent hinein.

V.

An die Gräfin Margarete von Flandern hatte der Baiernherzog Manfrid von Temringen mit Brief und Botſchaft betraut, und nichts war ihm zur Zeit von größerer Wichtigkeit erſchienen.

Die gegenwärtige Herrin der Grafſchaften Flandern und Hennegau ſtand nicht mehr in jungen Jahren; zweimal vermählt geweſen, war ſie zum zweiten Mal Witwe geworden, beſaß aus der erſten Ehe zwei, aus der andern drei, auch bereits erwachſene Söhne. Sie führte die Herrſchaftszügel mit männlich feſter Hand, wie ihre Geiſtesanlagen und ſelbſt ihre Züge mehr von Manns- als Weibesart an ſich trugen; eines Rathgebers bedurfte ſie nicht, ſcharf und weitſichtig erkannte ihr Blick Nutzen und Bedrohung. Vorausſchauend raſtete ihr kluger Sinn niemals, jenen ſchon für die Zukunft zu bereiten, dieſer vorzubeugen. Es gab in der Zeit keine ihr an Bedeutung gleichkommende Landesherrin; ihr Hauptgegner war ſeit Langem ihr Grenznachbar Graf Wilhelm von Holland geweſen, in den letzten Jahren ihr zum Todfeind geworden.

Denn in ihrem Hauſe herrſchte Zwiſt, ſie begünſtigte ihre beiden Söhne der erſten Ehe zur Schädigung derer aus der zweiten. Als Schiedsrichter angerufen, gab König Ludwig der Neunte von Frankreich den Entſcheid,

daß die erſteren Hennegau, die letzteren Flandern erben ſollten, und der Streit ſchien geſchlichtet. Doch eine ſchwere Blutthat änderte den Sinn Margaretes um; bei einem Turnier ward der älteſte Sohn ihrer zweiten Ehe durch Anſtiftung ſeiner Stiefbrüder getödtet, Krieg entbrannte, und ſie rief jetzt Frankreich gegen die letzteren zur Hülfe, während dieſe einen bereitwilligen Bundesgenoſſen an Wilhelm von Holland fanden, der die Bedrängniß ſeiner alten, gefürchteten Feindin nutzte. Ihm gelang, ihre beiden jüngſten Söhne Guido und Johann als Gefangene nach ſeiner im Haag erbauten Fürſtenburg zu bringen. Dort ſaßen ſie jetzt hinter feſten Mauern verſchloſſen; die Waffenentſcheidung war gegen die Gräfin von Flandern gefallen, doch dieſe keine ſchwachmüthige Frau, ihre Entſchloſſenheit und Thatkraft dadurch beugen zu laſſen.

Unter ſolchen Umſtänden überbrachte Manfrid ihr den Brief des von ihnen wohlunterrichteten Herzogs Ludwig. Er ſchrieb, ſie und er befänden ſich in gleicher Lage, vom gleichen Gegner bedroht. Werde Wilhelm zum Kaiſer, ſo erdrücke er unfehlbar Flandern mit Uebermacht; es ſei letzter, entſcheidender Augenblick für ſie beide, das Emporwachſen derſelben zu verhüten. Die Gräfin möge ſich rüſten und in Holland eindringen, er werde von der Pfalz aus mit einem Heer rheinab gegen Norden vorrücken, um den Pfaffenkönig von

Süden her zu bedrängen. Sein Abgesandter, dem sie gleich ihm selbst Vertrauen schenken dürfen, werde das Weitere mündlich mit ihr bereden. Ein Hinweis auf den in Italien bewährten Muth und einsichtigen Rathschlag Manfrids von Temringen, eines treuen Waffengefährten Manfredis, beschloß das Schreiben.

Die knappe Kürze des Briefes, seine klare Darlegung entsprachen der eignen Art Margaretes; was er aussprach, fand bei ihr volle Uebereinstimmung. Das Blatt zusammenfaltend, hielt sie nicht damit zurück: „Unsrer Feinde Widersacher ist unser Freund. Der Herzog hat recht; wir hätten schon früher gemeinsam handeln sollen. Es ist klüger, einen Brand im Beginn zu löschen, als wenn er über das Dach schlägt. Aber eure Staufer tragen die Schuld. Sie haben das Reich brennen lassen, um mit Weibern in Italien zu kosen. Die Sonne erhitzt dort das Blut und macht es thöricht; unser kalter Nebel erhält's sichrer bei Verstand. Ich habe meine Gatten gewählt, durch sie Söhne zu gewinnen. Sie sind ihren Vätern nachgeartet; vielleicht hätten Töchter meinen Zweck besser erfüllt. Narren klagen über Geschehenes; Vernunft sieht vorwärts, sucht zu fügen, was geschehen wird. Führt unser Wechselbeistand zum Ziel, so zieht Euer Herzog den größeren Nutzen draus, im Verhältniß wie das Reich größer ist, als mein Land. Für meine Hülfe und Gefahr

muß er mir das Land bis Dordrecht, die Mündungen der Schelde und Maas zusagen. Verbürgt er sie mir im Namen des Knaben vom Reich, so schließe ich das Bündniß mit ihm.“

Mit mühsam verhehltem Staunen hörte Manfrid der Antwort zu. Diese Frau besaß keine Mitgift von Anmuth, trachtete nicht nach dem Schein einer solchen; alles fehlte ihr, was weiblichen Reiz schuf, selbst ihre Stimme klang herb und rauh. Doch im Nu hatte sie erfaßt, abgewogen, ihre Bedingung hingestellt; Wohl und Wehe des Reichs kümmerte sie wenig, nur Sicherung und Gewinn für sich hielt sie im Auge, gab es offen kund, aber man fühlte, es war Verlaß auf sie. Und ob es den Hörer schmerzlich traf, Wahres lag auch in dem, was sie von den Staufern gesprochen; an Italien verdarb das Reich, und König Enzio war ein Beleg für ihren anderen Vorwurf. Kaltes Blut, das nie die Rechnung der Verstandesschärfe beirrte, rührte wohl frostig und abschreckend bei einem Weibe an, aber fraglos leistete es die sicherste Bürgschaft für eine Mitkämpferin, die das Schwert in der Hand führte, that noth in der Drängniß der Gegenwart.

Nicht nur das Angebot des Herzogs hatte die Gräfin Margarete rasch überwogen, mit dem Blick auch den Boten desselben prüfend bemessen. Merklich zu ihrer Befriedigung, denn sie fügte jetzt nach: „Ich schicke

heut' Brief und Botſchaft nach Baiern, den Vertrag zu ſchließen. Euch wünſche ich vorderhand bei mir zu halten; zur Zeit könnt Ihr Eurer Sache hier mehr nützen, als anderswo. Auch Ihr waret lang im Süden, unſere Nordluft wird Euch zuträglich ſein. Und Ihr ſeid jung; vielleicht ſind auch unſere Frauen für Euch zuträglicher, als die in Apulien."

Nur wie ein Schatten, kaum wahrnehmbar ging ein ſchalkhafter Zug um die Lippen der Sprecherin, als wolle er doch einmal Zeugniß ablegen, daß ſie keinem Manne, ſondern einem Weibe angehörig ſeien. Zweifellos aber hatte ſie mit ſchneller Auffaſſung bei dem jungen Ritter einen Kopf und Arm erkannt, die ſie vielleicht für gute Dienſte nutzen konnte und jedenfalls zunächſt nicht wieder davonzulaſſen für klug befand.

* * *

Nordöſtlich von Flandern dehnte ſich der grauen Nordſee entlang das Erbland des Königs Wilhelm, ein eigenartiges Land mit ebenſo beſonderer geſchichtlicher Vergangenheit.

Um den großen, landſeeartigen Buſen der Zuiderzee wohnten ſeit unbekannt fernen Tagen die Weſtfrieſen, ein Zweig des bis zur cimbriſchen Halbinſel hinauf an der Meeresküſte ſeßhaften frieſiſchen Volksſtamms. Sie hatten da und dort das unwirthliche, mit

dichtem Buſchgeſtrüpp, unendlichen Haiden, Mooren, Seen und Sümpfen überdeckte Tiefland durch entwäſſernde Gräben urbar gemacht, ſicherten den gewonnenen Boden von Jahrhundert zu Jahrhundert beſſer durch Deichbauten gegen den Einbruch der Flut. Von weiter Einſamkeit umgeben lagen ihre Niederlaſſungen; ſie hauſten zumeiſt als „Moorſiedler“, von alters aller Abgaben und Kriegsdienſte ledig, nur mit Damm und Deich ein Kriegsheer gegen das Meer bildend. Das war der raſtlos lauernde und anſtürmende Feind, und ein älteſtes Geſetz ſchrieb vor, wer einen ſeiner Wachſamkeit anheimgegebenen Deich vernachläſſige, daß durch ſeine Schuld die See hereinſtürze, der ſolle in's brauſende Waſſer der Lücke hinuntergeſtoßen werden, ſie mit Leib und Leben auszufüllen. So ſuchten die Frieſen ſich nach freier Wahl die Plätze ihrer Anſiedlungen, unter ihnen gab es nicht hoch und niedrig, Herren und Knechte, alle waren Freie, Freiherren im echten Wortſinn. Aus der nebelnden Meerflut hatten ſich in der Vorzeit ſchreckvolle Ungeheuer an's Land gehoben, die Geſtalten der älteſten angelſächſiſchen Volksdichtung vom Todkampf des Jütenkönigs Beowulf mit dem geſpenſtigen Waſſerſcheuſal Grendel und flammenausſpeienden Drachen; wenn eine öde Wildniß zum Schauplatz dafür geſchaffen worden, war es die Weſtfrieslands geweſen. Nun gingen jene nur mehr in alten,

am Winterherdfeuer ſurrenden Mären um, doch Zwerge und Rieſen, Elben und Druden hauſten noch bei Nacht draußen in den ſchwarzen Moorgründen, wenige Frauen wie Männer gab's, die ſie nicht ſchon im weißrieſelnden Mondlicht mit Augen geſehn. Alles erzeugte der Urinſaſſe des Landes, der kriechende, flatternde, auf und ab wallende Nebel, die Einbildungskraft überwältigend, ſie befruchtend, die menſchenleeren Weiten mit übernatürlichen Geſchöpfen belebend.

Lange hatten die Frieſen das Kreuz verabſcheut, ſpät erſt und widerwillig den Chriſtenglauben angenommen. Wie von geſtern lebte in jeder Hütte noch das Angedenken des alten Häuptlings Ratbot, der, als der Prieſter und Heidenapoſtel Winifred ihn taufen gewollt und er ſchon mit den Füßen im Waſſer der Zuiderzee bei Stavoren geſtanden, erwiedert, lieber wolle er mit ſeinen freien Vorvätern in der Hölle zuſammen ſein, als mit den kahlköpfigen Mönchen im Himmel. Danach war er, im Beginn des achten Jahrhunderts mit einem Heergefolge von Weſtfriesland aufgebrochen, den Rhein bis nach Cöln hinaufgefahren, hatte dort in blutiger Schlacht den Majordomus Karl Martell, den Sohn Pipins von Heriſtal geſchlagen und, mit reicher Beute heimkehrend, alle chriſtlichen Kirchen zerſtört, die von jenen beiden im Süden Friesland erbaut geweſen. Doch noch um ein halbes Jahrtauſend

ſpäter, nun kaum vor einem Menſchenalter, ſah die Nordſee Aehnliches wiederholt. Weiter gegen Oſten erhoben ſich die Stedinger, die „Geſtadeleute", ein Stamm der Oſtfrieſen, wider Bedrückung durch geiſtliche und weltliche Herren, beſonders den Erzbiſchof Hartwig von Bremen. Graf Hermann zur Lippe rückte mit einem gepanzerten Ritterheer gegen ſie aus, doch unter ihren rieſenhaften Führern Boleko von Bardenfleth, Tammo von Huntorp und Thedmar vom Deich riefen ſie, die Deiche zerbrechend, ſich die Flut zum Beiſtand, ertränkten, zerſchmetterten, zerſtampften mit Axt und Kolben den ganzen Troß ihrer Feinde bis auf den letzten in Waſſer, Schlamm und Moor. Ihrer eignen freien Vernunft gemäß richteten ſie ſich einen neuen Gottesdienſt ein; dafür ſchuldigte der Dominicanerinquiſitor Konrad von Marburg ſie der Ketzerei an, und der Papſt Gregor der Neunte ſprach Fluch und Bann über ſie. Einen Kreuzzug ließ er gegen ſie von allen Kanzeln predigen und, „in majorem Dei gloriam" brach unter der Oberhut des Ketzermeiſters Konrad wiederum ein Heer, diesmal vierzigtauſend Gewaffnete ſtark, mit unermeßlichem Troß von betenden, Halelujah ſingenden Pfaffen und Mönchen in's Land der Stedinger. Auf dem Mordfeld von Altenesch erlagen dieſe der vierfachen Ueberzahl, die chriſtliche Kirche erdrückte in ihrer Umarmung das ganze Volk mit Weibern und Kindern an der Mutter-

bruſt; alle wollten lieber als Freie ſterben, denn als Pfaffenknechte leben. Das war nun vor zwanzig Jahren geſchehen und Graf Florens der Vierte von Holland, der Vater des Königs Wilhelm, mit dem Kreuzheer gegen die Stedinger in die Schlacht von Altenesch gezogen.

Das Werden und Gewordenſein dieſer Grafen von Holland verlor ſich im Dunkel ferner Tage. Doch ihren Urſprung hatten ſie in Weſtfriesland genommen; von dort, aus dem alten Kennemerland, dem Landſtrich gen Weſten zwiſchen der Zuiderzee und der Nordſee war ihr Geſchlecht gekommen und im zehnten Jahrhundert nach Süden vorgedrungen. Dort erbaute ein Graf Dirk oder Dietrich, der Dritte ſeines Namens, in buſchverwachſenem Sumpf, der den Namen Meriwido, der Meerwald, trug, zwiſchen der Maas und dem Merwedeſtrom eine Burg, um welche raſch die Stadt Dordrecht aufwuchs. Er und ſeine Nachfolger benannten ſich danach Grafen von Holtland; ſeinen erſten bekannten Vorfahren, den Grafen Dirk den Erſten hatte der Karolinger Karl der Einfältige, Sohn Ludwigs des Stammlers, mit einer von ihm im Kennemerland hart am einſamen Seeſtrand begründeten Abtei Eckmundium begabt. Daher leiteten die Grafen von Holland ein Anrecht auf Weſtfriesland ab, ſtrebten ſeit bald drei Jahrhunderten unabläſſig danach, dies unter ihre Herrſchaft zu bringen. Doch immer vergeblich; umſonſt war Dirk der Sechſte

ausgezogen, die alte Stadt Stavoren an der Zuiderzee zu erobern; die Grafen Arnulf und Florens der Erſte hatten bei'm Kampf gegen die Weſtfrieſen in der Schlacht Leib und Leben gelaſſen. Nur einige Meilen weit über die Südgrenze des Landes vermochten ſie vorzudringen. Dann ſetzten ſtets undurchdringliche Buſchgeſtrüppe, Sümpfe, breite Waſſerlachen und Gräben den gepanzerten Roſſen und Reitern ein Ziel.

Nun hatte Graf Wilhelm, der Sohn Florens' des Vierten, das Erbe ſeiner Vorfahren und damit auch den alten Drang übernommen, die Weſtfrieſen zu unterwerfen; bisher gleichfalls ohne wirklichen Erfolg, das kleine Volk in der von der Natur errichteten Waſſerburg bot ſeiner römiſchen Königshoheit und -Macht Trotz. Doch, ungeduldig-heftigen Gemüths, leicht aufbrauſend, dabei tapfer, verwegen bis zur Waghalſigkeit, wenn Zorn ihn faßte, ließ er von ſeinem Willen und Vorſatz nicht ab; oft führte dieſer ihn plötzlich vom Süden, aus dem Kampf um die Reichskrone in ſein Erbland zurück. Ein Stück ſchritt er ſiegreich vor, aber ſobald er den Rücken gekehrt, nahmen die Frieſen es wieder in Beſitz; bis in ihre Zuflucht am Ende der Halbinſel konnte er ihnen nicht folgen. Immer aber ſann er über Mittel und Wege, dennoch dies Ziel zu erreichen.

Im Haag hatte er ſich ein Jagdhaus in eine

Fürſtenburg umgewandelt, mit einem Ritterſaal, der noch nach ſechs Jahrhunderten als Zierde eines ſpäteren Königsſchloſſes erhalten bleiben ſollte; den Heimathurſprung des Erbauers bezeichnend, ſah vom Wappenſchilde über dem Burgthor ein Reiher herab, der eine Schlange im Schnabel trug. Eine eigenartige Sonderſtellung nahm Graf Wilhelm ein. Er entſtammte aus keinem Fürſtenhaus, war nicht ebenbürtig, der Abkomme eines Geſchlechts, das ſich, aus Fiſchern, Schiffern und Moorbauern emporgediehen, durch Arm- und Willenskraft zu Herren und Grafen aufgeworfen. Und dennoch hatte er ſich zum römiſchen Königz erhoben, ſtreckte die Hand nach der höchſten Erdenwürde, der Kaiſerkrone, ſtand im Begriff, die Nachkommen der ſtaufiſchen Titanen zu ſtürzen und enterben, ſich auf den Thron Friedrich Barbaroſſas und Friedrichs des Zweiten zu ſetzen. Das mußte dem Emporkömmling das Blut mit hochfahrendem Stolz ſchwellen, die Mitgift, die ihm ſchon innewohnte, noch verſtärken. Vielleicht erklärte es auch ſeinen unbezwinglichen Trieb, die Bauern, aus denen er hervorgegangen, unter ſeine Hand zu beugen. Es war Trotz von ihrem Trotz, und er wollte ſeinen als den größeren beweiſen, ſich als den Seeadler über dem Reiher zeigen.

Wilhelm von Holland war keine unedle Natur, graden Sinn's ohne Hinterhalt, ſeinen Freunden treu,

ritterlich gegen Beſiegte; doch zu ſtarkes Selbſtvertrauen übte gefährliche Herrſchaft über ihn. Zweimal nur um ein Haar dem Flammentod entronnen, mochte er einen fataliſtiſchen Glauben an einen über ihm waltenden Schutz in ſich tragen. Seine junge Gemahlin Eliſabeth von Braunſchweig hatte er nicht nur aus Berechnung, ſeine Anhänger im Norden Deutſchlands zu mehren, ausgewählt, auch ſein Herz hing an ihr. In der Brautnacht zerſtörte eine Feuersbrunſt das Schloß, brach in das Brautgemach herein, plötzlich die feſt Schlafenden erweckend. Kaum vermochten die eben Vermählten ſich zu retten; in dem ihm fremden Palaſt wußte der König nicht den Ausweg zu finden, doch Eliſabeth ergriff ihn an der Hand, zog ihn haſtig durch rauchgefüllte Gänge und Treppen mit ſich. Faſt unbekleidet gelangten ſie in's Freie; der Königsornat beider und ſeine Kleinodien gingen in den Flammen auf. Und zum andernmal jetzt vor Kurzem gerieth Wilhelm in gleiche Gefahr. Zu Neuß am Rhein ließ der Erzbiſchof Konrad von Cöln bei Nacht das Haus anzünden, in dem der König ſchlief, und wiederum nur im letzten Augenblick entging dieſer der Verbrennung.

Das geſchah im Anfang des Jahres 1255; genau ſtand er nun im Alter, in welchem Kaiſer Konrad geſtorben war, auch einer der jungen Weiterführer des alten Weltkampfes, obwohl er ſeit acht Jahren ſchon

den römiſchen Königsnamen trug. Doch jetzt ſtand er im Begriff, dieſen zur Wirklichkeit zu machen; kaum Glaubliches aber geſchah, ihn zunächſt noch in Anſpruch nehmend. Auf einem Zug nach dem alten Kaiſerſchloß Trifels ward die Königin Eliſabeth von dem Ritter Hermann von Rietberg überfallen und als Gefangene auf ſeine Burg weggeſchleppt. Das nöthigte Wilhelm zum Aufenthalt, er mußte die Burg belagern; ſeine neuen Freunde, die rheiniſchen Städte, beſonders Mainz und Worms leiſteten ihm kräftig Beiſtand. Die Königin ward befreit, der Rietberger jetzt als Gefangener zwiſchen Verließmauern geworfen, ſeine Burg zertrümmert. Doch Zeit war darüber vergangen, der Sommer gekommen.

Nun wollte der König mit einer Heermacht nach Schwaben vordringen, das ſtaufiſche Erbland an ſich zu bringen. Da rief ihn eine Botſchaft in das ſeinige zurück; die Weſtfrieſen hatten den Landſtrich, den er ihnen abgerungen, wieder in Beſitz genommen. Zornig loderte er auf; mehr als an der Kaiſerkrone lag dem Bauernenkel im Augenblick daran, die Bauern zu bändigen, zu ſtrafen. Seine Gemahlin und ſeinen kleinen Sohn Floris am Rhein zurücklaſſend, nahm er Abſchied von Eliſabeth. Sie griff ängſtlich nach ſeiner Hand, ihn zu halten, wie damals in der Brautnacht: „Nimm Dich vor dem Waſſer in Acht; mir iſt's, als hätt' ich bös von ihm geträumt.“ Er lachte: „Was Feuer zwei-

mal nicht konnte, kann Waſſer gewiß nicht. Eh' der Sommer vorbei iſt, komm' ich zurück, hüte unſern Sohn wohl! Zwei Mütter Eliſabeth ſind im Reich, über zwei Knaben wachend, und jede denkt, dereinſt die Kaiſerkrone auf dem Haupt des ihrigen zu ſehn. Doch Konradin von Schwaben wird ſie nicht tragen, ſondern Floris von Holland, Dein Sohn, Eliſabeth. Leb' wohl für kurz! Wenn ich von den Torfbauern wiederkomme, hole ich ſie ihm zum Geſchenk aus Rom."

* * *

Die Gräfin Margarete von Flandern hatte mehr gethan, als ſie Manfrid von Temringen mitgetheilt, wohl das Bündniß mit dem Herzog Ludwig abgeſchloſſen, doch zugleich hinter ſeinem Rücken vollbracht, was ſie ſeinen Ohren und Augen entziehen mußte. Das Reich und die Staufer galten ihr nichts; ihr Trachten ging allein danach, der Uebermacht Wilhelms von Holland vorzubeugen, zu verhindern, daß er die Kaiſerkrone erlange, und für dieſen Zweck wandte ſie gleichzeitig alles auf, was ihr zu Gebot ſtand. Sie bemühte ſich eifrig, eine Anzahl deutſcher Fürſten zur Aufſtellung eines römiſchen Gegenkönigs wider Wilhelm in dem König Ottokar von Böhmen zu bewegen; nach dem von ihr gebrauchten Wort handelnd, des Feindes Gegner ſeien Freunde, verband ſie ſich mit dem Erzbiſchof Konrad

von Cöln und andern geiſtlichen, wie weltlichen Machthabern am Rhein, die mit wachſender Unruhe den neuen engen Anſchluß der Städte an den König beobachteten; die deutſche Fürſtentreuloſigkeit, nur nach eigner Machtbereicherung ſpähend, wandte ſich nun gegen ihn, wie ſie ihn einſt wider den Kaiſer auf den Schild gehoben.

Dieſen mannigfachen klugen Maßregeln und ihrer eignen Kriegsrüſtung fügte Margarete von Flandern noch ein Letztes als nicht Geringſtes hinzu. Sie ſchrieb einen Brief an den Abt der Abtei Eckmundium im Kennemerland und betraute Manfrid von Temringen mit der Uebermittlung des Schreibens. Weshalb ihre Wahl auf ihn fiel, ſprach ſie offen dazu aus: „Der König iſt Eures Stauferknabens ſchlimmſter Feind; ihn zu bekämpfen, weiß ich, begehrt Ihr vor allem. Dies Blatt, das ich in Eure Hand gebe, enthält vielleicht die ſchärfſte Waffe gegen ihn, es wird uns auch die Frieſen zugeſellen. Das bringt ihn in Wuth, und Zorn iſt blind. Ich kenne ihn, ſtatt nach der Kaiſerkrone, wird er erſt nach der Peitſche greifen, ſein eignes Fleiſch und Blut, von dem er gekommen, zu züchtigen. Wenn das ſich auflehnt, zeugt's am meiſten Grimm; in der Menſchenart liegt's, meine Söhne haben's mich auch gelehrt. Sie ſind nicht römiſch drüben im Kloſter, ſondern Frieſen. Der Abt freilich hat Dorſchblut im Leib und malt auf Eſelshaut; doch unter den Mönchen

findet Ihr mehrere, deren Kutte kein Lammsfell iſt. Von ihnen könnt Ihr Rath und That gewärtigen; leſt meinen Brief im Convent vor. Im Hafen von Brügge wartet ein Schiffer, Euch hinüber zu bringen; durch ihn ſchickt mir Antwort zurück, was Ihr in's Werk geſetzt. Euch wird's dort halten, wenn ich Euch richtig erkannt; an keiner Stelle vermögt Ihr mit Kopf und Arm beſſer zu nützen. Die Koſt mag Euch anfangs nicht behagen, aber ſie macht kräftig. Legt drüben Euer ſchweres Panzerkleid ab und zieht den Fries an, den Ihr dort an jedem Leib ſeht. Eiſen ſchwimmt nicht und bricht durch den Sumpf. Nehmt Eure Staufertreue und Euren Hollandhaß zum Geleit, Ritter; ein andres braucht Ihr nicht, würd' Euch nur beſchweren. So thut das Eurige und kehrt nach guter Verrichtung wieder; inzwiſchen werde ich nicht träg ſein, das meinige weiter zu thun."

Alles hatte die Gräfin Margarete bedacht und geordnet, wohlweislich auch Manfrid von Temringen verhehlt, daß ſie ſich mühte, in Ottokar von Böhmen dem „Stauferknaben" einen noch gefährlicheren Mitbewerber im Reich, als Wilhelm von Holland, zu ſchaffen. Sie war eine Flamländerin und nutzte mit kalter Klugheit Jeden und Jegliches für ihren Vortheil. Aber kaum Einer ihrer fürſtlichen Zeitgenoſſen, ob weltlich oder geiſtlich, handelte anders.

* * *

Mit einem kleinen, doch kräftig gebauten Segelfahrzeug fuhr Manfrid von der ſtattlich anwachſenden, dem nordiſchen Hanſebund beigetretenen Stadt Brügge ab; der Wind war günſtig und brachte ihn raſch an den zahlreichen Ausmündungen der Schelde und Maas vorüber. Breit und grau dehnten ihre Waſſerflächen ſich unter wolkenſchwerem Himmel in die See hinein, nur ſelten einmal ahnte der Blick zwiſchen ihnen die tellerflache Küſte Hollands. Alles vereinigte ſich zu größtem Gegenſatz der Fahrt auf dem adriatiſchen Meer; kein Sonnengefunkel, noch blau leuchtende Flut, kein ragendes Felscap und ſchöngegliederte, ſchimmernde Berge in ſagenvoller Weite. Nur trübes Licht und ſchwermüthige Öde von Waſſer und Land, wo dies ſichtbar ward; darüber allein immer gleiche, mürriſch an's Ohr ſurrende Windſtimme. Tag und Nacht ging's ſo fort, oft vor den Augen des jungen Sendboten wie Traumbilder die farbige Pracht des italieniſchen Südens heraufgaukelnd, um ſie wieder in die eintönige graue Leere zerrinnen zu laſſen. Dann begann zur Rechten matt ein weißlicher Strich zu dämmern, nun ſich am Ufer entlang ziehender niedriger Dünenwall. Nah dahinter ſtieg einmal etwas Dunkles auf, knaufartig, es erinnerte den Hinüberſchauenden an den düſter aus der Ferne herblickenden Caſtellthurm von Aſtura. Von ähnlicher Art war's auch nach des Schiffers Erläuterung,

die neu erbaute Schloßburg des Königs Wilhelm im Haag, dem großen Jagdwald hinter dem Dünengürtel. Ein paarmal jetzt in der Weite hohe Kirchthürme ſich gegen den nebelnden Himmelsrand abhebend, bedeutendere Ortſchaften anzeigend; Leyden, wo der mächtige Rheinfluß kläglich im Sand verſickerte, danach Haarlem, ſchon ſeit mehr als einem Jahrhundert eine große und feſte Stadt, alte Bundesgenoſſin der Grafen von Holland gegen ihre weſtfrieſiſchen Nachbarn. Neben ihr, in der endloſen Fläche wie ein Berg erſcheinend, hob ſich der Blinkert, die höchſte Aufwölbung des Dünenſtranges empor.

Dann plattete dieſer ſich wieder zu „Duinpannen“ ab, zwiſchen die ſich nur da und dort „Duinheuvels“, ein zuſammengedrängter Haufen niedriger Sandkuppen, einſchoben; dahinter unſichtbar lag das Land der Weſtfrieſen. Todeseinſam zog nun der fahle Strand ſich hin, immer gleich, ohne irgendein Anzeichen menſchlichen Lebens. Nur weitklafternden Flugs, ab und zu einen zugleich ſcharftönigen und klagenden Schrei ausſtoßend, begleiteten ſtundenlang zwei große, weißbrüſtige Vögel das Fahrzeug.

Doch um die Mittagsſtunde lief der Schiffer mit dieſem gegen die lebloſe Küſte hinan, gab auf eine Frage Antwort, ſie ſeien am Ziel. Von ſolchem gewahrte Manfrid nichts, als daß eine kleine Einbucht

mit vertieft bis zur Düne reichendem Waſſer dem Schiff ein Anlanden ermöglichte; ein paar Böte, zum Strand heraufgezogen, lagen im Sand. Nach Weiſung des Schiffers ſtieg er den Abhang hinan, tief gruben ſich ſeine ſchweren Stiefel in die unter ihnen wegſinkende weichkörnige Maſſe, aus der nur vielfach ein matt blaugraues Grasgewächs, der Strandhafer, kurzweg hier „der Halm“ benannt, ſteif aufrecht, mit ſcharfkantigen, ſchmalen, eingerollten Blättern bis zu doppelter Fußhöhe hervorſtach. Es war Hochſommer und ſeine Blüthezeit; gedrungene, mit Spelzhaaren ausſtrahlende Riſpenähren von gelblich-weißgrüner Färbung wiegten ſich auf den ſpröden Stengeln leiſe im Wind hin und her.

Wie Manfrid durch den lockeren Sand zum Dünenkamm emporgekommen, breitete ſich das Kennemerland vor ihm hin, auf den erſten Blick erkennbar noch unter dem Meeresſpiegel, tiefer als die See draußen. Doch nur in einem ſchmalen, langen Strich von Süden gegen Norden, jenſeits hob ſich der Boden gleichmäßig etwas höher an. So weit der Blick ging, eine todte Wildniß von See und Sumpf, Haidegeſtrüpp und Moorwald; „aquosa Frisonum arva“ hatte vor einem halben Jahrtauſend jener Engländer Winifred oder „heilige Bonifacius“ ſie mit geheimem Grauen benannt, als er vergeblich die Frieſen zum Chriſtenthum zu bekehren und dem römiſchen Biſchof zu unterwerfen verſucht; am

„Dockumer Diep“ hatten ſie ihn dafür ſpäter mit ſeinen „kahlköpfigen Mönchen“ erſchlagen.

Nur unſern zu Füßen des Umſchauenden ſtieg ungefähr ein Dutzend zerſtreuter Behauſungen vom Boden, aus Balken und Lehm gebaut; Rauch zog aus den offenen Thüren oder einer Dachluke, Herdfeuer und Zubereitung einer Mittagskoſt deutend. Das war der Beginn der Stadt Alkmar; Manfrid begab ſich hinab. Auch drunten fand nur ſpärlichſter Pflanzenwuchs Nahrung, hie und da in den Zwiſchenräumen der Häuſer Diſteln, Wegerich und Schafgarbe. Doch deſto mächtiger an Höhe und Bruſtbreite ragten vereinzelte menſchliche Geſtalten, Weiber wie Männer, ſich in den Zügen wenig voneinander unterſcheidend, alle gleichmäßig mit dem „Fries“, ſelbſtgewebtem dickem Wollenzeug bekleidet. Zumeiſt knoteten ſie an Fiſchnetzen, wortkarg, ſelten einen Laut hin und her tauſchend. Man erkannte, wenn ſie aufblickten, die Erſcheinung eines Ritters im Panzerhemd hier war ihnen Fremdes oder doch Unverſtändliches, aber ſie offenbarten keinerlei Neugier, ſetzten gleichmüthig ihre Arbeit fort. Der Ankömmling hatte während ſeines Verweilens in Gent ſo viel von vlämiſcher Mundart erlernt, ſich darin ausdrücken und nach dem Weg zur Abtei Eckmundium fragen zu können. Der, an den er ſich gerichtet, wies mit der Hand nordwärts, kurz dazu antwortend: „Unter der Düne fort.“

Doch trat grade ein Mädchen aus einer Thür, hörte die Frage, und ihr kam vom Mund: „Ich gehe dorthin.“

Weiter ſagte ſie nichts, ſondern ſchritt vorwärts. Es dauerte etwas, eh' Manfrid begriffen, daß die Worte ihm gegolten, nicht ihn aufgefordert, doch ihm anheimgegeben hatten, ihr nachzufolgen. Ob er dies thue, ließ ſie gleichgültig, ſie wandte ſich nicht um.

So ſchritt er ihr nach, von den übrigen bekümmerte ſich gleichfalls niemand weiter um ihn. Erſt raſch gehend, um ſie einzuholen, blieb er dann ein Dutzend Schritte hinter ihr, das fremdartige Menſchengebild vor ſich betrachtend. Barfuß ging ſie, da und dort große, breite Spur in den Boden drückend; der blaugraue Friesrock von der Farbe des Strandhafers reichte ihr nur bis zum Oberrand der gleichfalls nackten, zu kraftvollſter Anſchwellung entwickelten Waden. Von rückwärts kennzeichnete nur der Rock ihr Geſchlecht, die hochwüchſige, breite Geſtalt hätte ſonſt ebenſowohl einem Manne angehören können. Auch der Kopf war unbedeckt, aufgeknotetes dickes Haar, mattgelb wie hin und wieder der Sand eines Dünenhangs, fiel auf den Nacken, ſeine ſtarken, feſten Umriſſe freilaſſend.

Manfrid hatte ihr Geſicht vorher kaum wahrgenommen, er konnte ſich keine Vorſtellung davon machen, und ihn trieb's, ihre Züge zu ſehn. So beſchleunigte er nach einer Weile ſeinen Gang, kam an ihre Seite.

Offenbar bemerkte ſie jetzt erſt, daß er ihr gefolgt ſei, wandte mit kurzer Drehung einmal den Kopf halb gegen ihn. Flüchtig gewahrte er zwei Augen von blaßblauer Waſſerfarbe mit blonden Brauen drüber und hoher, ausgewölbter Stirn; auch das Geſicht mit ſtarken Jochbogen hätte das eines jungen Mannes zu ſein vermocht. Nur die Ohrmuſcheln waren klein, eigenartig und zierlich gebildet, und die weiße Hautfarbe überrann ein perlender Schimmer, auch ähnlich wie er hin und wieder von einer rieſelnden Sandfläche blinkte. Die Arme von mächtiger Fülle waren faſt von der Schulter herab bloß, in ihnen, wie in den großen, langbefingerten, ſtarkknochigen Händen mußte ſich ebenfalls Manneskraft bergen. Doch unter dem groben Gewirk wölbte ſich die Bruſt ſichtbar weit vor, nicht Zweifel belaſſend, ſie gehöre einem Weibe, deſſen Alter für einen Landfremden ſchwer zu beſtimmen war. Auf die Mitte der zwanziger Jahre etwa ſchätzte Manfrid ſie, aber ſie konnte auch wohl ſchon über die dreißig hinausgehn.

Wie zuvor, ohne auf den jetzt neben ihr ſchreitenden Begleiter zu achten, ſetzte ſie den Weg fort, nun indeß bald hierhin, bald dorthin ausbiegend, im Zickzack. Der Boden nahm andere, weiche Beſchaffenheit an, gab nach, zitterte und ſchwankte unter dem Tritt; „Freſen“, den bebenden, benannten ihn die Einwohner, ſie ſelbſt waren „Friſan“, die Frieſen, darauf. Mit einem gluddernden

Ton brach einmal der Fuß Manfrids ein, ließ ſeiner Führerin ein kurzes Wort vom Mund gerathen. Ihre Hand wies nach ſichrerer Stelle und ſie ſagte dazu: „Het land leeft.“ Das Land ſei lebendig.

So folgte er wieder drein, in ihre Stapfen tretend. Zur Linken endete der Dünenwall für eine ziemliche Strecke, eh' er weiter nördlich wieder begann; die Lücke füllte, oben gradlinig abgeplattet, ein hoher Deich, und hart unter dieſen hingedrückt, von ihm gegen Wind und Waſſer gedeckt, ſtand mit niedrigem Dach ein ziemlich umfangreicher, wunderlicher Bau, auch aus Holz und Lehm errichtet; auf die Frage, ob er das Kloſter Eckmundium ſei, nickte das Mädchen. Nicht wie die Klöſter in Deutſchland und Italien war es mit Mauern gegen feindlichen Angriff umgürtet, nur Sicherung vor Sturm und See hatte es gebraucht. Wider dieſe ſchützte der Deich, und vor jenem duckte es ſich zu Boden; weltverlaſſen, ein letzter in die Oede vorgeſchobener geiſtlicher Wachtpoſten des weſtfäliſchen Hochſtifts Münſter, dem älteſten Mönchsorden des heiligen Benedictus von Nurſia zugehörig. Bei'm Anblick des Gebäudes klang die ihm verliehene Namenswürde „Abtei“ wie ein Spott, wenigſtens für Solche, welche die oftmals prunkvoll ausgeſtatteten Bauten der Benedictiner-Abteien im Süden, ihren Reichthum, den in ihnen ſchwelgenden Ueberfluß des Lebens kannten. Prunkloſer als dieſe konnte ſich

nichts darſtellen, nur eine Behauſung im einfachſten Wortſinn, ein Obdach gegen Wetter und Winter. Seitab lagen noch ein paar kleinere Hütten, denen von Alkmar gleich; das war Eckmundium.

Auf eine derſelben ging die Begleiterin Manfrids zu; ihm machte es den Eindruck, als ob ſie nicht in Alkmar, ſondern hier zu Hauſe ſei, ſo daß er fragte: „Wohnt Ihr dort?“ Sie ſah ihn kurz an, wie wenn ſie nicht verſtanden, wen er gemeint, dann antwortete ſie: „Ich, ja. Willſt Du in's Kloſter, geh' dort durch's Thor.“

Offenbar war die Anrede ihr fremd geweſen, hatte ſie glauben laſſen, er meine, ſie wohne mit jemandem in dem Hauſe zuſammen. Im Friesland kannte man keine Achtungs- oder Höflichkeits-Anſprache in der Mehrheit, nur das gleiche „Du“ jedem gegenüber, denn alle waren gleich; auch Alter und Geſchlecht machten keine Ausnahme davon. Aus ihrer Erwiederung faßte der junge Ritter es auf und folgte dem Landesbrauch bei einer nochmaligen Frage: „Wie iſt Dein Name?“

Sie verſetzte: „Djurre Hajunga.“ Sonderbar klang's im Ohr, das erſte faſt wie ein Windgemurr im Rohr, das zweite an einen hellen Mövenſchrei erinnernd. Nun entgegnete Manfrid: „Ich danke Dir, daß Du mich hergeführt haſt.“ Darauf antwortete ſie nichts mehr, es war keine Frage; wonach er in der Abtei ſuche, ließ

ſie ohne alle Wißbegier. Sie ſchritt nach der Thür ihrer Hütte weiter, und er wandte ſich durch lockren, von den Dünen hergewehten Triebſand dem Thor des Kloſters zu.

In dieſem fand er alles, wie's die Gräfin Margarete kurz geſchildert, trotzdem ward er mannigfach durch die eigne Wahrnehmung mit Auge und Ohr überraſcht. Der Abt, ein ſchon weitbejahrter Mann, war ein ſtiller Gelehrter, am biſchöflichen Hof zu Münſter aufgewachſen, doch ſchon ſeit langen Jahren hierher geſetzt; er lebte einzig darin, mit kunſtvoller Hand Pſalmen auf große Pergamentblätter abzuſchreiben, die Anfangsbuchſtaben zu vergolden oder in bunten Farben zu malen. Bei Manfrids Ankunft befand er allein ſich in der ſchwarzen Regeltracht der Benedictiner, der Cuculla mit der Kapuze im Nacken und der Tunica drunter mit dem auf der Bruſt hängenden Scapulier; alle übrigen Inſaſſen des Kloſters gingen im Fries, Schiffern oder Bauern gleich, auf den erſten Blick ſich auch als frieſiſchem Blut entſtammt, kundgebend. Sie waren an verſchiedener, leichterer oder ſchwerer Arbeit beſchäftigt, einige kamen mit friſchgefüllten Netzen, andre mit Traglaſten von Krattholz aus dem Moorbuſch. Nun legten ſie ihre Ordenskleidung an, den unerwarteten Ankömmling im Refectorium zu empfangen; ein Raum von faſt ärmlicher Einfachheit mit feſtgeſtampfter Lehmdiele war's.

Manfrid vollzog ſeinen Auftrag und las den Brief der flandriſchen Herrin vor. Sie ſchrieb, ihr ſei ſichere Kunde geworden, der Graf Wilhelm von Holland, des Geldes und eines ſtarken Heeres gleich bedürftig, um ſich die Kaiſerkrone aufzuſetzen, plane, unvermuthet nächſtens in Weſtfriesland einzubrechen, es in ſeine Gewalt zu bringen, hohe Beden — Steuern — einzutreiben und alle Waffenfähigen zum Kriegsdienſt in Deutſchland und Italien zu zwingen. Darum möchten die Frieſen ihm zuvorkommen, ſich rüſten, die Dörfer, die er ihnen im Süden ihres Landes geraubt, wieder in Beſitz nehmen und mit den Bewohnern derſelben vereinigt, Gräben und Wälle zur Abwehr des Angriffs aufwerfen. Große Eilfertigkeit thue noth; die Mönche trügen unter ihrer Kutte alten frieſiſchen Unabhängigkeitsſtolz im Herzen und ſeien die Berufenen, ihr Heimathland zu beſchirmen, durch Sand und Sumpf umzuwandern, jedem das Frieſenblut aufzurühren, der Spieß und Kolben in der Hand führen könne. Sie — Margarete — werde auch ihre Hand nicht faul auf dem Schooß liegen laſſen.

Aeußerſt klug, wie jedes Thun der Gräfin, war auch ihr Schreiben abgefaßt und auf Wirkung bei den Empfängern berechnet. Wenigſtens in der augenblicklichen Gegenwart entſprach es nicht der Wahrheit, zielte vielmehr darauf ab, das erſt herbeizuführen, was es

als dicht bevorſtehend kundthat. König Wilhelm trug ſich in dieſem Sommer keineswegs mit der Abſicht, gegen Weſtfriesland vorzudringen, doch er hatte dies ſchon ſo häufig gethan, daß die Vorgabe Margaretes bei den Hörern auf keinen Zweifel ſtieß. Wie ſie's vorausgeſagt, brach der Abt nach der Verleſung in Wehklage über die Störung ſeiner friedlichen Ruhe und frommen Federthätigkeit aus, achtete es für ein Kloſter völlig gleich, wer in einem Lande die weltliche Herrſchaft führe; das werde vom Rathſchluß Gottes beſtimmt und geordnet, und ſich vertrauensvoll in ſeine Weisheit zu ergeben, ſei der Ordensregel oberſte Vorſchrift. Deutlich aber ließ ſich aus ſeiner ängſtlichen Stimme heraushören, daß er ſeine Mönche nur zu gut kenne und wiſſe, da es ſich um die frieſiſche Freiheit handle, werde kein Verbot von ihm, dem Aufruf der flandriſchen Gräfin nachzukommen, bei ihnen Gehorſam finden. Das ſtand auch in ihren Geſichtern; ſie waren erſt Frieſen und dann Mönche; da und dort ſprach unter dem Kuttenärmel ein Schwellen kraftvoller Armmuskeln, daß ſie ſelbſt nicht abgeneigt ſein möchten, die tagesgewöhnliche Kloſterarbeit mit der von Spieß- und Kolbenführung zu vertauſchen. Manfrid hatte nicht beſſeren Erfolg ſeiner Sendung erhoffen können; ſeufzend und händeringend ſchlürfte der Abt in ſeine Zelle zurück, während die übrigen im Refectorium bei dem

jungen Botſchafter verblieben. Ein Mahl ward ihm aufgetiſcht, wie's die Gräfin auch angekündigt, nicht für verwöhnten Gaumen, faſt ſchwarzes Brod, Wurzelmuß, Stockfiſch und ein ſchales, erſt halbausgegohrenes Gerſtenbier. Doch nach langem Faſten dachte ſein Hunger nicht an Wohlgeſchmack, nur an Sättigung; Rede und wechſelſeitiger Austauſch fand dabei ſtatt. Selbſtverſtändlich erhielt er gaſtliche Unterkunft in der Abtei, die ſie neuerdings nicht mehr Eckmundium, ſondern Egmund zu ſchreiben begonnen. Auch die Namen der Brüder erfuhr er, ſeltſam klingende, nicht nach ſonſtigem Ordensbrauch bei'm Eintritt in's Kloſter neuangenommene. Sie führten die ihrer Geſchlechter fort: „Rieuwert Jellama — Luppo Abbinga — Gellof Terwisga — Okko Popka;" fremdartig ähnlich im Klang waren alle. Auf eine verwunderte Frage erhielt der Gaſt Antwort: „Nomina Frisonum desinunt in a." Das bewährten faſt ſämmtliche; einen Namensbruder fand er unter den Mönchen: „Menfrid Syarda." Der Name war ein unter verſchiedenſten Völkern wiederkehrender; ſchon bei den Kelten bräuchlich geweſen, ging er mit leicht abgeändertem Laut vom engliſchen Manfred durch das frieſiſche Menfrid und deutſche Manfrid bis zum Manfredi im fernen Süden hinab.

* * *

Erſt gegen das Herannahen des Abends trat Manfrid noch einmal in's Freie, ſich mit der Umgebung des Kloſters näher bekannt zu machen. Er nahm ſich äußerlich völlig verwandelt aus, denn dem Rath der Gräfin Margarete wie ſeiner eignen Erfahrung auf dem Herweg gemäß hatte er die ſchwere Rüſtung von ſich gethan und mit einem ihm in der Abtei beſchafften Friesanzug vertauſcht; leicht bewegte er ſich darin, empfand deutlich, für die Bodenbeſchaffenheit des Landes ſei derartige Bekleidung durchaus erforderlich. Wie er ſich dem Deich zuwandte, ſah er auf dieſem die dunklen Schattenriſſe zweier Menſchengeſtalten ſich gegen den Himmel abheben; zu ihnen hinangeſtiegen, erkannte er in der einen ſeine Führerin Djurre Hajunga. Sie ſtand neben einem jungen, ſie noch faſt um Kopfhöhe überragenden Manne, der droben etwas an dem Erdwall in Augenſchein nahm. Manfrid knüpfte grüßend ein Geſpräch an und erfuhr, es ſei Der, in deſſen Obacht der Deich hier ſtehe, der „Deichgraf“. Er hieß Fokko ten Brook, „der am Bruch Wohnende“, eine Wegſtunde oſtwärts, und er war der „brydguma“, der Brautmann Djurres; ſie beredeten miteinander ihre bei'm nächſten Mondwechſel anberaumte Hochzeit. Doch eine ſonderbare Zwieſprache war's, aus deren Ton und Art ein Hörer nicht abzunehmen vermochte, um was es ſich handle; gleichgültigſten Gegenſtand ſchien ſie zu

betreffen. Und dem entſprach auch das ſonſtige Verhalten der beiden, das keinerlei näheren Zuſammenhang zwiſchen ihnen vermuthen ließ. Sie blickten ſich nicht an, von keiner Seite regte ſich eine Hand, die nah herabhängende des andern zu faſſen, nur der kühle Wortaustauſch kam langſam über die Lippen. Unwillkürlich ward in Manfrid von Temringen das Gedächtniß an den heiß wie der Scirocco anglühenden Sturmausbruch vom Munde der ſchönen Tochter des bologneſer Waffenſchmiedes wach; ein größerer Gegenſatz ließ ſich kaum erdenken. Dies war die Tochter des nordiſchen Oedlandes, ſeiner froſtigen Nebelluft, gelaſſen-bedachtſam, Leidenſchaft ihrem träg durch die Adern ſchleichenden Blute fremd; Dorſchblut hatte die Gräfin Margarete das des Abtes benannt. Widerſinniger, unmöglicher konnte nichts ſein, als eine Vorſtellung, dies Frieſenmädchen könne aus Liebesgram in wilder Verzweiflung ſelbſt ſeinem Leben ein Ende machen; das Weib Lots, zum Salzbild verwandelt, ſtand hier über der unten an den Deich murrenden Salzflut der Nordſee. Nur Eines rief ſichtlich auch in den Beiden ein ſtürmiſches Emporwallen, wie in den Mönchen, auf, als Manfrid ihnen Kunde von dem Briefe gab, den er eben im Kloſter vorgeleſen. Da ging ihnen, dem Weib wie dem Mann, ein Flackern durch die Augen; das allein konnte ihnen das Blut zünden. Die frieſiſche Steif-

nackigkeit bog ſich vor keinem Herrn, ihr unbändiger Freiheitstroß allein trug die Art von Leidenſchaft in ſich. Doch nicht ungeſtüm, ruhigen Klanges auch ſprach's Fokko ten Brook: „Ich bin der Erſte, der's in's Land bringt, vor den Brüdern", und ebenſo erwiederte ſeine Braut: „Und der Vorderſte wirſt Du am Graben ſtehn, wenn der Holländer kommt. Mit der Sonne morgen ruf's aus! Gute Nacht." Er verſetzte: „Gute Nacht", und ohne ſich die Hand zu reichen, gingen ſie auseinander, keiner blickte mehr nach dem andern um. Wie abendliche Heimgangstrennung zweier Nachbarn erſchien's, ließ nicht an Mann und Weib denken, am wenigſten an Bräutigam und Braut.

Manfrid begleitete jenen eine Strecke weit auf ſeinem Wege, der zuerſt nordwärts auf der Deichhöhe entlang führte; einer Frage von ihm ward die überraſchende Antwort, daß Djurre Hajunga erſt achtzehn Jahre alt ſei; ſo jung noch und ſo unjugendlich kühlen, nur verſtändig erwägenden Herzſchlags. Zur Linken dehnte der Blick ſich in's Endesloſe über das graue Meer, vor ihnen ſchloß der Dünenwall ſich wieder an den Deich, es begann zu dämmern. Fokko ging, gleichmäßig mit einer langen Sprungſtange Löcher in den Sand ſtoßend; knapp, doch klar und ſicher gab er auf Fragen ſeines Begleiters Antwort. Nun hielt er einmal den Fuß an, blickte zum weißlich durch's Zwielicht

aufſchimmernden Vorſtrand nieder und ſagte: „Dort ſah ich ſie zuerſt.“

„Wen?“ entgegnete Manfrid, doch der Befragte beantwortete es nicht, fuhr fort: „Um Mitternacht war's, der Vollmond ſchien. Mit den Wellen kam ſie aus der See, noch weißer als die. Ein Seehundsfell lag am Strand, dran erkannt' ich's, daß ſie eine Seejungfrau ſei, und nahm es mit mir.“

Da er ſchwieg, verſetzte Manfrid, der ſtummverwundert zugehört: „Warum? Was ſollt' es?“

„Sonſt hätte ſie's um ſich gethan und wär' in die See zurückgeſchwommen. Die Augen drehte ich von ihr ab, daß ich ihr nicht Schimpf anthät'. So mußte ſie mir an mein Haus nachgehn und vor meiner Thür bitten, daß ſie ihr Gewand wieder bekomme. Aber ich gab's ihr nicht, ſondern eines meiner Schweſter, damit konnte ſie nicht in's Waſſer zurück. Danach ward ſie meine Braut, wenn der Vollmond kehrt, machen wir Hochzeit. Hier geht mein Weg ab, Du kannſt nicht weiter mit mir ohne Sprungſtock. Morgen, eh' die Sonne kommt, bin ich auf dem Weg durch's Land. Gute Nacht.“

Er bog nach rechts ab, ſchnellte drunten ſich mit ſeiner Sprungſtange wie fliegend über einen breiten Moorgraben und verſchwand raſch zwiſchen Buſchwerk. Der allein Zurückgelaſſene traute noch ſeinem Gehör

nicht; manches zwar von dem eben Vernommenen hatte er nur halbverſtanden aufgefaßt. Aber unglaublich ſchien's ihm, daß es aus dem Frieſenmunde Fokkos ten Brook gekommen, eine wunderſame dichteriſche Märe, ein Erzeugniß hochaufblühender Einbildungskraft, die in ſeltſamem Gegenſatz zu dem dürftigen Boden dieſes Landes ſtand. Offenbar hatte er Djurre Hajunga dort unter der Düne zum erſten Mal angetroffen, in der Mondnacht badend, und vom Strand ihre Kleidung fortgenommen; was ſich danach in Wirklichkeit weiter zugetragen, lag wie von weißem Strahlengeflimmer überſchleiert. Doch in ſeiner Phantaſie war ihr Friesrock zum Seehundsfell, ſie ſelbſt zu einer Seejungfrau geworden, die er ſo genöthigt, ihm zu folgen, ſeinem Wunſch und Willen unterthan zu werden. Es mußte in dieſen Köpfen mit den ruhig veränderungsloſen Zügen doch manches anders ſein, als ſich ihnen von außen anſehen ließ, unter der aſchenſtillen Kühle etwas glimmen, das ſich entfachen und auflohen konnte. Sein Wollen und Thun hielt der junge Deichgraf zweifellos in feſter Gewalt, aber über ſeine Einbildung war er nicht Herrſcher, und bei'm Anblick des Strandplatzes, auf den er hinabgedeutet, überwältigte ſie in ihm die nüchterne Verſtandesbeſonnenheit, ſo daß er ſelbſt wieder glaubte, was ſie ihm damals in der Mondnacht vor die Sinne gegaukelt. Und noch Eines war Manfrid

aufgefallen, ein nur flüchtiges, doch ſonderbar glimmerndes Geleucht im verſchatteten Hintergrunde der waſſerblauen und waſſerkühl blickenden Augen Fokkos ten Brook, als er geſprochen, wenn der Vollmond wiederkomme, ſolle Hochzeit ſein. Eigenthümlich erinnerte daran grade etwas auf der grauen Seefläche; weitum lag ſie dämmerdunkel hingebreitet, nur an einer Stelle flimmerte drin ein kleiner, grünlich-ſilbern rieſelnder Fleck. Er rührte Manfrid wunderlich an, auch ſeine Phantaſie konnte ihn ſich zum Auge einer aus der Tiefe heraufſchauenden Seejungfrau geſtalten.

Ein Abglanz irgendwoher aus der Höhe mußte es ſein, noch von der untergegangenen Sonne ſtammend, denn droben war die Luft heller, als über dem nebelnde Dunſtſchicht webenden Erdboden. Langſam ſchritt der zur Abtei Rückkehrende wieder auf dem Deich entlang, gleich todeseinſam, lautlos breitete ſich ihm zur Rechten jetzt das Waſſer, zur Linken das dunkelöde Land. Nur da tönte einmal ein Geräuſch, ein Rauſchen von Flügelſchlägen unweit über ihm durch die beginnende Nachtſtille. Zwei rieſige Vögel waren ſich nah gekommen, noch erkennbar als ein ſilbergrau befiederter Fiſchreiher und ein Seeadler, der ſich über den erſteren aufſchwang, ſichtlich um auf ihn niederzuſtoßen. Manfrid blieb ſtehen und ſah dem fremdartig phantaſtiſchen Vorgang in der Luft zu. Der Reiher hatte die ihm drohende

Gefahr erkannt; er ſchien auf ſeinen weitgeſpannten Schwingen regungslos zu ruhen, den langen Hals gekrümmt zurücklegend, den ſpitzen Schnabel vorgerichtet, mit den Augen daneben achtſam jede Bewegung ſeines furchtbaren Raubgegners verfolgend. Mehrmals ſchoß der Adler herab und ſchien ihn in den Krallenfängen zu faſſen, doch mit einem gewandten Ruck wich der andre aus, rettete ſich noch. So ſetzten Angriff und Vertheidigung ſich eine Zeitlang fort, bis der Adler, einen ſchrillen Zornſchrei ausſtoßend, in Wuth niederfuhr, den Kampf zu beenden und ſeine Beute zu packen. Aber er gab ſich eine Blöße dabei, und blitzgleich den Kopf vorſchnellend, ſtieß ihm der Reiher den langen, ſcharfen Schnabel wie einen geſchleuderten Speer grad' in die Bruſt hinein. Federn ſtoben und ein Blutſtrahl ſchoß aus ihr hervor; haſtig zuckten die Flügel des Adlers noch ein paarmal auf und ab, dann fiel er, unverkennbar in's Herz getroffen, als ſchwere, regloſe Maſſe aus der Luft herunter, mattdumpfen Schalls drunten auf den Boden ſchlagend. Nun ſchlug der Reiher die Schwingen, ſegelte ſchräg abwärts, wo er ſich verſchwindend in Rohr und Schilf einduckte, und um Manfrid her lag alles wieder ohne Laut und Bewegung. Mit einem ſonderbaren Schauergefühl hatte ihm der Ausgang des Kampfes in der weiten, ſtillen Einſamkeit des Abenddunkels den Rücken überlaufen,

und raſcheren Schritts ging er dem nicht mehr wahrnehmbaren Kloſter zu.

* * *

Im erſten Frühdämmern des nächſten Morgens brach er mit den Mönchen auf, die ſich nach Norden, Oſten und Süden zertheilten, um das Land zu durchziehn. Gleich ihnen führte er jetzt einen Sprungſtock, hielt ſich mit dem in nördlicher Richtung davonſchreitenden Gellof Terwisga zuſammen. Außer im ſchmalen Strich des Kennemerlandes der Düne entlang gab's keinen Weg, kaum Pfade; zwiſchen Sumpf, Seeen und Moorbruch mußte man Rippen feſten Erdreichs kennen, um hindurch zu gelangen, oftmals, die Stange einſetzend, ſich über breite Gräben wegſchwingen. Anders aber, als es vom Außenrand her erſchien, zeigte ſich das Innere Weſtfrieslands, wohl nicht dicht bevölkert, doch keineswegs menſchenleer verlaſſen. Zerſtreut fanden ſich überall Anſiedlungen, hier Einzelgehöfte, dort kleine Dorfſchaften wie Alkmar, zumeiſt erſt in nächſter Nähe wahrnehmbar; Buſchgeſtrüpp und hohes Rohr, aus dem ſchwerfällig Sumpfvögel aufflatterten, beſchränkten den Umblick. Vielfach machten Torfſtich, Gräben und Holzſchleußenbau zur Entwäſſerung die Hauptarbeit der Bewohner aus, doch an manchen Strecken bot urbar gewordener Boden Getreideſelder, von Rindern belebte

Viehweiden zur Schau. In Geſtalt und Zügen kehrte faſt immer die Art Fokkos ten Brook und Djurres Hajunga wieder, das ſandhelle Haar, die waſſerblauen Augen, kraftvoll unterm Fries ſchwellende Glieder. Auch die Namen, beſonders die weiblichen klangen ebenſo ſeltſam, harttönig: „Sjuw — Eelk — Jurre — Brouk — Gakke.“ Am zweiten Tag kam Manfrid mit ſeinem Begleiter in des letzteren Heimath, wo in einem halben Dutzend von Häuſern jeder „Terwisga“ hieß; ſie ſtammten alle von einem Anſiedler, der ſich zuerſt hier „zur Wieſe“, an einer Grasniederung angebaut. Ueberall aber rief die von den beiden Umwanderern mitgebrachte Botſchaft das nämliche aufzuckende Geflacker zwiſchen den Wimpern wach; die Männer ließen im Nu ihre Hacken und Grabſcheite, wandten ſich, ruhig langausſchreitend, nach den Hütten, holten Spieß, Nägelkolben und Axt hervor. Die Weiber umdrängten, geſpannt aufhorchend, Manfrid von Temringen, der ſich zuvor in der Abtei wohlunterrichtet hatte, daß er zündende Worte zwiſchen die Hörer hineinzuſchleudern verſtand. Alter und neuer Tage Gedächtniß weckte er auf, vom Ratbot, der vor dem Majordom nicht den Nacken gekrümmt, gegen ihn droben am Rhein mit dem Schwert die Freiheit ſeines Volks gewahrt habe. Doch vor allem der Stedinger gedachte er, die der Papſt, der Erzbiſchof und die Fürſten bei Altenesch auf dem Mord-

feld zum Letzten ausgerottet, weil ſie nicht Knechte werden gewollt. Unter den Schlächtern ſei auch Graf Florens von Holland mit ausgezogen, der Pfaffengraf, und wie der Vater wider die Oſtfrieſen, ſo ziehe heute ſein Sohn Wilhelm gegen die Weſtfrieſen, der Pfaffenkönig, um ſie unter ſeine und des Papſtes Hand zu knechten. Das war ein Flammen aufſchürendes Wort, ſichtlich gewaltiger noch packend, als die Bedrohung mit Kriegsdienſt und Bede: „Der Pfaffenkönig!“ Wohl ſtanden chriſtliche Kirchen im Land, doch die Prieſter drin waren Frieſen, wie die Mönche im Kloſter, auch ſteifnackig gegen Papſt und Biſchof auf ihrer Heimath Sonderart beharrend, und vielfach bildete der Glauben an den römiſchen Gott bei den einſamen Moorſiedlern nur einen Kleidüberwurf, den ſie nach außen zur Schau trugen. Im Innern lebten ihnen noch die alten Vätergötter fort, ſprachen grimmig zu ihnen aus Sturm, Flut und Nebel, freundlich-hold aus Sonnengoldlicht, Sommerwärme und Meeresſtille, und in jedem Ohr gleich hallend, rief's durch's Land: „Der römiſche Pfaffenkönig kommt!“

Gen Oſten wandten ſich dann die beiden Ausbreiter der Kunde, und eine unüberſehbare weite Seefläche dehnte ſich nun vor ihnen. Das war die Zuiderzee, ein wie in Schlaf verſunken ſchweigend daliegendes Waſſer, am ſandigen Rande vom bläulichen „Halm“

umwuchert; nur ab und zu kam ein leis gluckender Ton an's Ufer, als hebe und ſenke ſich drunten in der Tiefe, ſchwerathmend, eine traumbelaſtete Bruſt. Da und dort, reglos, wie ein Schattenſtrich, aufrecht ſtehend, ein auf Beute harrender Reiher, das Wahrzeichen des Landes; über fahlen Blachſtrecken, Tümpeln und Sümpfen hob ſich im Norden von einer Dünenwölbung am Strand ein alter, halb geiſterhaft niederſehender Thurmbau mit einigen Dächern drunter, Medemlik genannt, der Ueberreſt einer in verſchollenen Tagen von den Händen vergeſſener Menſchen dort aufgerichteten Steinburg. Dran vorbei wies Gellof Terwisga nach der gegenüber jenſeits der Zuiderzee vorſpringenden Küſte. Dort lag, doch durch den grauen Dunſtſchleier der Luft nicht erkennbar, Stavoren, die alte Hauptſtadt der Weſtfrieſen, wie von der gluckſenden Welle, von urälteſten Mären umſpült. Die neueſte Kunde aber war ſchon durch Fokko ten Brook dorthin gedrungen, denn nun regte es ſich auf der trägen, glanzlos-ſtumpfen Waſſerfläche, ſchwer beladen kam von drüben ein großes, flaches Prahmboot, bewaffnete Männer herüber bringend. Noch andre, gleicher Art und gleichen Inhalts, förderte langſam gemeſſener Ruderſchlag dem Ufer entlang weiter aufwärts über die Zuiderzee; das Ziel aller war das nämliche, großen Wildſchwänen ähnlich mit vorn aufragendem ſchlankem Maſthals bewegten die Fahrzeuge

ſich in lautloſem Wanderzug gen Süden. Dorthin nahmen auch Manfrid und ſein Führer jetzt ihren Weg, denn der verabredete Sammelplatz aller war's, wo an einem in das Seebecken einmündenden, Amſtel benannten Flüßchen von Fiſchern in moraſtigem Grund auf eingerammten Pfählen eine Ortſchaft begründet und mit dem Namen Amſtelodamum belegt worden. Die nächſten Tage vermehrten die von allen Seiten Herbeikommenden zu einigen Tauſenden; ſie drangen weiter ſüdwärts vor, bemächtigten ſich der ihnen entriſſenen Dörfer, zogen vor dieſen Gräben und warfen Wälle auf. So ward König Wilhelm vom Rhein zurückgerufen, brach, ſtatt in Schwaben einzurücken, zornentflammt mit ſeiner Streitmacht ſchleunig nach ſeinem Erbland auf. Die rheiniſchen Städte leiſteten ihm, weniger aus Dankbarkeit, als vortheilſüchtig die Fortdauer ſeiner Gunſt im Auge haltend, mit ihrer Wehrkraft Heerfolge.

Zum wilden Zuſammenſtoß kam's, einen Ausgang nehmend, wie ſchon oftmals ſeit Jahrhunderten. Todverachtend kämpften die Frieſen mit Speer und Kolben, vorn zwiſchen ihnen Manfrid von Temringen, der zum erſten Mal wieder ſeit dem Frankfurter Tage dem „Pfaffenkönig" dicht in's Auge ſah. Doch wider die ſtarke Eiſenrüſtung und die langen Lanzen der Ritter und Knechte vermochte das Frieswams ſich auf die Dauer nicht zu halten. Die Schutzwehren wurden über-

ſtürmt, unſchreckbar führte König Wilhelm ſelbſt ſeine Waffen an der Spitze der Seinigen. Als der Abend anbrach, deckten Hunderte der Frieſen mit ihren Leibern die Walſtatt, zuvorderſt lag, durch die Bruſt bis zum Rücken hinaus durchbohrt, der junge Deichgraf Fokko ten Brook. Er hatte den Schutzdeich ſeiner Heimath zu hüten geſucht, durch den der Holländer, der Sturmflut gleich, einbrach, ihren übermächtigen Andrang nicht hemmen können, doch mit Leib und Leben ſich bis zum letzten Athemzug in die Lücke geworfen. Nur wie durch ein Wunder entrann Manfrid dem Verderben. Der Todesſtreich einer Lanze drohte auch ſeiner ungepanzerten Bruſt, doch im Augenblick der höchſten Gefahr fiel dem Gegner die ſchräg niedergehende Sonne blendend in's Geſicht, einen Strahlenwurf ausbreitend, und der Stoß ging fehl. Dem Geretteten war's vor dem Blick geweſen, als ob zwiſchen ihm und der Lanze ein Vorhang von goldenem Haar herabgefallen ſei; dann verhalf ihm, wie den Ueberlebenden ſeiner Kampfgenoſſen, die leichte Tracht zur Sicherung. Wie immer ſetzten Dickicht, Moorbruch und Sumpf den ſchwergepanzerten Roſſen und Reitern ein Ziel, ſie blieben außer ſtande, die Frieſen in's Innere des Landes zu verfolgen. Seinem Siege zum Trotz mußte der König umkehren, aber die Gräfin Margarete von Flandern hatte den Zweck ihres klugen Anſchlags erreicht, ihn vorderhand an der Er-

langung der Kaiſerhoheit zu verhindern. Und ſie kannte ſeinen heftigen Sinn, darauf zu rechnen, ſie halte ihn durch den nur halb gegen die Frieſen errungenen Erfolg muthmaßlich noch länger in ſeinem Erbland zurück.

* * *

Eine mit ſcharf durchdringender Menſchenkenntniß begabte, kaltblütig-gewiſſenlos nur zum eignen Nutzen handelnde Regentin war ſie, und wie in ihrer erſten Vorausſetzung trog ſie ſich gleichfalls nicht in der zweiten. Am Auguſtausgang hatte der blutige Kampf ſich ereignet, und die Gedanken König Wilhelms richteten ſich danach in der That nicht wieder nach der Kaiſerkrone im Süden, ſondern verblieben zunächſt einzig bei dem gährenden Drang, die frieſiſchen „Torfbauern“ in Wirklichkeit und für immer mit eiſerner Fauſt zu Boden zu brechen. Blut von ihrem Blut trug er in ſich, deſſen ſteifnackige Willenszähigkeit und Trotz, und diesmal bäumte es ſich in ihm auf, nicht vor der Erreichung ſeines ſo oft vergeblich angeſtrebten Ziels abzulaſſen. Eine Möglichkeit dazu war ihm plötzlich durch den Sinn gefahren, verwandelte ſich ſeiner Vorſtellung raſch zur Gewißheit. Sein Heer noch mehrend, verharrte er in Holland; er wollte ſich den Winter zum Verbündeten geſellen, den Froſt, der den Bruchboden hart machte, das Waſſer zu Eis erſtarrte, und unge-

duldig erwartete er das Kommen ſeines lang zögernden Hülfsgenoſſen. Doch verſchwiegen konnte, was er im Werk führte, nicht bleiben, er ſelbſt auch ſprach's ſiegesgewiß offen aus. Und in der That erſchien die Sache der Frieſen durch dieſen Plan hoffnungslos verloren; daß ſie auf feſtem Grund trotz aller Tapferkeit gegen die gewaltige, ehern mit Schutzwehr und ſtärkeren Waffen gerüſtete Ueberzahl nicht Stand halten konnten, hatte ſich ſtets gezeigt. So rathſchlagten ſie umſonſt über eine mögliche Vertheidigung, ſetzten ihre Hoffnung nur darauf, der Winter werde, wie in manchem Jahr, vorübergehn, ohne ſchwerandauernden Froſt mit ſich zu bringen.

Dieſe Hoffnung ſchien ſich auch bewähren zu wollen, der Herbſt verging bis über die Sonnenwende hinaus unter ſtetiger Herrſchaft des Weſtwindes, und das neue Jahr 1256 begann ebenſo mit Regenſturm, ſetzte dieſen bis über die Mitte des Januar fort. Doch in einer Nacht ſpannte der Himmel glitzernd funkelnde Sternendecke aus, der Wind war nach Oſten umgeſchlagen und fuhr mit eiſigen Stößen erſtarrend über Land und See. Frohlockend gab der König Befehl zum Aufbruch des Heeres; des Frieslands Kundige riethen, noch einige Tage zu warten, doch die heiße, lang geſtachelte Ungeduld in ihm wollte nicht von Aufſchub hören. Mit eiſenklirrender Macht zog er nordwärts, fand ſeine Zu-

verſicht beſtätigt. Der hart gefrorene Boden trug Roß und Reiter wie auf felſigem Grund, aber menſchenleer empfing ſie das Land, alle Dorfſchaften und Gehöfte ſtanden verlaſſen, mit Weib und Kind waren die Bewohner zum höchſten Norden ihrer Halbinſel zurückgewichen. Unerbittlich aber folgte ihr Gegner ihnen nach, ſie in's Meer oder in die Zuiderzee zu drängen; weiter konnten ſie nicht mehr flüchten.

So ward's Abend des ſiebenundzwanzigſten Januartags, als er ſie erreichte. Früh ging die Sonne in einem Froſtdunſt am weſtlichen Himmelsrand als glühende Kugel unter, warf letztes rothes Licht auf den zerfallenden alten Burgthurm von Medemlik und zeigte unter dieſem über das fahlvereiſte Blachfeld hin die frieſiſchen Haufen eingezwängt zwiſchen dem Feind und der Zuiderzee. So nah ſchon, daß ihre Friesröcke, kurzen Spieße und Beile ſich erkennen ließen; doch zu ſpät war's bereits, das Dunkel fiel ein, und der König mußte ſeinen Ungeſtüm zügeln, noch eine Nachtraſt halten. Schlaflos vor Erwartung that er's, er befürchtete, die wie ein hülfloſes Wild Geſtellten möchten vor Tagesanbruch auf Fahrzeugen hinüber nach Stavoren entweichen; mit dem erſten Morgengrauen ſchon trat er aus ſeinem Zelt. Doch das langſam aufdämmernde Licht wies ihm die Bauern noch in derſelben Stellung wie am Abend; er hätte nicht drum zu ſorgen ge-

braucht, fühlte ſeinen eignen Trotz in ihnen nach. Wie er alles daran ſetzte, ſie zu bezwingen, ſo wollten ſie ſich nicht lebend bändigen laſſen, gleich den Stedingern lieber als Freie ſterben, als den Nacken unter ſein Joch bücken. Er ließ die Hörner zum Angriff blaſen, wie eine Erzmauer rückten ſeine Gewappneten vor. Er ſelbſt, vom Sturm des Blutes getrieben, ihnen voran. Die Sonne hob ſich im Oſten über der Zuiderzee wieder herauf, funkelte auf ſeinem Helmkleinod, einem goldenen Adler, der erkennbar weithin den König Wilhelm deutete.

Unter den Frieſen befand ſich allein Manfrid von Temringen im Eiſenkleid. Er hatte ſeine im Kloſter Eckmundium zurückgebliebene Rüſtung wieder angelegt, das mit der Vernichtung bedrohte Bauernvolk nicht verlaſſen. Wilhelm von Holland war auch ihm der Todfeind, des ſtaufiſchen Geſchlechtes Verderber; gegen den wollte er bis zum Letzten ſtehn, im Verzweiflungskampf der Frieſen mit ihnen zuſammen untergehn. Mehr als Achtung ihres Muthes und Freiheitsdranges hatten ſie ihm eingeflößt, ſein Herz ſchlug für ſie, feig und erbärmlich hätte ihn bedünkt, in ihrer Noth ſich von ihnen zu trennen. Klarbewußt fühlte und dachte er's, er ſehe die Sonne heut' Morgen zum letzten Mal, aber es ſchreckte ihn nicht; er ſchloß ſein Leben mit letzter Bewährung der Staufertreue dieſes Lebens. Das erfüllte

ihn nicht mit Zagen, vielmehr mit einer hohen Freudigkeit; einer Feierſtunde ging er entgegen, ſeine Bruſt hob ſich frei und ſtark. Aus der Weite ſchon hing ſein Blick an der Geſtalt des Königs, mit dem ſelbſt wollte er ſich zu meſſen ſuchen; vom Haupt bis zur Sohle empfand er ſich in dieſem Augenblick als Staufer, auf dieſem Feld hier der Schwertführer ſeines Hauſes, jedem ebenbürtig, der es von ſeiner Sonnenhöhe in den Staub herab zu reißen trachtete. Und unwillkürlich lenkte auch König Wilhelm auf ihn ſein ſchwergepanzertes Roß zu, auf den Einzigen, der zwiſchen den grauen Friesröcken in ritterlicher Eiſenrüſtung glimmerte.

So ritten und ſchritten die Beiden widereinander, jetzt nur um hundert Schritte noch getrennt, und unwillkürlich hielt der König den Zügel ſeines Pferdes an; abſonderlich war's, wie der Eine, allen andern vorauf, furchtlos zu Fuß ihm entgegenkam. Auch Manfrid blieb ſtehen, aus dem aufgeſchlagenen Helmgatter leuchteten todesmuthig ſeine Augen, und aus ſtolzem Bewußtſein der Stunde rief er weithallend den König an:

„Ob mich Dein goldner Adler höhnt,
Ich werf's Dir in's Geſicht:
Mit falſcher Krone biſt Du gekrönt,
Des Reiches König nicht!

Doch biſt Du ein Ritter, Graf von Holland, ſteig' ab und ſteh' meinem Arm allein!"

Mißachtung ſprach's, doch Wahrheit zugleich; die echte Reichskrone hatte Kaiſer Friedrich in Verwahr gehalten und der damalige Erzbiſchof von Cöln in Innocenz' Namen den „Pfaffenkönig" mit einer nachgebildeten gekrönt. Vermeſſen rief ihm das Einer, der ſichtlich nicht zu den Frieſen gehörte, doch mit für ſie ſtritt, hier als Hohnwort in's Geſicht; jäher Zorn loderte in König Wilhelm auf. Ihm kam's nicht in den Sinn, der narrenhaft thörichten Ausforderung eines niedrigen Ritters Gehör zu geben; ſeine lange Lanze einlegend, ſchlug er heftig die Sporen ein, wider den Wahnwitzigen vorzuſprengen. Schnaubend ſprang ſein Roß mit hohem Satz an.

Doch zugleich wandelte ſich die bisherige Stille des Januarmorgens zu ſeltſamem Getöſe um. Statt des tauſendfältigen, doch matttönigen Hufgetrappels hinter dem Könige klang plötzlich ein ſcharfes Knacken auf, ein Krachen — hier — dort — faſt im gleichen Augenblick, hundertfach, ringshin. Und auch im ſelben Augenblick ſtürmten die bisher regloſen Frieſen vorwärts wie jählings anrollende Meerflut, ohne Ruf und Laut, nur Axt und Kolben hoch über ſich ſchwingend.

Was war geſchehen? Manfrid von Temringen faßte es noch nicht; wie eine Traumerſcheinung ſah er die hochaufgerichteten Reihen der Ritter niedrig zum Boden herabſinken. Ihre ſchweren Panzerroſſe brachen

durch, Sumpf und See hier vor Medemlik, von Quellbrüchen durchädert, waren tückiſch, hielten noch nicht, ihre Eisdecke zerbarſt unter dem Gewicht. Die Frieſen hatten es gewußt, gehofft wenigſtens, ihre letzte Rettungszuflucht für Weib und Kind drauf geſetzt.

Und nun ſah Manfrid, noch ſinnverworren, unweit vor ſich auch den König, deſſen Pferd, gleichfalls bis an den Bauch niedergebrochen, vergeblich ſich aus den knatternden Schollen aufzuringen mühte. Ohne Gedanken eilt der junge Ritter vorwärts, oder doch mit einer ihn treibenden, noch nicht klaren Zielabſicht. Er will ſuchen, den königlichen Heerführer zum Gefangenen zu machen.

Da ſtürzt etwas an ihm vorbei, blitzſchnell, auf nackten Füßen, im grauen Friesrock, der Frieſen Einer, der ſeit dem Anrücken der Feinde auch nur nach dem König geſucht, den Blick nicht von ihm verwendet, wie der Falk von einer Beute. Aus waſſerblauen Augen loht ihm ein Feuerſtrahl wie mit tödtlich verzehrender Glut, ſtreift im Flug Manfrids Geſicht. Ein Mann in der gemeinſamen Tracht aller jagt's ihm vorüber.

Doch da überſchießt's ihn, jäh, durchſchauernd, das iſt kein Mann — ein Weib — das iſt Djurre Hajunga —

Im Nu hat ſie den König erreicht, und lautlos, doch mit zehnfacher Manneskraft ſchmettert ihr Arm einen eiſernen Stachelkolben auf ſein Haupt nieder. Der Goldadler zerſplittert, der Helm drunter zerſpringt wie

eine Thonſchale. Mit klaffend zerſpaltenem Kopf fällt König Wilhelm entſeelt rücküber aus dem Sattel.

Kein Ton kommt Djurre Hajunga vom Mund. Nur dem wie erſtarrt Dreinſchauenden hallt's betäubend im Ohr, als ſchreie Land und Meer ringsum, der Himmel und die Sonne mit einem einzigen Ruf: „Rache für den Todten! Rache der Braut, des Weibes, deſſen Hochzeitsbett vor der Brautnacht verödet! Rache an Dem, der ſie zur Witwe gemacht, eh' ſie Frau geworden!"

Wohin will ſie? Betäubt ſieht Manfrid ihr nach. Will ſie weiter tödten in dem raſenden Kampf, der rundum tobt, die machtloſen ſtolzen Ritter und Herren mit den Beilen niederſchmettert?

Doch Djurre Hajunga wendet ſich achtlos davon ab. Die Nagelkeule hat ſie gleichgültig aus der Hand geworfen, fliegt, als trage eine Windsbraut ſie fort, dem nahen Rand der Zuiderzee zu; lang flattert das falbe, aufgelöſte Haar ihr vom Nacken zurück.

Was will ſie? Gradaus weiter läuft ſie auf die Eisdecke des endlos fahl hingedehnten Waſſerbeckens. Sie muß nach einem Ziel wollen — und da hat ſie's erreicht. Ihre hohe Geſtalt ſchwankt vornüber, ſie breitet die Arme aus, unter ihr bricht das Eis, und wie eine Seejungfrau verſchwindet ſie in der Zuiderzee, in der Tiefe zu Fokko ten Brook zu kehren, nach dem das Sturmverlangen ihres Herzſchlags tobt.

* * *

Nun kühlte die winterliche See für immer die heiße Leidenſchaft, die unter dem kalten Gleichmuth der Züge und Worte gelodert, von keiner Kundgebung der kargen Lippen verrathen. Mit verblendendem Irrthum hatte der äußere Schein Manfrid von Temringen getäuſcht, doch Gewaltigeres überdrängte ihm Gedanken und Empfindung. Hier im fernen frieſiſchen Sumpfland war der große Kampf um die Krone des Reiches von eines Weibes Hand entſchieden; ſie hatte vollbracht, um was ſeit acht Jahren viele Tauſende von Männern vergeblich gerungen, ihr Leben eingeſetzt, zu den Schatten niedergegangen. Nicht von ihrem Haß, von eines Weibes Liebe war hier dem letzten Staufer, dem Knaben das Erbtheil ſeiner Väter bewahrt worden.

Doch in tiefer Erſchütterung ſtand Manfrid vor der Leiche des jungen, jäh aus dem Leben und ſeiner Siegesgewißheit herabgeriſſenen, trotz allem ritterlichen Königs Wilhelm, wie er um bald zwei Jahre zuvor fern im Süden am Todtenbett des Kaiſers Konrad geſtanden. Es war kein Feind mehr, der hier als ein Opfer ſeines eignen allzuheftigen Blutes, ſeines zu ſtarken, vorſichtsloſen Selbſtvertrauens mit blutig zertrümmertem Haupt dalag; blühende Jugend, Tapferkeit, hohen Stolz und höchſte Zuverſicht hatte ein Augenblick ausgelöſcht, zum Aſchenkrug verwandelt, bei deſſen Anblick die Wehmuth über Menſchenſchickſal an's Herz

faßte. Und ahnungslos droben am Rhein saß ein Weib mit einem winzigen Knaben, von einer einstigen Kaiserkrone auf seinem Scheitel träumend. Eine Thräne quoll Manfrid an der Wimper; sich selbst hatte er in dieser Stunde so am Boden hingestreckt liegen gesehn, und er stand lebend hier aufrecht. Undurchdringlich verhüllt war dem Menschenauge das Kommende, das Nächste sogar.

Da blinkte der goldene Adler, in Stücke zerbrochen zwischen den Eisschollen auf, in dem jungen Ritter ein Gedächtniß an den Abend regend, als er Fokko ten Brook verlassen, um auf dem Deich nach der Abtei zurückzukehren. Eine seltsame Vorbedeutung war der Ausgang des Kampfes gewesen, der sich plötzlich über ihm in der Luft erhoben. Wie damals hatte hier der schwachbewehrte Reiher den allzu blindlings auf seine vermeinte Beute herabstürzenden furchtbaren königlichen Raubvogel mit tödtlichem Streich getroffen. Im Ohr klang's Manfrid wieder auf, wie der Seeadler dumpfen Falls auf den Boden niedergeschlagen war; er bückte sich und nahm ein kleines glimmerndes Flügelstück des Goldadlers zur Erinnerung an sich.

Vor ihm scholl überall das wilde Getöse des Kampfes, das Krachen der friesischen Aexte auf den zerberstenden Schilden, Panzern und Helmen der halb im Schlamm versunkenen, zur Abwehr wie zum Angriff

unfähigen Ritter; was von dem erzbeſchwerten Heer noch nicht eingebrochen war, machte kehrt und ſuchte in wilder Flucht Rettung. Um den gefallenen König bekümmerte ſich niemand, nur um die Lebenden, kaum hatten Augen ſein Ende beachtet.

Nun blickte Manfrid umher, mit der Beſinnung überkam ihn ein Schreck, die Furcht, zur höchſten Erbitterung aufgereizt möchten die Frieſen der königlichen Leiche Schimpf anthun. Schnell ſuchte er nach einem Beiſtand, fand dieſen in einem jungen Schiffer, dem er vor wenig Tagen erſt durch glücklichen Zufall ſeines Hinzukommens das Leben gerettet. Den rief er herbei, trug mit ihm den todten König fort, ihn in einer Gruft zu beſtatten. Doch die gefrorene Erde ließ es im Freien nicht zu, ſo brachten ſie auf Anrath des Schiffers den Leichnam nach einigen leer verlaſſenen Häuſern am Rand der Zuiderzee. Dort gruben ſie in einem derſelben den Boden auf, betteten König Wilhelm in die Höhlung, glätteten die Lehmdiele drüber wieder feſt. Mit frieſiſchem Handſchlag nahm Manfrid ſeinem Mithelfer das Gelöbniß ab, keinem Menſchenohr jemals zu verrathen, was ſie vollbracht. Vor das Haus zurücktretend, fragte er, ob die winzige Ortſchaft einen Namen habe. „Hoogwoude heißen ſie's," antwortete der Schiffer.

Ein Frieſe war er, der ſein Gelöbniß hielt; umſonſt, als die Schlacht ihr Ende genommen, ward nach

der Königsleiche geſucht; Mären von Elben und Nixen, deren Hand die ſpurlos verſchwundene in's Meer hinausgetragen, webten ſich über das Geheimniß. Erſt um ſechsundzwanzig Jahre ſpäter kam, zum Mann erwachſen, Graf Floris von Holland hierher, forſchte nach den Gebeinüberreſten ſeines Vaters und ließ die nach langem Bemühn endlich aufgefundenen in der Marien-Abtei Middelburg auf der Inſel Walcheren am Ausfluß der Schelde feierlich beiſetzen.

Heut' aber hatte Manfrid von Temringen an dem herabgeſtürzten Königsadler die Todtenpflicht des ritterlichen Gegners erfüllt; nun trat er wieder hervor, die Sonne des kurzen Januartags begann ſich ſchon wieder abwärts zu ſenken, geiſterhaft ſah der alte Dünenthurm von Medemlik über die winterliche Walſtatt, auf das ſchweigſame Haus von Hoogwoude. Dieſe Nordwelt beſaß nichts mehr, Manfrid länger an ſie zu binden; er verließ das Friesland, auf langbeſchwerlicher Fußwanderung den Rhein zu erreichen. Sein Vorhaben war, nach Gent zu kehren, ſein dort belaſſenes Pferd wieder an ſich zu bringen, doch in Cöln vernahm er von dem falſchen Spiel, das Margarete von Flandern hinter dem Rücken des Baiernherzogs durch die Aufſtellung Ottokars von Böhmen zum römiſchen König betrieben. Das flößte ihm tiefen Wiederwillen vor einer nochmaligen Begegnung mit ihr ein; er hatte ſie

für eine wohl unweiblich anmuthloſe, doch mannhaft-ehrliche Frau gehalten; Täuſchung und Trug, empfand er, lauerten überall in der Menſchenbruſt. Immer mehr ward die Treue zu einer ſeltenen Blüthe auf der Erde, nur Djurre Hajunga hatte dargethan, es gebe doch noch ſolche, die ſich über den Tod hinaus und mit dem Tode bewähre. Mit Trauer gedachte Manfrid des jungen frieſiſchen Weibes, aber zugleich klopfte ihm bei dieſem Gedanken freudig das Herz auf. Er durfte ſich bezeugen, auch ſeine Bruſt hege die Treue in ſicherem Gewahrſam, zwiefache, doch eine höher fordernd und gebietend über der andern. Ihr Geheiß und ihr Ziel lagen klar vor ihm, und den Rhein hinaufziehend, ſchlug er wieder die Richtung zum Süden ein.

VI.

Ein ungeheures Durcheinander ſich kreuzender Beſtrebungen erzeugte die Kunde vom jähen Untergang König Wilhelms, vor allem im Reich. Seit dem Tode Kaiſer Konrads war einzig er noch etwas Feſtes, Halt Beſitzendes und Zuſammenhaltendes geweſen; nun brach alles auseinander, hin und her ſchwankend, lediglich von Eigenſucht getrieben. Ihren Nutzen allein faßten die Fürſten, die Ritterſchaftsverbände, die Städte in's Auge; jeder ſah von vornherein in dem, wonach der andre trachtete, Schädigung für ſich, ſtrengte alle Kraft an, es zu vereiteln. Nur der Papſt Alexander der Vierte ſchritt ſogleich mit Entſchiedenheit vor, erließ ein Ausſchreiben an die geiſtlichen Herren in Deutſchland, daß er jeden mit dem Bann belege, der bei einer neuen Königswahl ſeine Stimme für den Stauferknaben Konrad abgebe. An einem ſchlechten Baum wüchſen nur ſchlechte Früchte, und kein Mund dürfe ſeinen Namen ausſprechen.

Raſch wechſelte alles, Freundſchaft und Gegnerſchaft. An Ottokar von Böhmen ward ſchon nicht mehr

gedacht; er war zu nah und beſaß eine zu ſtarke Hausmacht im Reich. Mit ſolcher durfte für das Eigentrachten der Wähler der neue König nicht begabt ſein; zweifellos war's deshalb, daß ſie ſich über keinen deutſchen Fürſten einigen würden. Jeder derſelben erſchien ihnen gefährlich, ſo ſuchten ſie abermals in der Ferne.

Und dort fanden ſie zwei Fürſten, die, vom alten Glanz der Kaiſerkrone gelockt, zu großen Opfern für ſie bereit waren; ſeltſamer Weiſe beide dem ſtaufiſchen Hauſe verwandt: Graf Richard von Cornwallis, Kaiſer Friedrichs des Zweiten Schwager, der um ſeines Neffen Heinrich willen das Angebot der ſiciliſchen Krone abgelehnt hatte, und König Alphons von Caſtilien, Sohn einer Tochter des durch Otto von Wittelsbach ermordeten ſtaufiſchen Königs Philipp. Beide befanden ſich in der Ferne, konnten nur über geringe Streitmacht gebieten, ſo erſchienen ſie nach dieſer Vorbedingung den Wählern gleich genehm. Den letzteren handelte es ſich allein darum, wer von den beiden größere Vortheile, in gradem Ausdruck größere Geldſummen für ſeine Wahl verhieß.

Alphons von Caſtilien war der gelehrteſte Fürſt ſeiner Zeit, ſchon die Mitwelt legte ihm die Namen des „Weiſen", des „Philoſophen" und des „Aſtronomen" bei. Ein Leben voll ſchwerer Waffen- und Seelenkämpfe wider Empörung ſeiner eignen Söhne und ein tragiſches Geſchick, von einem derſelben entthront, als einſamer,

landflüchtiger Greis zu ſterben, ſtanden ihm noch bevor. Jetzt aber verblendete ihn wider ſeine weiſe Naturanlage die Krone der Staufer mit verführeriſchem Reiz. Als Erbtheil von ſeiner Mutter mochte ihm ein Zug nach Deutſchland im Blut liegen; er hatte ſchon früher umſonſt verſucht, Erbanſprüche auf das Herzogthum Schwaben zur Geltung zu bringen.

Richard von Cornwallis und Poitou dagegen war der reichſte Fürſt ſeiner Zeit. Er beſaß unermeßliche Güter, vor allem koſtbarſte Blei- und Zinngruben in ſeiner Grafſchaft; mehr als er vermochte niemand an Gold zu bieten. Seinen Schweſterſohn, auch den Kaiſer Konrad hatte der Tod weggerafft; was ihm Rückſichten auf das ſtaufiſche Geſchlecht auferlegt gehabt, beſtand nicht mehr.

Hohn und Schmach ungeheuerſter Art verzeichnete die Geſchichte. Die deutſche Kaiſerkrone wurde von den deutſchen Fürſten, vor allen den geiſtlichen an den Meiſtbietenden verkauft. Einen Feilſchhandel betrieben ſie, der ſich nicht ſcheute, die Beſtechung offen zur Schau zu tragen. Wie bei einer Verſteigerung übertrafen die beiden Wettbewerber ſich in den von ihnen gebotenen Geldſummen. Der Engländer war der ungleich reichere, ſo daß der Spanier ihm zuletzt nicht gleichkommen konnte. Richard von Cornwallis wurde erwählt und in Aachen zum deutſchen König gekrönt.

Trotzdem indeß oder vielmehr wohl eben deshalb gleichfalls Alphons von Caſtilien. Unter den Fürſten waren manche, die von dem erſteren, geringer geſchätzt, nicht genug erhalten und zudem Vortheil drin ſahen, einen Gegenkönig ihrer Wahl aufzuſtellen. Ihnen geſellten ſich mehrere italieniſche Städte, beſonders Piſa hinzu, das, ghibelliniſch geſinnt, ihm als einem Abkömmling des ſtaufiſchen Kaiſerhauſes die Krone zuſprach. So nannte auch Alphons ſich den römiſchen König.

Kriegeriſche Thaten wider ſeinen Nebenbuhler führte er nicht aus, denn er ſetzte nie den Fuß auf deutſchen Boden. Richard kam ab und zu flüchtig herüber, in jahrelangen Zwiſchenräumen, um ſtets raſch nach England zurückzukehren. Das „imperium“ hatte geendet, in Deutſchland brach ein „interregnum“ ein, „kaiſerloſe, ſchreckliche Zeit“. Wilde Zerriſſenheit ging durch alles, jeder ſtand gegen jeden auf der Hut. Unabläſſige Fehden der von keiner Kaiſerhand mehr gebändigten Großen und Kleinen verwüſteten die Länder; Habgier, Hinterliſt, Gewaltthat und Fauſtrecht herrſchten überall.

Die höchſten Preiſe hatte Richard für ſeine Erwählung an die rheiniſchen Erzbiſchöfe gezahlt, kaum minderen indeß an den Herzog Ludwig von Baiern, der bei der Wahl eine ſonderbare, jedenfalls undurchſichtige Rolle geſpielt. Er ſchien ſeinem Neffen damit

die Anwartſchaft an die Krone des Reichs zu entziehen, doch die Mehrzahl der weiblingiſch Geſinnten pflichteten ihm bei, er habe klug gehandelt. Die Gegenwart vermöge den letzten Erben der Staufer nicht auf den Schild zu heben, es gelte zunächſt allein, ihm ſein Erbland und ſeine übrigen Beſitzthümer zu erhalten. Und das war geſchehen, Richard hatte ſich gegen den Baiernherzog verpflichtet, den „König Konrad von Jeruſalem" mit dem Herzogthum Schwaben zu belehnen, ſowie ihm ſeine ſämmtlichen väterlichen Erb- und Lehngüter zu verbürgen. Damit erzielte Herzog Ludwig zugleich für Konradin einen Schutz gegen den von Alphons auf Schwaben erhobenen Anſpruch, doch fraglos diente ſein Thun ihm ſelbſt am meiſten zum Vortheil. Seine Schweſter aber, die Kaiſerin Eliſabeth that einen Schritt, der ſchon ſeit Längerem vorauszuſehn geweſen; ſie gab ihren hohen Namen auf und vermählte ſich in zweiter Ehe mit dem Grafen Meinhard von Görtz und Tirol. Eine Folge davon bildete, daß Konradin nicht länger auf der Schloßburg Trausnitz verblieb, ſondern zuerſt für eine Zeitlang nach Donauwörth gebracht, dann der Obhut des Biſchofs Eberhard von Conſtanz vertraut wurde. Eberhard, Truchſeß von Waldburg, als Biſchof der zweite ſeines Namens, ſtand als eine Ausnahme unter den deutſchen Kirchenfürſten zur ſtaufiſchen Sache. Unter ſeiner Leitung wuchs der Knabe hinfort am

Bodenſee auf, überallhin von ſeinem Geſpielen Friedrich von Baden begleitet.

So ſchritten in den deutſchen Landen die Menſchen und Dinge weiter, die Anhänger des Stauferhauſes zu unthätigem, verharrendem Stillſtand nöthigend. Völlig anders aber geſtaltete ſich inzwiſchen der Verlauf im Süden. Dort hatte Manfredi in ſeinem Siegeszug nicht Halt gemacht, um die Zeit als Wilhelm von Holland bei Medemlik gefallen, nach Apulien die Baſilicata und Calabrien, das ganze Feſtland des Königreichs erobert. Ebenſo fiel Sicilien ihm zu, dann unterwarf ſich ihm auch das Wichtigſte, die Stadt Neapel. Von einem, vollkommen ausſichtsloſen Heerzug des engliſchen Königs für ſeinen Sohn Edmund verlautete nichts mehr; geſchlagen, aufgerieben, zerſprengt und gefangen waren alle päpſtlichen Beſatzungen, faſt nirgendwo mehr Widerſtand; Alexanders des Vierten letzter Kraftaufwand lag von dem jungen Sieger zu Boden gebrochen. Weiſe hatte er die Zwietracht zwiſchen den Deutſchen und Italienern auszugleichen verſtanden, beide erkannten in ihm ihren Retter und Beſchützer, hingen ihm gleicherweiſe an, das Volk vergötterte ihn. Zu ihm war Berthold von Schiltberg, Marſchall des Herzogs Ludwig mit der Botſchaft gekommen, im Namen Konrads übertrügen die Baiernherzoge als Vormünder deſſelben dem Fürſten Manfredi von Tarent im höchſten Ver-

trauen auf ſeine vielerprobte Klugheit und Treue die Reichsverweſung des Königsreichs mit voller Gewalt bis zur eintretenden Mündigkeit ihres Neffen. Auch im Norden Italiens traten die ghibelliniſchen Städte zu ihm; Venetia hielt die Kronkleinodien in Verwahr, die der treulos abgefallene Markgraf Berthold von Hohenburg dorthin gebracht hatte, um ſie nicht in Manfredis Beſitz kommen zu laſſen. Nun lieferte die Inſelſtadt ſie dieſem aus; er war der nicht mehr beſtrittene Herr im Königreich. Mit ſeiner Gemahlin Beatrix von Savoyen ging er im Hochſommer 1256 zu Schiff von Neapel nach Palermo.

* * *

Die blaue Weite dehnt das Mittelmeer,
Nur Helios ſchreitet ſiegreich drüberher;
Jäh ſchießen purpurn auf die Felsgeſtade,
Und weiß darunter wiegt ſich die Najade.

Heiß weht der Wind, der Libyens Wüſte ſah,
Duft bringt ſein Fittich von Trinakria;
Ihr Goldhaar breitend, lauern dort auf jenen
Smaragdnen Klippen ſingend die Sirenen.

Es rauſcht und raunt die Welle wie vordem;
Die Scylla ſchäumt, den Block hebt Polyphem;
Hoch ſprüht der Giſcht — rundum aus grauem Tage
Die Märenwelt uralter Schifferſage.

* * *

Wie das Schiff mit ſchwellenden Segeln, Manfredi und ſein Glück tragend, aus dem Golf Neapels in's freie Meer hinauszieht, breitet ſich, mit jeder Stunde erweitert, hinter ihm von Süd nach Nord unermeßliche Rundſchau. Alles von der Sonne des Südens überfunkelt, in leuchtende Farbenglut getaucht, nahblitzend oder fernſchimmernd. Das ſeit Menſchengedenken immer Geweſene, aus der Hand der Natur: Die weitherwinkenden Berge Calabriens und im Hintergrund gen Oſten die lückenloſe Kette der Apenninen; nach vorn der Krater und jetzt der Kegel des Veſuv, von einer Rauchwolke überſchwebt, hoch aus dem Gebirg der Halbinſel von Sorrent ragend der Monte Sant' Angelo. Inſeln mit jäh emporſchießenden, wild zerklüfteten Felswänden, ſtolzgegipfelt; ihnen gleichend, ſteigt fern im Norden noch einmal ein Vorgebirg in den wolkenloſen Himmel. Als Saum überall der weiße Vorſtrand, auf den die langen Wellen dumpfbrauſend hinaufrollen und in Schaum gelöſt zurückquirlen; rings um das Schiff ein märchenhafter, geheimnißvoller Glanz des Waſſers, blau und grün zugleich, wie Lapis Lazuli und Malachit. So ſchuf alles die Natur und war's von je, eh' noch Augen es geſehn.

Doch ſie kamen, und das Meer ward zur „purpurnen Salzflut" des Homer. Ihn ſelbſt hieß ſinnvoll die Ueberlieferung blind, denn er ſah nicht mit Augen,

beſaß keine. Andre aber thaten's für ihn, von Späteren mit ſeinem Namen belegt, unter ihn zuſammengefaßt: Weitumſchweifende, ſturmverſchlagene Schiffer, die Ohr und Auge hatten, doch unterthan der übermächtigen Einbildungskraft von Kindern, und ſeltſame Mären brachten ſie von hier in ihre griechiſche Heimath zurück. Da wurden die Wirbelſtürme zwiſchen umſchäumtem Geklipp zu gierigen, in die Tiefe herabreißenden Ungeheuern der Scylla und Charybdis, auf heiß von den Sonnenflammen übergoſſenen Felsſchollen kämmten, tückiſch lauernd, mit ſchmeichleriſchen Wellenſtimmen ſingend, die Sirenen ihr Goldhaar. Hülfreich tauchte die mildgeſinnte, weißarmige Leukothea aus den wilden Wogen des grimmen Poſeidon; auf unnahbarem, blauumdufteten Eiland miſchte Circe Zaubertränke im unheimlich gleißenden Palaſt. Der vom Ufer gelöſt gleich einem Thurm ragende Fels, den hoch droben Vorzeitflut unerklärbar mit einer, vom Himmelsblau durchſchimmerten Höhlung durchwaſchen, ward zum einäugigen Rieſen, den aufgelagerten Block über ſich ſchwingend, um das in ſeine gefahrdrohende Nähe gerathene „Meerſchiff“ zu zermalmen. Jahrhunderte lang nährte ſich hier die Phantaſie von wechſelnden Seefahrergeſchlechtern: ihrer Einbildung Schöpfungen floſſen zuſammen gleich ſich ineinander wiegenden Wellen, und die Sagenwunder der Odyſſee blühten aus ihnen auf.

Da aber wird Neues, den Märchenduft dämmernden Frühroths verdrängt das helle Taglicht der Geſchichte. Dort aus der Niederung wachſen die Tempelſäulen von Päſtum empor, dann vom vorſpringenden athenäiſchen Cap grüßt über die Bucht von Salerno zu ihnen hinüber ein weißer Marmorbau, das Heiligthum der Minerva. Glimmernd, zu endloſer Länge, einer Perlenſchnur aus der Weite ähnelnd, dehnt ſich unter dem Veſuv am Geſtad der Parthenope die „Neuſtadt“ Neapolis; von allen Höhen der Felſeninſel Capreä ſtrahlen Göttertempel und Paläſte. Alte Römerwelt iſt's, und Rom, urbs orbis, die Hauptſtadt des Erdrunds, wirft ſeinen Cäſarenglanz hierher; leuchtende, heiter lachende und in düſtren Farben brennende Pracht. Von der „Eberinſel“ blicken alternde Kaiſer herab, mildlächelnd Auguſtus, nach Blut lechzend, in dumpfem Wahnſinn brütend, Tiberius; ihn erſtickt drüben unter der Sarkophaggeſtalt des Caps Miſenum mit ſeidenen Decken die zitternde Furcht vor ſeinem Rachdurſt. Bajä's prangende Bäderhallen umgürten dahinter die Bai, Paläſte und Villen kränzen, ſo weit der Blick reicht, den Strand des tyrrheniſchen Meeres; fern im Norden, ſtrahlenverſchleiert, wie ein letzter, das Himmelsgewölbe tragender Pfeiler, ragt hoch das Cap der Circe. Gegen Rom hin ſchaut es hinüber auf Antium, die andere Ufer-Palaſtſtätte der Weltbeherrſcher; näher vor

ſeinem Fuß auf eine ſchon uralte Küſtenortſchaft, muthmaßlich von Fiſchern einſt begründet, Aſtyra genannt. Nun umflimmern auch dies die marmornen Sommerlandhäuſer der Großen Roms.

Doch ein verrufener Ort iſt's — „mala terra" — das Verhängniß ſcheint über ihm zu ſchweben und auf Opfer zu harren. Den Kaiſer Auguſtus hat hier auf einer Reiſe ſeine Todeskrankheit befallen, Tiberius das Sumpffieber gepackt, das ihn nach dem Cap Miſenum getrieben, dort ſein Ende zu finden; wie Caligula von Aſtura nach Antium hinüberfährt, ſchnellt ein Fiſch ſich aus dem Waſſer und hängt ſich an den Schiffsmaſt. Ein böſes Vorzeichen gewahren ſeine Begleiter darin, und um wenig Tage nachher wird er von ſeinen Prätorianern ermordet.

Und noch Einem mit weittönendem Namen bringt Aſtura Verderben. Cicero beſitzt hier ein Landhaus, das er oft einer prächtigeren Villa drüben bei Antium vorzieht; er ſchreibt: „Est hic locus amoenus et in mari ipso." Wie ſeine Lieblingstochter Tullia geſtorben, zieht er ſeinen Schmerz hierher in die Einſamkeit des alten Eichenwaldes zurück. Dann verweilt er auf ſeinem Tusculum im Albanergebirg, als er die Kunde erhält, daß Marcus Antonius ihn auf die Liſte der zum Tode Verurtheilten geſetzt. Schutz vor gegen ihn ausgeſendeten Mördern zu ſuchen, flüchtet er nach Aſtura, doch

hält ſich auch hier nicht geſichert, läßt ſich, zum Reiten und Gehen unfähig, in einer Sänfte der öden Küſte entlang tragen, um Gaëta zu erreichen, ſich von dort in einem Schiff nach Griechenland hinüber in's Heerlager des Brutus zu retten. Aber am Ufer erreichen ihn ſeine Verfolger, der Centurio Herennius und der Kriegstribun Popillius Länas, ein treuloſer Verräther, denn er verdankt Ciceros Beredtſamkeit die Erhaltung ſeines Lebens. Zur Vergeltung, um Gunſt und hohen Lohn von Antonius zu gewinnen, ſchlägt ſein Schwert dem Wehrloſen die rechte Hand, dann das Haupt ab: ſeine Gattin Fulvia durchſticht in Rom die Zunge des Redners mit glühenden Nadeln. So endet Marcus Tullius Cicero.

„Astura, mala terra!“ ſagt ein römiſches Wort. Das Verhängniß lagert über der Uferſtätte, Seuche, Unheil, Verrath. Es iſt, als habe die alte Zauberin Circe von ihrer Inſel drüben den Boden und die Luft Aſturas mit einem Giftbrodem verdorben.

* * *

Vom Schiffsbord ſah Manfredi auf dies leuchtende Wundergeſtade, die Stätte ferner Vergangenheit, alter Geſchichte der Menſchheit zurück. Doch oft hatte er's ſchon ſo erblickt; ſeine Heimath war's, etwas Selbſtverſtändliches in ſeiner Schönheitspracht. Und über

ihm flammte die Sonne des heutigen Tag's, ſein Herz durchklopfte junges Blut des heutigen Lebens, des ſeinigen; aus den blauen Wellen umwogte und umklang ihn mit Sirenenſtimmen die Gegenwart, die ihm gehörte. Ihn trug das Glück wie auf goldenen Strahlenſchwingen, und er war ein Menſch. Ein Sieger und ein Dichter, ein Fürſt und ein Staufer.

Um kurze Zeit nach ihm und ihm nach trug das tyrrheniſche Meer Manfrid von Temringen gleichem Ziel entgegen. Nicht ſo raſch und ununterbrochen, als er im Sinn gehegt, hatte er den weiten Weg von Friesland hierher zurückgelegt, ſondern Oberitalien, beſonders die völlig ghibelliniſche Stadt Siena ihn monatelang feſtgehalten. In ihr hielt ſich ſchon ſeit Friedrichs Tagen ein ſtarker deutſcher Kriegstrupp, die Seneſen in ihren althergebrachten unabläſſigen Kämpfen gegen die florentiner Guelfen unterſtützend. Daran betheiligte Manfrid ſich vom Frühling bis in den hohen Sommer hinein mit Rath und That; deutſche Schwertluſt ſaß ihm im Blut, und ſtaufiſche Sache war's, vor allem zu Gunſten Manfredis. Der, ſo ward überall Meinung und Wunſch in den ghibelliniſchen Städten Toscanas hörbar, ſolle ſich ſelbſt die Krone des Königreichs auf's Haupt ſetzen, das eines gekrönten Herrſchers mit ſtarkem Arm bedürfe, nicht auf den ſchwachen des Knaben Konrad zu warten vermöge. In ſeines Vaters Teſtament ſei ihm das

Anrecht drauf zugeſprochen, doch darüber hinaus fordre es gebieteriſch die Wohlfahrt des Volkes, die Sicherung ſeiner Stellung, die Zukunft Conradinos ſelbſt, dem er nur ſo einſt als mächtigſter Beihelfer zur Erringung der Herrſchaft im Reich dienen könne. In Vielem ſprach's Wahrheit, der ſich nichts entgegenſetzen ließ, doch trotzdem verharrte Manfrid feſt dabei, ſo lange Konrad lebe, werde es nie geſchehn. Er kenne Manfredi, daß er ſich einzig als Statthalter ſeines Neffen anſehe, ihm, wie ehmals ſeinem Bruder das Königreich zu bewahren; nicht zu erſchütternde Treue lebe in ihm, vielleicht die einzige noch auf Erden in einer Fürſtenbruſt. Das benannte man thöricht in Siena, denn es lief dem Trachten und Vortheil der Stadt zuwider, aber der Fortgang im Süden zeigte, daß Manfredi in der That ſo dachte und handelte.

Durch ſolchen Aufenthalt Manfrids kam faſt das Ende des Juli heran, eh' er aus Toscana weiterzog; von Genua war er über die See nach Livorno gekommen, nun trug ihn von dort gleichfalls ein Schiff nach Neapel. So breitete ſich vor ihm jetzt das weithingedehnte Bild aus, dem Manfredi vor Kurzem den Rücken gewandt.

Er aber erblickte dieſe Zauberwelt zum erſten Mal, von den Kämpfen in Apulien war er nie hierhergelangt. Und wie in einem Traum umgab's ihm die Sinne.

Daneben ſtieg vor den Augen das nordiſche Nebelland ihm wieder herauf. Die graue, von Wolken überjagte Nordſee, der endloſe, einſame, fahle Dünenwall, ſtumpffarbig, mit einem Druck der Schwermuth belaſtend, die weite, flache Oede von Sand, Sumpf und Moor. Darauf berſtende, krachende Eisſchollen und als ein Geſpenſt von dem alten Medemlikthurm her der Tod drüber hinſchreitend.

Wie von den nächtigen Ufern des ſtygiſchen Waſſers einem Elyſium, den Inſeln der Seligen zugetragen, ſtand Manfrid. Zwiſchen den hohen Berggipfeln von Iſchia und Capri hindurch zog ſein Schiff gegen die glimmernde Häuſerkette von Neapel hinan; auf der blauen Zauberbai blitzten überall weiße Segel im Sonnenglanz, Barken, in denen halbnackte Fiſcher mit rother Beutelkappe auf dem ſchwarzen Haar in Netzen ſilber- und goldſchuppig zappelnde Beute aus der Meertiefe heraufhoben; ihr Geſang, ihre Zurufe, Lachen und Witzworte klangen herüber und hinüber. Von Armuth ſprach ihre zerlöcherte Kleidung, doch jedes Geſicht von ſchattenloſer Sorgloſigkeit, untrübbarer Freudigkeit des Daſeins. Der Athemzug der Bruſt war Genuß hier, jeder Aufblick und Augenblick; die Welt mochte von Waffen klirren, in Haß, Zorn und Wuth Todfeindſchaft gegeneinander toben, dieſe jauchzend überquellende Lebensfülle unter immer gleicher Schönheit der Natur blieb

unwandelbar von Geſchlecht zu Geſchlecht. Farbenbunt und von mannigfach verſchiedener Geſtaltung umtummelten die kleinen Fahrzeuge der „Marinari“ das noch eine Strecke vom Ufer entfernt den Anker auswerfende Schiff; wohin der Blick ging, ſchnellten ſich nackte Jünglinge und Knaben fiſchbehend, als ſeien ſie Meergeſchöpfe, auf- und niedertauchend, umher, reizvoll ſchimmerte ihr ſchlanker Gliederbau durch die Azurbläue des Waſſers. Den in einer Jolle Angelandeten empfing unermeßliche Ausbreitung hundertfältiger, „frutti di mare“, aller Seegethiere von draußen her in Schuppen und Schalen, dann Duft und Augenpracht zu Bergen aufgehäufter wirklicher Früchte des Südens, Feigen, Mandeln, Artiſchokken, Piſtacien, Johannisbrot, Trauben, Apricoſen und Pfirſich, Limonen, die goldenen Aepfel der Heſperiden. Hier gab die Natur in verſchwenderiſchem Ueberfluß, die Schiffahrt trug die Erzeugniſſe aller Küſten um das Mittelmeer herbei, von Afrika und vom Morgenland; der Hunger aller konnte befriedigt werden, kurze und leichte Arbeit reichte für die Erwerbung der Lebensnothdurft aus. Zum erſten Mal ging Manfrid von Temringen in der Seele ein Verſtändniß des dämoniſchen Zaubers auf, mit dem dies Land ſeit einem Jahrhundert die Staufer verſtrickt und überwältigt hielt, daß ſie ruhlos ihr Leben für die Gewinnung und Behauptung ſeiner Märchenkrone einſetzten. Nun begab

er ſich in das ameiſenartige, unabläſſig lärmende, ſchreiende, betäubende Gewimmel der oft ſteil gegen Felshöhen ſich hinaufziehenden Straßen. Uralte und ſeltſame Erinnerungen blickten herab, dort oben auf der Steinwand des „Pizzofalcone“ hatte der letzte der römiſchen Cäſaren, Romulus Auguſtulus entthront und verlaſſen in den verwilderten Gärten des Lucullus ſein Leben geendet; damals ſchon war vom deutſchen Verlangen nach dem Süden der Rugier Odovakar hierher geführt worden. Nach dem Castello Capuano ſuchte der Umwandernde den Weg, ſtand in ſtummer Betrachtung davor. Friedrich der Zweite, den ſeine Augen nie geſehn und als deſſen „Mann“ er ſich doch ſchon als Knabe empfunden und zugelobt, hatte dieſen Normannenbau vollendet, ſtets in ihm gewohnt, wenn er zu Neapel verweilt. Wie oft war ſeine hohe Kaiſergeſtalt hier durch dies Thor geſchritten; jeder Stein der Mauern wußte davon, doch redete nicht, ſah nur in dumpfem Schweigen auf die ſich gleichgültig, pfeifend, lachend, rufend, drumherdrängende Maſſe des heutigen Tags. Ein antheilloſer Schwarm war's, leer im Kopf, nicht mehr an's Geſtern gedenkend, kaum an's Morgen, einzig den Augenblick zur Befriedigung der Sinne nutzend. Lärmend jauchzte er jeglichem zu, der ſeiner blinden, leidenſchaftlichen Begier mehr Vortheil und Genuß verhieß, den Päpſten wie den Kaiſern, jedem Sieger und

Machthaber. So war's von alters geweſen, immer gleich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortvererbt. Platon, der philoſophiſche Betrachter der Erdendinge, hatte ſchon einmal geſprochen, die Menſchen hauſten um das Mittelmeer, wie die Fröſche um einen Sumpf. Man konnte glauben, er habe die unterlaßlos quäkende und ſchreiende Bevölkerung der „Neapolis" gekannt und dabei im Auge gehabt. Der Vergleich mit einem ungeheuren Durch- und Uebereinander-Getümmel von Fröſchen traf auf ſie zu.

Der Ankömmling von Siena her glaubte, Manfredi hier anzutreffen, erfuhr erſt jetzt, daß derſelbe ſich vor acht Tagen nach Palermo eingeſchifft habe. So blieb auch er nur bis zum nächſten Morgen in Neapel, ging, ebenfalls dorthin, wieder unter Segel. Düſter ſah ihn bei der Abfahrt, auf faſt ſchwarzes Klippengeſtein einer kleinen Felſeninſel vor dem Stadtrand hinausgebaut, das Castello dell' Uovo an, mit einem dumpftönigen Gemurr, halb wie grollend, halb wie klagend, ſchlugen die Wellen an den Quadern des Gemäuers herauf. Es war gleichfalls ein Normannenbau, den erſt der Kaiſer Friedrich zu Ende geführt, hinter dem trotzigen Bollwerk ſeine Schätze und Kleinodien in ſichere Hut zu bringen.

Die Morgendämmrung des elften Auguſttages brach an, als Manfrid im alten, zu verſanden beginnen-

den La Cala-Hafen von Palermo landete; die roſenfingrige Eos des Homers war's noch immer, die das herrliche Land- und Meergebilde der „goldenen Muſchel“ mit weckend wunderſamem Licht und Farbenſpiel zu übergießen anhub. Weitum dehnte ſich die gewaltige Stadt, die größte und volkreichſte der Zeit, von den Arabern, den Normannen, den Staufern zur höchſten Blüthe emporgebracht, an Schönheit ein ebenbürtiges Seitenſtück, an beſſerem, nicht treulos wankelmüthigen Sinn und Gemüth ihrer Bewohner ein Gegenſatz zu Neapel. Hier ſtand das Angedenken Friedrichs des Zweiten in höchſten Ehren; wie er Palermo vor allem geliebt und bevorzugt, ſo hatte dies zugleich mit dem Herzen und Verſtande an ihm gehangen, trug dankbar die Erinnerung an ihn, wie an einen noch Lebenden fort. Immer war Sicilien der leuchtendſte Edelſtein in der ſtaufiſchen Märchenkrone geweſen.

Doch überraſchend begrüßte die Stadt den vom Schiff her jetzt in ſie Eintretenden. Obwohl kaum noch die erſte Morgenfrühe begonnen, waren gegen italieniſchen Brauch die Straßen ſchon von dichter Menſchenfülle durchwogt, aus allen Geſichtern blickte Erwartung und freudiger Augenglanz, jeder ging im Feſtkleid, Flötenklang und Geſang erſchallten überall. Standarten und Banner prangten auf den Plätzen, über den Dächern, bunte Teppiche, Blumenkränze und Guirlanden ſchmückten,

überdeckten die Hauswände, die Luft durchſpann Glockengeläut von allen Thürmen mit hellen und hallenden Tönen. Verwundert fragte Manfrid, was für ein Feſttag ſei; über ſeine Unwiſſenheit noch mehr erſtaunter Blick erwiederte drauf und die Antwort: „Manfredi ſetzt ſich die Königskrone auf's Haupt.“ Dem Munde des Hörers entflog: „Unmöglich — Ihr müßt getäuſcht ſein! Manfredi nimmt nicht König Konrad's Krone für ſich.“ Doch kurz klang's ihm zurück: „Conradino è morto“, und wie halbbetäubt ſah er dem Forteilenden nach. Noch ungläubig ſtand er, aber dann blieb kein Zweifel mehr möglich. Von jedem erhielt er dieſelbe Entgegnung, und die Banner, die Blumen, die Glocken, die erwartungsvoll jauchzende Menge, alles ſprach's.

Eine Weile verging, eh' Manfrid den Fuß weiterſetzte, der „Cassaro“ benannten Hauptſtraße zu, an deren Ende „al Kassar“, die von den Arabern erbaute Königsburg als mächtige Veſte von leichter Bodenanhöhe aufragte. Doch im Innern empfing ſie anders, als der Anblick von außen vermuthen ließ, von König Roger mit morgenländiſcher Pracht begabt. In marmornen Säulengängen und Spitzbogen miſchten ſich ſaraceniſche und normanniſche Bauart ineinander, reiche Moſaik deckte die Fußböden; durch die offenſtehende Thür einer Kapelle, der capella Palatina“, wie von der Vorhalle ſchimmerten Goldgrundwände, mit buntem Geſtein und

Glasflüſſen Bildgeſtalten bietend, glimmernd und glühend. Die weiten Plätze, Hallen, Gänge und Treppen des Schloſſes waren von harrenden ſiciliſchen Großen, Kriegern, Dienern erfüllt; alle ſtanden in lebhafteſtem Geſprächsaustauſch, ſchwierig fiel's für den jungen deutſchen Ritter, ſich Beachtung zu ſchaffen, zu erkunden, in welchem Theil der Burg ſich Manfredi aufhalte, noch ſchwieriger, zu dieſem zu gelangen. Endlich kam er an ſein Ziel, ſich melden zu laſſen, doch wohl eine Stunde noch mußte er in einem Vorraum warten. Dann öffnete ſich einmal raſch eine Thür, aus der Manfredi hervortrat. Mit Strahlen werfenden, doch wie halbabweſenden Augen ſah er den Harrenden an, ſagte drauf ſchnell: „Ihr ſeid's, Ritter — lang ſeid Ihr ausgeblieben, ſeit Ihr von mir gegangen.“

Er reichte Manfrid die Hand, ſetzte hinzu: „Es freut mich, daß Ihr grad' an dieſem Tage zurückkehrt; Ihr gehört zu ihm, ich ſchätze Eure Freundſchaftstreue und weiß, ſie ſtammt aus dem Blut Eurer Abkunft. Viel habt Ihr ſeitdem durchlebt — davon berichtet Ihr mir zu andrer Zeit.“

Aus Miene und Wort redete, er ſei mit Wichtigerem beſchäftigt, könne ſich nicht aufhalten. Dennoch hielt Manfrid ihn, er mußte die Antwort auf eine Frage haben, die in ſeiner Bruſt zitterte; mühſam brachte er ſie hervor: „Iſt es wahr, daß Konradin geſtorben?“

Der Befragte erwiederte: „Diesmal iſt es wahr — leider —“

Er fügte das letzte Wort nach, doch aus dem Klang der Stimme ſprach's nicht wie Klage; haſtig fuhr er fort: „Kein Gerücht ſagt's, wie damals, ein Schreiben des Biſchofs Eberhard ſelbſt hat's mir gemeldet. Bei einer Bootfahrt auf dem Lago di Costanza iſt er verunglückt — ein großes Unglück — aber das Schickſal hat's gewollt. Die Todten kann man nur beweinen — das Leben geht fort, verwandelt Pflicht und Recht der Lebendigen. Stellt Euch mir nah bei der Krönung, Ritter; nur wenig Deutſche ſind hier in meinem Gefolg, und ich will ihnen ein Zeichen geben, daß ich ihre Treue nicht geringer achte, als die meiner Sicilianer. Ihr werdet nicht bereuen, zu mir zurückgekommen zu ſein; Ihr ſeht, ich vergaß Euch nicht — ich erinnere mich, damals auf der Flucht nach Luceria waret Ihr bei mir, vielleicht dank' ich Euch meine Rettung und dieſen Tag. So bleibt hinfort wieder um mich, mehr noch als Euren Rath und Arm halte ich Euer ſtaufiſches Herz werth. Doch jetzt entſchuldigt kurzen Vorlaß, viele noch begehren danach, und die Zeit treibt.“

Manfrid von Temringen ſtand wieder allein; ein junger König ſchon war's geweſen, der durch die Thür zurückverſchwunden. Freundlich hatte er geredet, doch mit königlichem Bewußtſein; unendlich Bedeutungsvolleres

erfüllte ihn an dieſem Morgen, als das Gedächtniß an den deutſchen Ritter. Tonloſen Klangs wiederholte dieſer vor ſich hin: „Diesmal iſt es wahr, daß Konradin geſtorben.“

Es mußte wahr ſein, der Biſchof von Conſtanz ſelbſt hatte es geſchrieben. Manfredi glaubte nicht nur daran, ſichtlich war er zweifellos überzeugt davon, und als letzter Staufer nahm er ſein Erbe, ſetzte der Kaiſerſohn nach dem Teſtament ſeines Vaters ſich die ſiciliſche Krone auf's Haupt.

* * *

Vor der alten Königsburg dehnte ſich ein weiter Platz, hunderttauſend dichtgedrängten Menſchen Raum gewährend; unfern von ſeinem Nordende hob ſich mächtig die Kathedrale von Palermo, die, urſprünglich ſaraceniſche Moſchee, ſeit bald einem Jahrhundert zum chriſtlichen Dom verwandelt und der „Assunta“, der Himmelfahrt Mariä geweiht worden; arabiſch-normanniſch jedoch ſtellten noch die Hauptformen des Bau's ſich dar, von frei daneben aufſtrebendem „campanile“ hoch überragt. Auch um die Kirche breitete ſich eine piazza, gleichfalls ganz mit angeſtauter Volksmenge erfüllt, denn vom Schloß her ward der Krönungszug nach der Kathedrale erwartet. Die Fenſter aller Häuſer, an denen er vorüberkommen mußte, zeigten ausſchauende Geſichter, die Bal-

cone, ſelbſt die flachen Dächer ſich von Menſchen überlagert. Heiß flammend ſtieg die Auguſtſonne zur Mittagshöhe auf, aber niemand ſcheute heut' vor ihrer Glut; ein Feſttag war's, wie die Stadt — „la felice“ hieß ſie ſich — ihn ſeit Langem nicht, vielleicht noch nie mit ſolcher Ungeduld und Begeiſterung erharrt.

Und nun verkündeten zwei Töne, das goldene Strahlengewirk der Luft durchhallend, daß die geſpannte Erwartung ihrer Befriedigung nahe: Ein Stimmengebrauſe vom Burgplatz, und der Anſchlag einer Glocke dem Schloßthor gegenüber. Sie klang vom Campanile eines ſeltſamen, mit fünf morgenländiſchen Kuppeln ſich aufwölbenden, die Geſtalt eines egyptiſchen Kreuzes nachahmenden Bau's, der älteſten Normannenkirche San Giovanni degli Eremiti. Dort gab die Glocke das Zeichen, daß der königliche Zug aufbreche; eigen wohl mochte ihr Ton Manfredis Ohr und Empfinden anrühren, denn unwillkürlich hob ſich vor'm Thor jetzt einmal ſein Blick nach ihr auf, die ihn, gleich einem Herold, mit wogendem Klang auf den Königsthron berief. Doch nur des heutigen Tages Feierbeginn kündete ſie ſeinem Ohr, nicht daß ſie um ein Vierteljahrhundert ſpäter ihre Stimme zu gar andrem Ruf erheben, über Palermo hinrollen laſſen ſollte, wie Donner mit demſelben Erzklopfer an jede Bruſt ſchlagend, aus jeder wildeſten Sturm der Rache herauftobend, den die Menſchen-

geſchichte zu hören berufen wurde. Rächende Vergeltung auch für den, den ſie heut' mit ihrem Freudengeläut begrüßte.

Ein ſchier endloſer prangender Zug war's, der ſich von der Burg zum Dom hinbewegte, hundertfach von goldenen, ſilbernen, buntfarbig ſchillernden Bannern überflammt. In blitzenden und glitzernden Prachtrüſtungen ritten alle großen Barone Siciliens, deutſche Markgrafen und Ritter, die Saracenen Kaiſer Friedrichs; mit koſtbaren Amtsgewändern bekleidet, der Podeſtà und der Rath Palermos. Ungefähr in der Mitte trug ein weißer Zelter den Fürſten Manfredi von Tarento.

In ſchlichter Tracht ritt er, ihr nach als der Einfachſte, Unbedeutendſte unter allen erſcheinend. Doch um ſo mehr vielleicht ſtellte ſie die Herrlichkeit des ihm von der Natur Verliehenen zur Schau, das keiner Beihülfe bedurfte, um alle zu überſtrahlen. Zauber, jedes Auge und jedes Herz, die der Männer, wie der Frauen, unwiderſtehlich in Feſſeln ſchlagend, ging von ihm aus, von ſeiner ſchlanken, hohen Geſtalt, dem Antlitz, den Edelſteinaugen unter dem leichten, ihn vor dem Sonnenbrand ſchützenden Barett. Wie der Frühling, der ſich zu einem Menſchenbild verkörpert, kam er daher, blühende Jugend und zugleich doch ein kraftvoller Mann. Auch als ein Abbild des Friedens erſchien er, und doch war er ein Schlachtenheld, ein hundertfältiger Sieger. In der prunkloſen Gewandung war er der Alles Ueber-

leuchtende, ohne Ornat und Krone, ohne Wahl und Weihe ein König, den die Natur zum Höchſten gewollt und gebildet. Zum Herrſcher über ein Volk geſchaffen, wie über jeden Einzelnen; mehr noch, denn als Fürſt, als Menſch zum Herrſcher geſchaffen über die Frauen.

Das bekundeten dieſe auch allüberall, wo er vorüberkam, gleicherweiſe die höchſten und die niedrigſten. Sie beugten ſich aus den Fenſtern, über die Balcone, ſchwenkten ſeidene Tücher, jauchzten ihm zu, klatſchten in die Hände mit ſüdlich leidenſchaftlichem Ueberſchwang, warfen Blumen vor die Hufe ſeines Zelters. Man ſah, in jeder Weibesbruſt wallte, glühte, zitterte es bei ſeinem Anblick.

An einer Stelle, wo die Straße in rechtem Winkel zur Kathedrale hin umbog, ſtaute der Zug ſich, ward öfter zum Anhalt genöthigt. Dort blickten aus hochaufragendem Stockwerk eines Hauſes auch zwei weibliche Köpfe hinab, der eines kleinen, etwa vierjährigen Mädchens weit über den Fenſterrand vorgebogen, hinter ihm, ſich zurückhaltend, der einer noch jungen Frau. Ihren ſchlanken Leib umhüllte vornehme, doch ſchwarzfarbige Gewandtracht der Zeit, noch immer die aus Römertagen altüberlieferte, nur wenig verwandelte, ein Unterkleid, der ehmaligen Tunica entſprechend, darüber ein langes, der Stola ähnelndes Obergewand, bis auf die Fußſpitzen niederfallend; nur ließen glockenartige Halbärmel

die Hälfte der Unterarme unbedeckt. Doch Gleichgültigkeit für die Kleidung ſprach aus dem Antlitz, das einen träumeriſch weichen Ausdruck bot. Sehr ſchön war's, oder war's geweſen, ſeine Farbe glich zu ſehr der Bläſſe von Alabaſter; Verhärmtes lag in ihm und als berge es einen Krankheitskeim in ſich, ſahen die Augen aus bläulich umſchatteten Höhlungen. Auch das Geſicht des kleinen Mädchens war zart, doch geſund, kinderfriſch und -froh; unter einer Fülle weichen, auf Nacken und Schultern fallenden, ſchwarzen Haargelocks leuchteten freudig die Augen wie zwei dunkelblaue Glockenblumen; das verlieh dem Kinderantlitz Ungewöhnliches, eine überraſchende, halb wie märchenhafte Schönheit. Aus dem Fenſter ſchauend, klatſchte eifrig die Kleine ihre Händchen zuſammen, wie ſie's die andern drunten umher thun ſah; dazwiſchen fragte ſie, flüchtig umblickend, bald dies, bald das, worauf die junge Frau kurz erwiederte. Nun ſtieß das Mädchen einmal aus: „O mammina, hätt' ich auch Blumen, dem da würd' ich ſie werfen!" Ihre Mutter bog ſich mit ſchreckhafter Bewegung ein wenig vor und blickte ſcheu gleichfalls hinunter; der Zug ſtockte wieder, nöthigte Manfredi grad' unter dem Fenſter zu kurzem Warten. Dann bewegte der weiße Zelter ſich langſam abermals vorwärts, um ihn und mit ihm lief wie im Sturm hoch aufrauſchende Wellen das tauſendſtimmige Gebrauſe des Volks gegen den Dom weiter.

Nach einem Weilchen fragte die Kleine, ſich umkehrend, halb traurigen Ton's: „Iſt's nun vorbei?“ Ihre Mutter glitt ihr einmal mit der feinen, magren Hand über das vom Wind aufgeſponnene Haar und antwortete tröſtend: „Nein, Violante, es kommt noch wieder — ebenſo — wenn die Krönung geſchehen iſt.“

Ein Name war's, wie von der Natur für das Kind beſtimmt; mit Veilchenlieblichkeit und auch, als müßten ſie Veilchenduft aushauchen, ſahen die Augen unter der blüthengleichen, ſchmächtigen Stirn, ſichtlich dem Erbtheil von ihrer Mutter, hervor.

„O wie ſchön war's!“ ſagte ſie nun. „Warum weinſt Du, mammina? Hat Dir's nicht gefallen?“

„Ich weine ja nicht, Violante — weshalb ſollt' ich weinen?

Die Frau zog das kleine Ding zu ſich an eine Bank, nahm es auf die Knie, redete und ſuchte zu lächeln, doch die Lippen wollten's nicht, ſie zuckten nur. Dann kam's einmal halb tonlos von ihnen: „Auch Dein Vater ritt drunten mit vorbei.“

„Warum iſt er nicht zu uns heraufgekommen?“ fragte die Kleine.

Unbewußt war's der Mutter vom Mund gerathen. Sie antwortete kurz: „Er konnte nicht.“

„Kann er nie?“

„Nein, Violante; nie mehr.“

„Wie ſah er aus, mammina?“

„Der Schönſte im Zug war's.“

Das Mädchen dachte einen Augenblick nach, eh' es ſagte: „Zu andern Kindern kommt ihr Vater doch, warum kommt er nie zu mir? Ich will nach ihm ſehn, wenn der Zug wieder vorbeigeht. Wie lange dauert's noch? Erzähl' mir etwas ſo lang, mammina. Von dem kleinen Knaben, Du weißt, der ſo weit von hier iſt und mein parente, Conradino —“

„Der hat es gut, Violante, er iſt todt.“

Was das heiße, begriff die Hörerin zwar wohl nicht, doch im Ton, mit dem das Wort geſprochen worden, mußte etwas geklungen haben, was ſie erſchreckte, denn ſie brach in Thränen aus und rief: „Nein, er ſoll nicht todt ſein — bitte, laß ihn nicht todt ſein, mammina! Erzähl' mir von ihm, ich hab' ihn lieb.“

Die bleiche Frau willfahrte der ängſtlichen Bitte ihres Kindes, ſeine Thränen zu ſtillen; drunten lag die Straße jetzt wieder ſtill, nur in der Ferne füllte ein verworrenes Getöſe wie Meeresbrandung die Luft, und weithallend begannen die Glocken des Dom's zu wogen. Sie grüßten Manfredi, der unter ihnen ſich aus dem Bügel ſchwang und die Stufen zum Portal der Kathedrale hinanſtieg. In ihrer weiten Vorhalle blickten ihm unter marmornen, in Tempelgeſtalt aufgehöhten Traghimmeln majeſtätiſch-gewaltige Sarkophage aus dunkel-

rothem Porphyrſtein entgegen; darin ruhten zum ewigen Schlaf die Ahnen ſeines Geſchlechts, der Normannenkönig Roger und ſeine Tochter die Kaiſerin Conſtantia. Daneben ihr Gemahl, Kaiſer Heinrich der Sechſte und als vorderſter im adlerüberkrönten größten der Särge Kaiſer Friedrich der Zweite. Er gewahrte das Heranſchreiten ſeines Lieblingsſohnes nicht mehr, aber durch die Steinwand hindurch ſah dieſer ihn vor ſich, wie er ihn vor ſechs Jahren in arabiſche Gewänder eingehüllt, mit der Krone auf dem Haupt, dem Reichsapfel und dem Schwert in Händen in den Sarkophag gebettet, und ſtumm ſank Manfredi vor ihm auf die Knie, bog, die Augen mit der Hand deckend, vor ſeinem großen Vater die Stirn herab. Eine Weile blieb er ſo, dann ſtand er ſchweigend auf und ſchritt durch die tauſendfach mit weißen Lilien vom Aetna her umgürtete Thüröffnung in den Dom hinein.

In deſſen Mitte hob ſich ein goldener Thron auf, neben dem die Erzbiſchöfe von Tarento, Salerno, Sorrento und Monreale, der Abt des Kloſters vom Monte Caſino in prachtſtrotzenden Gewändern harrten; der Biſchof Rinaldo von Girgenti ſtand, eine goldene Schale mit Salböl in der Hand haltend. Die geiſtlichen Fürſten beugten ſich der über ſie adlergleich emporgeſtiegenen weltlichen Macht, dem Sieger, deſſen Handwink ihnen Würde und Einkunft zu nehmen, ſie

in den Staub niederzuſtürzen vermochte. Eine Anerkennung wenigſtens und eine Bürgſchaft lagen darin, daß er aus ihrer Hand feierlich die Krone empfangen wollte, und ſie hatten ſich beeifert, ihm gefügig zu willfahren. Alexander der Vierte in Rom mochte ihnen bitter grollen, daß ſie gekommen, den mit dem Bannfluch Belaſteten, vielleicht den Schlimmſten aus dem „babyloniſchen Geſchlecht“ zu ſalben und auf den Thron zu heben, doch ihre eigene Zukunft und ihr Beſitzthum wogen ſchwerer in der Schale, als der drohende Zorn des Hohenprieſters im Lateran, und ſie krümmten, in den unerforſchlichen Rathſchluß Gottes ergeben, ſüßlächelnd vor ſeinem Auserwählten den Rücken.

Unter das weite Kirchengewölbe drängten ſich alle an dem Feſtzug Betheiligten nach und ordneten ſich auf. In lautloſem Schweigen warteten jetzt draußen Hunderttauſende, nur von allen Thürmen der Stadt miſchten heller und tiefer, hallend und wallend die Glocken ihr Geläut ineinander. So verging eine Zeit, da tauchte wieder etwas zwiſchen den Lilien in der Thüröffnung hervor, und ein unermeßlicher Jubel, wie keiner der heut' Lebenden ihn vernommen, überbrauſte Palermo bis auf's tyrrheniſche Meer hinaus und begrüßte den König Manfredi.

Anders auch in ſeiner Erſcheinung trat er heraus, als er hineingeſchritten, ſie kündete weithin jedem Blick,

welche Wandlung an ihm geſchehen. Ueber einem Untergewand von karminrothem Sammet, das bis an die Knie reichte, umfloß ihn ein Mantel aus Goldbrokat, mit Lilien beſtickt, ein weißer Hermelinkragen ſtrahlte drüber bis zur Mitte der Bruſt. Auf dem Haupt aber blitzte, mit geſchwungenen Bügeln nach oben ſich gipfelnd, der goldene Kronreif.

„Evviva — Evviva — Evviva il rè Manfredi! Evviva il rè del regno di Sicilia!“

In dieſem berauſchenden Augenblick gedachte der Kaiſerſohn nicht mehr des Todten im Porphyrſarge, dem jetzt den Rücken wendend, er wieder aus der Vorhalle die Stufen hinabſchritt. So Vieles brachte und begehrte das Leben; raſtlos vorüberſchwindend, ſchuf es immer Neues und begrub Geweſenes, Glück und Unglück, Dunkles und Hellleuchtendes. Die Erinnerung that wohl daran, nicht zu trüben Stunden zurückzukehren, doch auch ſolche, die einmal in lichtem Glanz geſtrahlt, konnte ſie nicht vor der Vergänglichkeit bewahren. Auch Freudenfackeln, wenn ſie erloſchen, zergingen im Gedächtniß zu Aſche; zu reich, unabläſſig neue Blüthen auftreibend, war der Frühling, zu flüchtig das mit jedem Athemzug und Herzſchlag weiter eilende Leben, die immer im Wechſel neu begehrende, neu gewährende Gegenwart.

Ein zweiter Zelter harrte jetzt drunten neben dem

Manfredis, an deſſen Seite nun die Königin Beatrix zum Schloß zurückritt. Kaum ſechzehn Jahre alt war er ihr nach einem Beſchluß ſeines Vaters vermählt worden, Staatsklugheit hatte die Ehe geſchloſſen, nicht menſchliche Zuneigung. Der Anblick der Tochter des Markgrafen von Savoyen ließ kaum in Zweifel darüber; älter als ihr junger Gemahl, bot ſie weder Schönheit, noch Anmuth, faſt das Gegentheil zur Schau. Ihr galt kein Zuruf des leicht vom äußeren Reiz begeiſtert erregten Volkes, und mit kaum verhehlt mißvergnügtem Ausdruck ſah ſie vor ſich hin. Danach angethan, ihre Verdroſſenheit zu ſteigern, klangen ihr einmal Worte aus dem Gedränge bis an's Ohr: „Die ſieht aus, als möcht' ſie kratzen; er ſollt' ſie in einen Sack ſtecken wie eine böſe Katze und ſie Waſſer ſchlucken laſſen, bis ſie genug hätte.“ Lachend ſcholl Erwiedrung drauf: „Er hat genug, die ihn mit Sammetpfötchen ſtreicheln. Glaubſt Du, Eine wär' in Palermo, die's nicht möchte und laſſen könnt', wenn er ſie drauf anſieht?“

Ueber den Sprechern unten aber bog droben wieder die kleine Violante ſich aus dem Fenſter und rief jetzt: „Mammina — mammina! Das iſt der Schönſte, der mit dem rothen Mantel! Aber die Frau bei ihm iſt häßlich, warum reitet er mit ihr zuſammen? Sieh doch! Du biſt viel ſchöner als ſie, mammina, Du ſollteſt bei ihm reiten!“

Ihr helles Stimmchen ward von drunten aufſtürmendem Ruf verſchlungen: „Evviva il rè Manfredi!“ Die Kleine ſchaute noch ein paar Augenblicke groß hinaus, dann wendete ſie ſich halb und ſagte: „War das der König? Du ſagteſt, ich ſollte nach dem Schönſten ſehn, der wäre mein Vater. Iſt denn der König mein Vater?“

Nun erſt nahm ſie gewahr, daß ihrer Mutter Geſicht anders ſei, als ſonſt. Noch viel blaſſer, todtenhaft weiß; ſo ſtand ſie, den Blick durch's Fenſter hinabrichtend, doch als vermöge ſie ſich kaum aufrecht zu halten. Ihre Hand ſtützte ſich gegen die Wand, ſchwere, große Thränen fielen aus ihren Wimpern. Verwundert ſah Violante ſie an und ſagte: „Jetzt weinſt Du aber doch, mammina. Haſt Du ihn nicht lieb?“

„Wen?“

Ohne Wiſſen, nur als ein irrer Laut kam's von den Lippen der Antwortenden. Auch die Kleine wußte offenbar nicht recht, wen ſie eigentlich mit ihrer Frage gemeint. Sie entgegnete zuerſt: „Den König“ — doch beſann ſich und verbeſſerte: „Nein, meinen Vater.“

„Deinen Vater — ich hatte ihn zu lieb — das iſt nicht gut, iſt Sünde, der Himmel beſtraft's. Er ließ von mir, weil ich ihn zu lieb gehabt — hab' nie jemand zu lieb, Violante —“

Die Frau breitete die Arme aus, ſie wie ſchützend

um das Kind zu ſchlingen, aber plötzlich brach ihr ein Aufſchrei vom Mund und ſie fiel zurück, ſank auf den Boden nieder. Da lag ſie regungslos; das Mädchen ſtand wie wartend, daß ſie wieder aufſtehe; dann kniete es hin und rief zärtlich: „Mammina!“ Doch ob der Mund es bittend wiederholte, ſie hörte nicht, gab keine Antwort. Ein ſchreckhafter Ausdruck kam allmählich über das Geſicht Violantes und wuchs zu einer ungewiſſen Angſt, die ſie aufriß und forttrieb. Sie lief die Treppen hinunter, aber das Haus war überall leer von Bewohnern, nur drunten auf dem Flur ſtanden zwei eben vom Feſtzug heimgekehrte Frauen, begeiſtert von dem herrlichen Anblick des Königs redend. Die Kleine lief athemlos auf ſie zu und ſagte: „Meine mammina iſt krank, helft ihr doch!“

So ſtiegen die Frauen mit hinauf, und bei'm Eintritt in die Stube ſtieß die vorderſte erſchreckt aus: „Die iſt nicht krank, die iſt todt!“ Wahrheit ſprach's, eine übergewaltige Erregung hatte die ſchon ſeit langem Leidende wohl durch einen Herzſchlag jäh getödtet. Ihre eine Hand hielt ſich gegen die Bruſt gedrückt; zu ruhvoller, hoher und edler Schönheit lagen die Züge jetzt beſchwichtigt.

Die Frauen tauſchten Frage und Antwort, gedämpft flüſternd gab die eine Auskunft: „Ich weiß auch nicht mehr, als daß ſie Ghiberta hieß, ihren Ge-

ſchlechtsnamen hat ſie Keinem genannt. Vor drei Jahren kam ſie mit dem Kind hierher, aber ſchon wie eine Blume droben im Gebirg, auf die eine Froſtnacht gefallen. Noth an Geld litt ſie nicht, hatte genug davon, nur andre und ſchlimmere mußte in ihr ſelbſt ſein. Es hat einmal Einer geredet, ſie ſolle eines vornehmen Herrn Frau geweſen ſein, drüben irgendwo um Rom; den hab' ſie verlaſſen um einen andern. Der hat's dann ihr wohl ebenſo wieder gethan, denn die Männer ſind wie Schmetterlinge um Blumen, ſchnell lockt eine neue ſie mit Honig, den ſie ſüßer halten. Und am raſcheſten laſſen ſie von Solchen, die um ſie ungetreu worden; wenn ſie nach dem Rauſch aufwachen, rechnen ſie's ihnen als Schuld an, und Widerwillen faßt ſie ſtatt der Leidenſchaft. Nun hat ſie keine Noth mehr, das Königsgeläut war ihr Sterbegeläut; nur das arme Ding iſt ohne Mutter und Vater in der Welt geblieben. Ich will's zu mir nehmen vorerſt, zu hungern wird's nicht brauchen, es findet ſich wohl genug. Sie hat ſchreiben können, ich ſah's mehrmals, daß ſie ſicherlich eine Schrift hinterlaſſen, wohin das Kind kommen ſolle, wenn ſie ſterbe. Denn ſie wußte ſelbſt, der Tod laſſe ſie nicht lang mehr warten, und hat wohl nach ihm begehrt."

Leiſe, daß Violante es nicht vernehme, hatte die Sprecherin geredet; die Frauen hoben die Todte vom

Boden und legten ſie auf's Bett. Dann nahm die drunten im Hauſe Wohnende die Hand der Kleinen und ſagte mitleidig-freundlich: „Deine mammina iſt müd geworden und will ſchlafen, komm' mit mir ſo lang.“

Draußen brauſte der Feſtjubel weiter, in ſeinen Sonnenglanz warf der Tod einer Einzelnen keinen Schatten, und es wußte auch niemand, daß Ghiberta de Roccabianca, die Giovanni Frangipanes zweite Frau geweſen, einſam und plötzlich in Palermo aus dem Leben fortgegangen ſei. Hierher, über's Meer war ſie geflüchtet, ſich, vor allem ihr Kind in der großen Stadt vor der tödtlichen Rachſucht ihres Gatten zu verbergen.

Als der Abend des Tag's herankam, durchlief aber eine andre Kunde Palermo, die von Mund zu Mund weitergetragen ward. Woher ſie ſtamme, konnte niemand genau angeben, ein Schiff habe ſie aus Neapel gebracht; ein Gerücht nur war's: Kaiſer Konrads kleiner Sohn ſei auch diesmal fälſchlich todtgeſagt worden. Sehr unglaubhaft klang's, dann jedoch trat es ausführlicher auf: Es habe jemand Brief und Handſchrift des Biſchofs Eberhard von Conſtanz nachgeahmt, der Knabe lebe in völliger Geſundheit. Der oder die Urheber der Täuſchung müßten den Zweck verfolgt haben, Manfredi zur Annahme der Krone zu nöthigen; unter ſeinen ergebenſten Anhängern ſeien muthmaßlich die Veranlaſſer jenes gefälſchten Schriftſtücks zu ſuchen.

Was jedoch die Wahrheit ſein mochte, bei weitaus den meiſten der Hörer rief die Botſchaft nur die Entgegnung vom Mund: Dann habe Der Beſtes und Dankenswertheſtes vollbracht, durch den Manfredi getäuſcht worden. Die Wohlfahrt des Königsreiches und aller in ihm bedürfe eines gekrönten Herrſchers, könne nicht ein Jahrzehnt oder länger in's Ungewiſſe auf das Heranwachſen des Knaben warten. Und ein Deutſcher war dieſer, Manfredi dagegen auch ein Staufer und zugleich ein Italiener.

In die große Halle des Schloſſes, wo feſtliches Bankett ſtattfand, drang gleichfalls die draußen umlaufende Kunde, kam an's Ohr Manfrids von Temringen. Die Nachricht durchfuhr ihn, er wußte nicht zu ſcheiden, ob freudig oder ſchreckhaft, ob er hoffe oder fürchte, daß ſie ſich beſtätige. Verwirrten Sinn's ſtand er, doch ſah gleich darauf, daß ein Diener dem König ein Schriftſtück überbrachte. Dieſer öffnete es, und ſein Geſicht überfiel eine Bläſſe. Er ſprach nichts, barg den Brief an ſeiner Bruſt; aber in dem Blick, mit dem er wieder aufſah, las Manfrid, das Gerücht ſei wahr. Und noch eins ſtand für ihn in den jungen Königsaugen zu leſen: Manfredi habe von dem Tode Konradins überzeugt ſein wollen.

Manfrid verließ die dichterfüllte Halle und ging in die Einſamkeit der Nacht hinaus. Ein Kampf und

ein Zweifel ſtritten ihm in der Bruſt hin und wider. Dem Recht entgegen hatte Manfredi heute die Krone ſeines Neffen ſich auf's Haupt geſetzt. Doch geſchehen war's, ließ ſich nicht rückgängig machen, ohne gewaltigſte Verwirrung und Schädigung des Königreiches nach ſich zu ziehn. Mit ſchwerer Ueberwindung erkannte das der Deutſche, wie die Italiener. Der drohenden Gefahr konnte die Kinderhand Konradins nicht begegnen, jetzt jedenfalls nicht. Es mußte der Zukunft überlaſſen bleiben, was in ihr dereinſt geſchah; die Gegenwart forderte ſtatt des Rechtes die Macht, einen Mann mit der Kraft, ſie zu üben. Nachordnen mußte der Einzelne ſich dem Wohl des Ganzen, das allein auf Manfredi ruhte. Und ein Stauſer war auch er, ein Kaiſerſohn, der glänzendſte, berufenſte unter allen Nachkommen Friedrichs — was hieß es, in dem Einen fließe ſein Blut minder rechtmäßig, als in dem Andern? Die lange Straße bis an's Meer hinab war der junge Ritter gekommen, vor dem Fuß rauſchten ihm die Wellen, von den „ſtaufiſchen" Sternen überfunkelt, und er ſprach laut vor ſich hinaus in die Nacht:

„Mein Name Manfrid ſagt es an,
Er ſchuf mich auch zu Manfredis Mann."

* * *

Und es folgen Tage, Jahre, faſt ein Jahrzehnt hohen Glanzes und hohen Glückes, eine Ernte der Saat

aus Kaiſer Friedrichs Hand, ſeinem Haupt und Herzen. Selten hat die Menſchenzeit Aehnliches geſehn, die Herrſchaft eines jugendlichen, freien, Alles umfaſſenden Geiſtes, Klugheit und Kraft mit Güte vereinigend, für ſich und für alle nach Schönheit und Freudigkeit des Lebens trachtend. Als der Höchſte auch der Furchtloſeſte und Tapferſte, immer zum Schwert bereit, ſeinem Lande das hohe Gut, den Segen des langentbehrten Friedens zu behüten; für Glück und Wohlfahrt des Ganzen bedacht, wie für ſeines, für das ſeiner Nächſten. Etwas faſt Unbekanntes in der Geſchichte der Menſchheit, ein Fürſt, in deſſen Ohr die Pfaffenzunge keinen Zugang findet, an das ſie ſich nicht wagt. Der Sohn und der volle Erbe des ganzen Mitgiftreichthumes ſeines Vaters, ein Staufer, alles Werthvollſte des deutſchen und des italieniſchen Blutes in ſeinem zuſammenfaſſend. Jung auf ſchwindelregende Höhe emporgeſtiegen, doch ſtark genug, auch auf ihr die Feſtigkeit des Blicks und Sinnes zu bewahren; ein Denker, ein Dichter, ein mit raſchem Herzſchlag nach Lebens- und Liebesluſt begehrender Menſch und ein weiſe ſorgender Regent. Seinem Volk erſchien der König Manfredi einem Gott ähnlich; im Lateran nannte man ihn den Teufel ſelbſt.

„Pulcerrimus corpore, prudentissimus mente, strenuissimus opere, pius in subveniendo afflictis, largus in dando emeritis, benignus et affabilis

universis, ab omnibus amabatur“ — ſo malte ein Zeitgenoſſe, der zur Guelfenpartei gehörte, ſein Bildniß. Wenn er vom Tode Konradins überzeugt ſein gewollt hatte, war's der Wille und Trieb zu einer Selbſttäuſchung geweſen, von der das ſiciliſche Königreich höchſte Wohlthat empfangen.

In dieſe heitre Daſeinsſchönheit wirft es keine Schattentrübung, daß die Königin Beatrix, von niemand betrauert, ſtirbt; ihr Tod bildet für Manfredi vielmehr Erlöſung des Menſchen von drückendem, dem Knaben ſchon aufgezwungenem Joch. Frei geworden, wählt er ſich eine neue, eine wirkliche Genoſſin ſeines Lebens, nicht aus ſtaatskluger Rechnung, ſondern nach dem Verlangen des Herzens. Doch bringt ſie ihm zugleich auch reiches Gut und werthvolle Bundesgenoſſenſchaft zu; von der griechiſchen Küſte herüber landen Galeeren bei der Stadt Trani an der Küſte Apuliens ſeine Braut, die ſiebzehnjährige Tochter des Fürſten Michael von Epirus und Aetolien. Wie ihre Landsmännin aus der grauen Sage des Alterthums, trägt ſie den Namen Helena, gleicht ihr an der von Homer beſungenen Schönheit und Lieblichkeit der Jugend. Sehnſüchtig erharrt am Ufer Manfredi ihre Ankunft, umſchließt ſie vor allem Volk mit den Armen, führt ſie in prangendem Zug landein zur Vermählung nach ſeinem apuliſchen Lieblingsſchloß, das aus der Höhe auf den

kleinen, von immergrünen Eichen umſchloſſenen Waſſerſpiegel des alten „lacus Pensulis“, des „ſchwebenden“, niederblickt. Freudenfeuer umlodern ihn rings, die Nacht zu Tageshelle umwandelnd, die Sonne iſt Gaſt geworden im Königshaus. Als herrlichſtes Geſchenk bringt ſie ihm Kinder, die um ihn lachen, eine Tochter Beatrice, drei Söhne Enrico, Federico und Azzelino. Dieſe Sonne iſt ſeine junge Gemahlin, das neue Kleinod, das höchſte ſeines Lebens.

Am liebſten verweilt er in dieſem Schloß am lago Pesole, nah der Bergveſte Aceranza, die gleich Lucera anſehnliche Ueberreſte des Saracenengefolgs Friedrichs des Zweiten beherbergt; ihre Treue hat ſich unverbrüchlich auf den jungen König vererbt. Und wie ſein Vater ſetzt er vollſtes Vertrauen auf ſie, ſchätzt arabiſche Wiſſenſchaft hoch, beruft gelehrte Vertreter derſelben an ſeinen Hof. Frei üben ſie an dieſem ihren mohammedaniſchen Cultus; Alexander der Vierte ſchreibt jammernd in die Welt, Manfredi ſei der Todfeind der Chriſtenheit.

An ſeinem Hof herrſchen gleichberechtigt miteinander der Ernſt und der Frohſinn, die Wiſſenſchaft, die Dichtung und die Kunſt. Der König ſelbſt lieſt und überträgt in's Italieniſche hebräiſch-arabiſche Schriften, griechiſche des Alterthums, Werke des Ariſtoteles. Kraftvoll und behend erhält ſeinen Körper die Jagd im

Apenningebirg, Saitenſpiel und Geſang tönen in den blühenden Gärten um das Schloß. Sie zeigen Seltſames, noch nie in Europa geſehenes, wunderbare Antilopen, Gazellen, Giraffen, Geſchenke von morgenländiſchen und afrikaniſchen Sultanen an Manfredi geſandt. Auch mit menſchlicher Schönheit ſtrebt er ſich zu umgeben, verſammelt an ſeinem Hof die Jugendblüthe der edlen Geſchlechter ſeines Landes, Jünglinge und Jungfrauen; doch keine Stunde des heiteren Lebensgenuſſes läßt ihn den Ruf ernſter Staatsgeſchäfte überhören. Er prüft alles, unterrichtet ſich mit eignen Augen und entſcheidet. Es iſt der Geiſt Friedrichs, der neu in ihm lebt und über dem Lande waltet. Der Papſt heißt ihnen einen andern König Salomo, doch nicht um ſeiner ſalomoniſchen Weisheit willen. Sondern des Beſitzes eines hundertköpfigen Harems bezüchtigt er ihn, ſeine Dichtungen als an ſchändlicher Verführung der des Sängers des „Hohen Liedes“ gleichkommend. Den Verderber der Menſchheit nennt er ihn, der ganz Italien in einen Born der Weltluſt und Sünde verwandle und die heilige Kirche wie ein Raubthier zerfleiſchen werde. Manfredi hat Manfrid von Temringen einſt geſprochen: Jeder Papſt, welches Geſicht er zur Schau tragen mag, gleicht dem andern, und Rom bleibt immer das nämliche. Wenn der Greis in der weißen Tiara nicht verbrennen laſſen kann, ſo bricht er in Thränenjammer aus.

Unbekümmert darum aber wacht der junge König über der Wohlfahrt ſeiner Unterthanen, der leiblichen und der geiſtigen. Er müht ſich, ihre Bildung und Kenntniſſe zu erhöhen, fördert den Ackerbau, den Handel, die Gewerke; er iſt ein Wohlthäter des niederen Volkes, der Armen und Bedrückten. An der Küſte Apuliens unter dem monte Gargano, wo der alte Hafen von Siponto, mit Fieberluft umgeben, verſchlammt, gründet er eine neue, geſunde Stadt, der er ſeinen Namen giebt: Manfredonia. Starke Mauern umgürten, breite und ſchöne Straßen durchziehen ſie, raſch ſtrömt eine Bevölkerung dorthin; ihr Hafen wird einer der größten, ſicherſten und belebteſten an der Adria.

Und weit über das ſiciliſche Königreich wächſt ſeine Bedeutung, ſeine Macht hinaus. Durch ſeine ſichere Herrſchaft erſtarken die Ghibellinen im Norden Italiens; unter Beihülfe der deutſchen Ritter erringt die Stadt Siena bei Montaperto einen vernichtenden Sieg über die florentiniſche Streitmacht; in Florenz, an vielen Orten ſelbſt in Umbrien, in Perugia und Spoleto werden die Guelfen geſtürzt; die Bürger huldigen dem König Manfredi, leiſten ihm den Treueid. Bei ſeiner Geburt, ſo ging eine Sage, ſeien gleich Nebelbildern zwei gewaltige Frauengeſtalten über Toscana hingeſchwebt, ſich unabläſſig bekämpfend; bald habe Ghibellia geſiegt, bald Guelfa. Nun ſchien die letztere, tödtlich

getroffen, herabzuſtürzen und der lange Kampf zu enden. Nur Eines blieb ſich gleich, der guelfiſche Trotz der Mauern Bolognas und ſeines Rathes; König Enzios Befreiung war nicht zu erzwingen.

Doch immer ohnmächtiger, zitternd ſaß Alexander der Vierte im Lateran. Er hatte erkannt, daß er vergeblich ſeine Hoffnungen auf den neuen Gegenkönig Richard von Cornwallis geſetzt, der wohl ab und zu im Reich Boden zu gewinnen ſuchte, doch für alle Vorgänge in Italien ebenſo bedeutungslos blieb, wie ſein Neffe, der Knabe Edmund. Zweifellos ſtand's bei Manfredi, die letzte Abſicht Kaiſer Konrads auszuführen, nach Rom zu gehen, zwiſchen ſeiner hochaufgewachſenen Macht im Süden und im Norden das Patrimonium der Kirche zu zerdrücken. Schon vor der immer ſtärker gewordenen Oberhand der römiſchen Ghibellinen hielt Alexander ſich in Rom nicht mehr ſicher, entfloh nach der feſten Stadt Viterbo am monte Cimino. Aber den kaum hierher Gelangten raffte plötzlich der Tod weg, im Blüthenmonat Mai, wie fünf Jahre zuvor Konrad den Vierten.

Da fällt eine Trübung in den lachenden Goldglanz, der ſich dieſes halbe Jahrzehnt hindurch freudig und ſegensvoll über dem Königreich gebreitet. Von Weſten her dunkelt ein Nebel auf; ungeſchwächt zwar für geraume Zeit noch bleibt die Leuchtkraft der hoch-

geſtiegenen Sonne. Doch der Blick erkennt das Entſtehen einer gegen ſie heraufziehenden Wolke, die dem Lande mit Schattenwurf, vielleicht mit ſchwerem Wetterausbruch droht.

* * *

Drei Monate lang dauerte in Viterbo das Conclave der Cardinäle, dann ging aus ihrer vom heiligen Geiſt erleuchteten Wahl Jakob Pantaleon, der Sohn eines Schuhmachers aus Treca, der alten Hauptſtadt der Champagne, nun Troyes benannt, hervor. Er war Biſchof von Verdun geweſen, dann Patriarch von Jeruſalem; auf den päpſtlichen Thron hob er ſich unter dem Namen Urban der Vierte. Eifrig hatte er ehmals für den König Wilhelm von Holland gewirkt; die Erbſchaft ſeiner Vorgänger übernehmend, betrachtete er Manfredi als den Todfeind der kirchlichen Weltherrſchaft und -Herrſchſucht; vielleicht war's auch der Sohn des Schuſters, den der Drang des Emporkömmlings trieb, dem Kaiſerſohn den Fuß auf den Nacken zu ſetzen. Nach Rom kam er nie, faſt ſtändig verblieb er in der Mauerſicherheit von Viterbo.

So hielt Urban der Vierte unverrückt das gleiche Ziel Innocenz des Vierten und Alexanders des Vierten im Auge, Vernichtung des ſtaufiſchen Geſchlechts. Doch vom Weg und den Mitteln Alexanders ſtand er ab,

ließ Richard von Cornwallis als König im Reich, Edmund von England im Königreich fallen. Auf das, was Innocenz geplant, zurückgreifend, bot er abermals dem Grafen Karl von Anjou, der durch seine Vermählung mit Beatrix, der Tochter des Grafen Raimund Berengar von Provence auch Herr der letzteren geworden war, die Krone Siciliens an.

Auch außerhalb Italiens hatte sich vieles in der Lage der Dinge geändert. König Ludwig von Frankreich war aus seiner Gefangenschaft im Morgenlande heimgekehrt, Karl von Anjou dadurch zum freien Herrn seines Handelns geworden. Er nutzte einen Anlaß, seine Macht zu vergrößern, das Fürstenthum Piemont mit Krieg zu überziehn und für sich zu erobern. Sein Blick blieb unterlaßlos nach Sicilien gerichtet.

In Deutschland geschah etwas den Papst Erschreckendes. Zehn Jahre alt geworden, nahm der Sohn Kaiser Konrads unter Führung durch seine Oheime von Baiern von seinem schwäbischen Erbland Besitz, berief als Herzog desselben einen Hoftag nach Ulm, der in Manchem wie der eines römischen Königs erschien. In Furcht und Haß drohte Urban jedem im Reich mit dem Bannfluch, der je Konradin zum König erwählen würde; ein Staufer sei er, die ruchlosen Thaten seiner Vorfahren verkündigten die verderbte Natur in ihm, eine Schlange könne nur Schlangen gebären. Be-

ſchleunigt aber ſetzte der Papſt ſeinen Plan für den Süden zur That um, belehnte Karl von Anjou mit der ſiciliſchen Krone.

Trotzdem vergingen noch zwei Jahre, ehe die Unterhandlungen mit dieſem zum Abſchluß gelangten. Auf beiden Seiten wurden von größter Vorſicht und Mißtrauen zahlloſe Bedingungen zur Sicherung aufgeſtellt; mit der Bedrängniß Urbans und mit der gierigen Gewinnſucht eines Wucherers rechnend, beharrte Karl auf den ſeinigen. Durch dieſe Vorgänge jedoch ward jetzt König Manfredi zur Abwehrthat gedrängt, Krieg mußte wieder ſeinem Lande den Frieden ſichern, und nun zog er mit einem apuliſchen, deutſchen und ſaraceniſchen Heere gegen Rom.

Am nächtlichen Himmel glühte um dieſe Zeit über der Mitte Italiens, langen Feuerſchweif nach ſich ziehend, ein rieſiger Komet; mit Bangen und Zittern ſahen die Menſchenaugen nach ihm auf. Siegreich drang Manfredi von allen Seiten in die päpſtlichen Lande; von Norden her leiſteten Siena, Florenz, Arezzo, die Deutſchen in Toscana ihm Beiſtand. Urban der Vierte ſaß hülflos und verzagend in Orvieto; er ſandte ein Schreiben an den jungen König, wenn dieſer ablaſſe, ihn zu bedrohen, ſo wolle er Gott inſtändigſt bitten, ſeine Gnade über ihm leuchten zu laſſen, ihn mit Glanz und Ruhm zu krönen. Doch Manfredi kannte päpſtliche Nothgebete

und Segnungen, wußte, daß der Schreiber zu gleicher Zeit überall ausſtreuen ließ, Mörder ſeien von ihm nach Frankreich geſchickt, Karl von Anjou mit Gift zu tödten. Mit feinem Sarkasmus antwortete er auf den Weheſchrei Urbans.

Der beſchloß, auch darin Innocenz zu folgen, daß er nach Frankreich flüchte. Doch die Aufregung ſchüttelte ihn mit Fieber bis in's Mark, kraftlos gebrochen kam er nur, auf einer Bahre getragen, bis nach Perugia, ſtarb am zweiten October des Jahres 1264. An demſelben Tage verſchwand plötzlich der feurige Komet vom Himmel.

Im Heere des Königs ſtand Manfrid von Temringen als Hauptmann und Führer einer deutſchen Ritterſchaar. Zwiefaches Band knüpfte ihn feſt an Manfredi, Ehrfurcht vor dem königlichen Staufer, dem Sohne Friedrichs, und Liebe des Herzens zum Menſchen. Er hatte voll erkannt, der Berufene, Einzige ſei's, die Erbſchaft des großen Geſchlechtes zu wahren, und ſei deſſen edelſte Blüthe, der menſchlich Beſte. Ein Knabe war Konradin noch, ſein Werden lag in der Zukunft, und die Gegenwart forderte ihr Recht; für einſt kommende Zeit theilte die Vorſtellung Manfrids Friedrichs Hinterlaſſenſchaft, daß an Konradin das Reich mit der Kaiſerhoheit falle und er ſeinem Oheim Sicilien zuerkenne. In gleicher Weiſe aber ſchätzte auch Manfredi

die Ergebenheit und Treue, den Rath und die Tüchtigkeit ſeines deutſchen Namensverwandten. Was dieſem der Unterſchied und Abſtand des Ranges wehrte, konnte jener frei bethätigen, ihm, wenn ſie ſich allein zuſammen befanden, nicht als König, ſondern herzlich, wie ein gleichſtehender Freund zu begegnen. Oft hatte er Manfrids Rath erbeten und drauf gehört, ihm höchſtes Vertrauen gezeigt, wichtigſte Aufgaben zugewieſen und deren Ausführung königlich gelohnt; mit Richard von Cornwallis galt er jetzt für den reichſten Fürſten der Zeit, doch auch für den freigebigſten. Hinter dem Temringer aber lag fern abgeſunken die deutſche Jugendheimath, nur zuweilen trug ein Traum der Nacht ihn dorthin, daß er, erwachend, mit noch verworrenen Sinnen die Augen aufſchlug und ſeine Bruſt durch tiefen Athemzug ſich wie von einer Bedrückung, die der Traum auf ſie gelegt, erlöſte. Halb wie verwachſen fühlte er ſich mit Italien, dem alten deutſchen Drang nach dem Süden, der auch die Staufer überwältigt, anheimgefallen; nur von einer Lockung weiblicher Schönheit und Hingabe, ſo oft ſie ihm bereit entgegen zu kommen trachtete, ward ſein Herz nie angerührt. Geſchehen war, was er als Knabe geträumt, was ihm als Stern ſeiner Manneszukunft geleuchtet; er hatte ſein Leben in den Dienſt des ſtaufiſchen Hauſes geſtellt, Höchſtes, zu dem ſeine Hoffnung ſich nie emporgewagt, errungen, daß ein Sohn

Kaiſer Friedrichs ihm als einem Freunde vertraute. Und ſo nun ſtand er, zwar kein Jüngling mehr, doch immer noch jung an Jahren, erſt kurz in die Dreißiger eingetreten, in bedeutſamer Stellung als Anführer einer deutſchen Reiterſchaar im Heere König Manfredis.

* * *

Unerwartet hatte der Tod vier jugendliche Sproſſen des ſtaufiſchen Stammes weggerafft, denen die Zukunft noch weit hinaus vorbehalten erſchienen; dem Gange der Natur gemäß, ſchwanden, zumeiſt als Greiſe auf den Kirchenthron gelangend, die Päpſte, raſch ſich folgend, dahin. Abermals ſah Italien ein Conclave, diesmal auf dem Bergkopf Perugias, und nach vier Monaten des Schwankens der Cardinalſtimmen ging der Erzbiſchof von Narbonne, Guido Falcodi als Sieger aus der Wahl hervor. Er nahm den Namen Clemens der Vierte an; eigenthümlicher Zufall ließ dieſe Zahl in der Zeit immer wiederkehren. Innocenz, Alexander, Urban und Kaiſer Konrad waren auch „die Vierten" geweſen.

Clemens entſtammte einem Rittergeſchlecht in Languedoc, hatte lang hohe weltliche Stellung als Rechtskundiger und geheimer Beirath des Königs Ludwig von Frankreich bekleidet, ſich verheirathet und war Vater mehrerer Kinder. Doch Trieb zur Geiſtlichkeit ſteckte

in ihm, wie in dem „heiligen“ Ludwig; er bestimmte seine kleinen Knaben schon für den Kirchendienst und trat, als seine Frau starb, ebenfalls zum geistlichen Stand über. Rasch stieg er bis zum Bischof auf.

In der Provence zur Welt gekommen, stand er dadurch aber auch in näherem Verband mit dem Grafen Karl von Anjou, und fraglos hatte dies bei seiner Erwählung bestimmend mitgewirkt. Eine thatkräftige Weiterführung des mißrathenen Werkes Urbans des Vierten ließ sich von ihm erwarten, ein fester Zusammenhalt zwischen ihm und dem Herrn seines Geburtslandes. Und diese Zuversicht täuschte er nicht; er segnete Karl von Anjou, beendigte schnell die langwierigen Verhandlungen und berief ihn zum Empfang der Krone Siciliens auf's Schleunigste nach Perugia.

Darauf hatte Karl sich bereitet, ein starkes Heer gegen den neuen „Herodessohn“ Manfredi gerüstet, das sich, als gegen die Ungläubigen ausziehend, das Kreuz an den Arm heftete; seine Gemahlin Beatrix, gleich herrschbegierig nach der Königskrone trachtend, wie glaubenswüthig der Kirche anhängend, verwandelte ihre Kleinodien in Geld für den „Kreuzzug“. Karl selbst brach mit einer großen Flotte auf, an der römischen Küste zu landen, doch noch stärkere stellte Manfredi ihm entgegen, das Ufer zu bewachen, die Ausschiffung zu verhindern. Ein furchtbarer Sturm packte die Flotte Karls

von Anjou, drohte ihr Untergang, wenn ſie ſich nicht vom Lande auf die freie See hinausrettete. Dort aber droht andre Gefahr, die des Unterliegens gegen die überlegenen ſiciliſchen Schiffe, der Gefangennahme. Der will Karl entgehen, um jeden Preis, ſelbſt um den des Lebens. In einem Kahn trotzt er der wüthenden Brandung, dem unvermeidlich erſcheinenden Tod, kommt lebend hindurch und an den Strand bei Oſtia. Für Eines hat er Zeugniß abgelegt, daß er vor nichts zurückſchreckenden Muth in ſich trägt; von Rom her eilen die Häupter der guelfiſchen Partei ihm entgegen, an ihrer Spitze die Frangipani. Wie der Sturm ſich beſchwichtigt, folgt ſeine Flotte ihm nach; ſchon ſeit Jahren zum Senator Roms ernannt, tritt er ſofort als gebietender Herr hier auf, nimmt mit ſeinem Gefolge den leerſtehenden Palaſt des Papſtes im Lateran in Beſitz. Doch Clemens iſt nicht gewillt, ſolche hochfahrende Vermeſſenheit von dem zu dulden, als deſſen Lehnsherrn er ſich anſieht, ſondern verweiſt ſie ihm mit Schärfe. Es offenbart ſich zum erſtenmal, daß er Karl von Anjou im innerſten Weſen wenig gekannt hat.

Vorderhand jedoch blieb König Manfredi überall der Herr im Feld, nahm nicht Schaden davon, daß eine Bulle des Papſtes ihn der Welt als „den aus giftigem Geſchlecht des Drachen erzeugten Sproſſen“ darſtellte; „ein Ungeheuer, ſeinen Vater an fluchwürdigen Thaten

noch überbietend, die unendliche Langmuth der Kirche dahin erschöpfend, daß sie die gesammte Christenheit zum Kreuzzug wider ihn aufrufen müsse.“ Wer dies Kreuz nehme und dafür zur Waffe greife, dem ertheile Clemens als Verkündiger des göttlichen Willens Absolution aller Sünden, jedem Verbrecher, dem schwersten, möge er begangen haben, was immer, „den Mördern und Mordbrennern, den Heiligthumsschändern, den mit dem Bannfluch Belasteten, aus der Kirche Ausgestoßenen“. Dem Papst und Karl von Anjou gebrach es an Streitmacht und an Geldmitteln; nur Rufe der Verfluchung standen dem ersteren zu Gebot, doch sie kündeten, von welchem Geiste beide beseelt sein würden, wenn ihnen die Kraft wüchse, die Worte in That umzuwandeln. Alles beruhte für sie darauf, ob es dem gewaltigen, von Karl in Südfrankreich gerüsteten Heer, das jetzt, im Sommer des Jahres 1265 die Alpen überstieg, gelingen werde, sich den Durchweg durch das überwiegend ghibellinische, Manfredi anhängende Ober- und Mittelitalien bis nach Rom zu erzwingen.

* * *

Auf einem der dunkelsten Blätter der Menschengeschichte steht der Bericht, daß dies durch Feigheit, Wankelmuth, Selbstsucht, Treulosigkeit und Verrath gelang. Ueberall unterwegs raubend, schändend, brennend

und mordend, daß ſelbſt das Papſtblut Clemens des Vierten ein Schauder durchlief, erreichte das „Kreuzheer" mit dem Beginn des nächſten Jahres Rom, wo Karl nicht von jenem, doch von Cardinal-Legaten desſelben zum König des ſiciliſchen Reiches gekrönt wurde. Als unumſchränkter Machthaber ſchaltete dieſer jetzt in Rom; Clemens, der ihn für ſeinen Jünger gehalten, „den Stab ſeines Alters" genannt, erkannte, nicht er ſei der Meiſter der Heuchelei, Trugkunſt, Argliſt und unerſättlicher, gewiſſenloſer Herrſchbegier, ſondern Karl von Anjou.

Von Hunger und Beutegier getrieben, brach das zur ungeheuren Uebermacht angeſchwollene Kreuzheer weiter gen Süden auf; bis zur Grenze der päpſtlichen Lande geleitete der Cardinaldiacon Ottaviano von Santa Maria Karl, ſchlug dort das Kreuzzeichen über ihn und nahm Abſchied mit den Worten: „Hier beginnt Dein Reich, o König. Vade cum Domino!"

Manfredi hatte ſich vor der Uebergewalt zu feſtem Halt nach Capua zurückgezogen. Schwer, die Sonne verdunkelnd, breitete die von Weſten her aufgeſtiegene Wetterwolke ſich über den Himmel aus, warf düſterdrohenden Schatten über das heitre Friedensglück des ſchönen Landes. Doch ungeſchreckt ſtand der junge König, ohne Furcht vor ihren Blitzen. Er ſah nur den Feind vor ſich, für den er das Schwert bereit hielt,

nicht den ſchlimmeren in ſeinem eignen Lager, wider den es keine Waffen gab, deſſen Name auch Wankelmuth, Selbſtſucht, Treuloſigkeit und Verrath war.

Bettelmönche, von Clemens ausgeſendet, hatten ringshin das Königreich durchzogen, mit der Qualenverdammniß des ewigen Höllenfeuers Diejenigen bedrohend, die zu Manfredi ſtänden, unendenden Segen Gottes allen verheißend, welche ſich beeifern würden, ſeinem Geſandten und Geſalbten Herzen und Arme zu öffnen. Und in den unwiſſenden, abergläubiſchen, ſchreckhaften Seelen der Niedrigen ging die Giftſaat zur Ernte auf. Andre aber wirkte bei den großen Herren, den ſiciliſchen und apuliſchen Baronen: Verſprechungen und Verdächtigungen der Abſichten Manfredis, Beſtechung mit Zuſagen von Aemtern und Würden, mit Gut und Gold. Geſinnungslos und undankbar von alters, vergaßen ſie in der großen Mehrheit die Wohlthaten, die der König über ſie und das Land ausgeſchüttet, gedachten nur eignen Gewinns, glaubten, blind und treulos, dieſen bei Karl von Anjou reicher verbürgt. In Knechtſchaft und unſägliche Marterſeſſeln für faſt zwei Jahrzehnte ſchlugen ſie ſelbſt ſich, fielen ab, hier unthätig den Ausgang des Kampfes erwartend, dort offen zum Feinde übertretend.

Die für unbezwinglich gehaltene Felſenveſte Rocca d'Arce ward durch Verrath des Caſtellans Gerardo

Gauniario dem Kreuzheer ausgeliefert; in haſtig wachſender Zahl folgten die meiſten Städte und Burgen Campaniens, ihre Thore öffnend, nach; die immer dem Sieger zujauchzende Bevölkerungshefe Neapels harrte nur ſeines Anrückens. Manfredi mußte weiter zurückweichen; Capua verlaſſend, überkreuzte er die Kette des Apennin. Sichere Treue war in ſeinem Heer allein bei den Deutſchen und den Saracenen, alles Uebrige ungewiß, des Abfalls verdächtig.

Noch aber gebot er durch jene Getreuen über eine ſtarke Macht an Rittern und Fußvolk, der Zahl nach dem Heere des nachdrängenden Gegners gleich, an Bewaffnung und Kriegstüchtigkeit überlegen. Am Morgen des 26. Februars 1266 ſtanden beide ſich, nah der Stadt Benevento zum Kampf gegenüber; er mußte die Entſcheidung bringen, fraglos gehörten dem Sieger Zukunft und Reich. Ein altes Schlachtfeld war's, das ſchon in fernen Tagen oft Römern und Carthagern, Gothen und Longobarden zu blutiger Walſtatt gedient. In früheſter Zeit hatte die Stadt, um ihrer Fieberluft willen, den Namen Maleventum erhalten; jetzt hieß ſie Benevento, die Thalweite neben ihr campus rosarum oder floridus, das Roſen- oder Blumenfeld. Der Frühling war über ihm eingezogen, die Roſenknoſpen bereiteten ſich zum Aufbrechen.

In der Morgenfrühe begann die tobende Schlacht;

mit wilder Tapferkeit ſtürmten die Saracenen zum Angriff, unerſchütterlich ſtritten die deutſchen Ritter. Ueberall wankte der Feind unter dem Stoß, ward geworfen, wandte ſich zur Flucht. An der Spitze eines auserleſenen Heertreffens ſaraceniſcher und apuliſcher Ritter führt Manfredi ſelbſt das Schwert; er ſucht Karl von Anjou, König gegen König, Mann gegen Mann, ſich im Zweikampf mit ihm zu meſſen.

Da iſt der Augenblick gekommen, auf den der letztere gewartet; nicht mit ſeinem Heer allein, mehr noch auf Verrath in dem des Gegners hat er gerechnet. Und die Grafen von Caſerta und Acerra geben das Zeichen der Felonie; treubrüchig wenden ſie die Waffen ihrer Schaaren gegen den König um, fallen ſeinen Deutſchen und Saracenen in den Rücken. Faſt alle ſiciliſchen Barone folgen dem Beiſpiel, die Franzoſen, jubelnd, wie ein Rudel von Raubthieren aufbrüllend, ſtürmen wieder vor. Umringt, von vorn und von rückwärts todbedroht, ſind Die eben noch als Sieger erſchienen, rettungslos verloren.

Manfredi erkennt's und ebenſo unweit von ihm unter ſeiner Anführung kämpfend, Manfrid von Temringen. Und deutlich gewahrt der letztere noch andres, daß der König nicht lebend in die Hand Karls von Anjou fallen will. Ohne Beſinnung, nur von einem einzigen Gedanken und Gefühl ausgefüllt, ſpornt er ſein

Roß auf Manfredi zu, an der Seite des Staufers, des Kaiſerſohnes zu fallen. Da trifft ihn von rückwärts ein Lanzenſtoß, ſchleudert ihn aus dem Sattel, der Helm ſchlägt ihm vom Kopf. Bewußtlos ſtürzt er zu Boden; in der Sinnesbetäubung kommt's ihm nur wie mit Einbildung eines Fiebertraums, als hebe jemand ihn wieder auf ein Pferd und jage mit ihm fort.

Tauſende über Tauſende decken die Deutſchen und Saracenen das Schlachtfeld; ſie kämpfen bis zum letzten, Karl von Anjou kennt nicht Schonung und Gnade, läßt alles niedermetzeln, was noch Athemzug in ſich hat, hülflos Verwundete, Gefangene. Dann ſchreibt er auf dem bluttriefenden Feld an Clemens den Vierten: „Eurer Heiligkeit melde ich dieſen Sieg, den ich aus der Hand Gottes empfangen.“ Es iſt der Gott Karls von Anjou, der des Treubruchs, der Heimtücke, unſtillbarer Blutgier und erbarmungsloſer Grauſamkeit.

Niemand wußte, wo der König geblieben ſei, man glaubte ihn entkommen. Erſt nach drei Tagen fand man ſeine Leiche unter einem Hügel über ſie gethürmter, erſchlagener deutſcher Ritter auf; ſie hatten noch einmal den alten, vergangenen Ruhm deutſcher Vaſallentreue bewährt. Giordano Lancia, einer der Verwandten Manfredis, erkannte, haltlos in Thränen ausbrechend, die entſtellten Züge des mit zerſchmetterter Stirn und durchbohrter Bruſt vor ihm liegenden Todten, den Karl.

als einen verruchten Ketzer, unbestattet lassen wollte. Doch Murren seiner noch nicht völlig entmenschten französischen Heerführer nöthigte ihn, davon abzulassen. An einer Brücke über den Fluß Calore ward Manfredi auf dem „Rosenfeld" begraben, und die Stelle zu deuten, sein Gedächtniß zu ehren, thürmten jene ihm einen Hügel von Steinen als Denkmal über die Gruft. Der heilige Gotteseifer Clemens des Vierten aber duldete solche Ehrung des Verfluchten auch im Tode nicht; er ließ den Leichnam herausreißen und bei Nacht an unbekannter Stelle in öder Wildniß am Rande des Flüßchens Verde in die Erde scharren.

Verheerend, wie ein ungeheures Wildwasser überfluthete der Strom des Kreuzheeres plündernd, sengend, schändend und würgend das Land, das König Manfredi zu einem friedvollen, sonnenfreudigen, hochblühenden Rosenfeld verwandelt gehabt.

* * *

Seine junge Gemahlin und seine Kinder hatte er vor der Schlacht in die stärkste und sicherste Veste des Reichs, nach Lucera unter die Obhut der Saracenen gebracht. Rasch kam die Nachricht von der Vernichtung des königlichen Heeres bei Benevento dorthin, und die Umgebung der Königin drängte sie, die Stadt zu verlassen, zu Schiff nach Griechenland hinüber zu flüchten.

Doch Tage vergingen, ohne die Botſchaft vom Tode Manfredis zu bringen, man hielt ihn für gerettet, und Helena weigerte ſich, fortzugehn, harrte Tage und Nächte in tödtlicher Angſt auf ſein Kommen. Dann brachte jemand ihr — verhängnißvoll zu ſpät — auch die letzte, entſetzensvollſte Gewißheit, und in ohnmächtigem Jammer brach ſie zuſammen.

Doch für ihre, für Manfredis Kinder raffte ſie ihre Kraft auf. Alle „Edlen", Männer und Frauen hatten ſie bei'm Eintreffen der Kunde verlaſſen, verödet lag das Königsſchloß um ſie her. Nur drei Menſchen waren ihr treu ergeben geblieben, ſchlichte Bürger aus der Hafenſtadt Trani, Amerusio, Monualdi und deſſen Frau Amundilla. Durch einen dortigen, gleichfalls treu geſinnten Freund Lupone ließen ſie ſchleunig ein Schiff zur Abfahrt bereit ſtellen und brachten die in Verkleidung unkenntlich gemachten Flüchtlinge nach Trani. Doch die blinde Naturgewalt, wie im Dienſt Clemens des Vierten und Karls von Anjou, half mit am Verderben des ſtaufiſchen Blutes; im entſcheidenden Augenblick brach ein wilder Sturm aus, machte das Auslaufen des Fahrzeugs zur Unmöglichkeit. Die Königin mußte, die Beſchwichtigung des Unwetters abzuwarten, die Nacht in der Stadt zubringen, vertraute heimlich ſich und die Ihrigen dem Schutz des Burgcaſtellans an, der ihr Beiſtand zuſagte. Aber wie Fanghunde

waren ſchon Bettelmönche des Papſtes ihrer Spur gefolgt, witterten ſie in der Burg aus, verhießen dem Caſtellan den überſchwänglichen Segen der Kirche für das jenſeitige Leben, im Diesſeits herrlichſten Lohn vom König Karl. Er ſchwankte die Nacht hindurch zwiſchen Redlichkeit und Treubruch, doch die Zungen der frommen Ermahner zum letzteren ließen nicht ab, wie der Morgen anbrach, hatten ſie ihn zum Verräther beſtochen. Er ließ die Zugbrücke aufziehen, als die Königin abermals zum Schiff forteilen wollte, lieferte ſie und ihre Kinder nach ihnen ſuchenden Reitern Karls von Anjou aus.

Helena ward, von ihren Kindern getrennt, niemals mehr eine Kunde von ihnen erhaltend, nach dem einſamen Caſtell über der Stadt Nocera unter dem hohen Bergrücken der ſorrentiniſchen Halbinſel weggeſchleppt, dort in unnennbarem Gram und Verzweiflung fünf Jahre lang zu verſchmachten und zu ſterben. Doch Schwereres hielten vereint Unbarmherzigkeit der Natur und thieriſche Grauſamkeit Karls von Anjou den Kindern bevor. Er warf die zarten Kleinen im Caſtello del Monte, einem ehemaligen Luſtſchloß ihres Aeltervaters Friedrich in ein lichtloſes Kerkerverließ, mit Ketten an die Mauer geſchmiedet, die ihnen nur für Augenblicke abgenommen wurden, wenn das Wachsthum ihrer Arme Erweiterung der Eiſenringe forderte. Mit elendeſter Nahrung wurden ſie faſt dem Hungertode preisgegeben,

aber die grauſame Natur beendete ihre Leiden nicht, ließ ſie zu Jünglingen und Männern aufwachſen. Dreißig Jahre lang verkümmerten ſie in ihrer Kerkernacht auf Caſtel del Monte, dann ſchleifte man ſie in eine andre davon, auf die waſſerumbrandete Felsinſel am Strande Neapels, in das Caſtello dell' Uovo. Auch dies hatte einſt in ſtolzen und ſchönen Tagen ihres Vaters Vater erbaut, nun diente es ſeinen Enkeln zur lebendigen Gruft weiter.

Nur Manfredis Tochter Beatrice erhielt die Freiheit wieder. Nachdem im Jahre 1282 die „ſicilianiſche Vesper" — durch den Weckruf der Kirchenglocke von San Giovanni degli Eremiti in Palermo, die einſt Manfredi zur Krönung gerufen, eingeläutet — ungeheure rächende Vergeltung an den franzöſiſchen Bedrückern geübt, ward der Sohn Karls von Anjou durch Ruggiero Loria, dem Admiral des neuen ſiciliſchen Königs Pedro von Aragon in einer Seeſchlacht zum Gefangenen gemacht. Don Pedros Gemahlin aber war eine Halbſchweſter Beatrices, Conſtanza, Tochter Manfredis aus ſeiner erſten Ehe mit Beatrix von Savoyen. So ward Beatrice gegen Karls Sohn, den Loria ſonſt auf ſeiner Galeere enthaupten zu laſſen drohte, nach achtzehnjähriger Einkerkerung ausgewechſelt; ſie kam nach Palermo und vermählte ſich mit dem Markgrafen Manfredi von Saluzzo.

Mit ſchwerſter Anklage, düſter-untilgbarem Schandmakel aber belaſtete es den Menſchennamen, daß niemand ſich um das entſetzensvolle Geſchick der Söhne Manfredis, der letzten aller Staufer bekümmerte, niemand auf der ganzen Welt. Nicht ihre Schweſter Conſtanza, kein heiliger Vater in Rom, nicht der zum deutſchen Kaiſer gewordene Graf von Habsburg, deſſen Pathe und väterlich ſorgender Freund Friedrich der Zweite geweſen, der ihn zum Ritter geſchlagen. Ein Vaſall des Papſtes, als Vorbild aller Zukunft ſeines Geſchlechts, ſtrebte Rudolph von Habsburg danach, die Saat der Staufer aus dem deutſchen Boden auszuroden, das deutſche Reich und Volk unter die Herrſchaft des römiſchen Pfaffenthums zurückzuzwingen. Ein feierliches Gelöbniß legte er bei der Beſtätigung ſeiner Wahl dem Papſt ab, daß er niemals am Hauſe der Anjou für die Hinſchlachtung und Hinmarterung der letzten Staufer Rache üben wolle, und mit der hohen Gewiſſenhaftigkeit, die ihm die Federn der Geſchichtsſchreiber, eine um die andre, ſechs Jahrhunderte lang nachgerühmt, hielt er ſein Verſprechen. Niemals ließ er ſich von Mitleid, Schauder und menſchlich-hülfreichem Erbarmen mit dem namenloſen Jammer der ſchuldloſen Kinder Manfredis anrühren.

Niemand auf der ganzen Welt gedachte ihres Elends; nur der Tod erbarmte ſich endlich im Beginn

des vierzehnten Jahrhunderts zweier von ihnen, Federicos und Azellinos. Enrico aber lebte noch bis 1318 fort, erblindet und verſchmachtend. Als auch er, ſechsundfünfzigjährig, von ſeiner Qual erlöſt wurde, hatte er zweiundfünfzig Jahre in Kerker und Ketten verbracht. Wie ein Hohn blindwaltenden Schickſals war es, daß er am letzten Octobertag jenes Jahres in dem nämlichen Bau ſtarb, unter deſſen Dach ſeine jugendſchöne Mutter ihm einſt in Tagen der Frühlingsherrlichkeit und höchſten Glückes das Leben gegeben, im Caſtello dell' Uovo, deſſen düſtrer Anblick auf dem ſchwarzen, wie von dumpfklagenden Wellen ummurrten Klippengeſtein Manfrid von Temringen mit einem unwillkürlichen Schauergefühl überlaufen. Im deutſchen Land hatte um die Zeit der Dichter des Nibelungenliedes vom Ausgang des hohen Geſchlechts geſungen:

„Mit leide was verendet des küniges hôhzit,
als ie diu liebe leide ze aller jungeste gît."

VII.

Wie in einem dumpfen Traum aber war's Manfrid von Temringen, als werde er auf einem Pferde von dem Schlachtfelde bei Benevento fortgetragen. Ab und zu kam ihm ein Augenblick halben Bewußtwerdens;

dann dämmerte ſeinen Sinnen auf, es müſſe doch kein Traum ſein, unter ihm bewege ſich wirklich in hurtigem Lauf ein Roß, auf dem er ſitze oder liege, von einem ihn haltenden Arm umfaßt. Zuweilen glaubte er auch noch andren Hufſchlag hinter ſich und ſprechende Stimmen zu hören; ihm war's, das Licht um ihn wechſele, aus Helle werde Dunkel und der Gang des Pferdes langſamer, als ob es bergan ſteige. Aber dann verließ ihn wieder alles körperhafte Gefühl, ihm blieb nur abermals ein traumhaftes, wie wenn er in der Luft ſchwebe, und vor den geſchloſſenen Augen webte ihm ein Strahlenſchein. Der ward zur Sonne, doch danach zu langem wie aus Goldfäden gebildetem Haar um ein liebliches Antlitz. Das ſprach und ſagte: „Ich bin die Wunſchfrau Deines Geſchlechts; Du haſt nach mir gerufen, ſo kam ich zu Dir. Schon oft war ich Dir zur Seite, ohne daß Du mich ſaheſt. Auf dem Schlachtfeld im Friesland blendete ich Deines Gegners Blick, und der Stoß ſeiner Lanze ging fehl. Selbſt konnt' ich Dich heute nicht forttragen, die Kraft meiner Arme iſt zu ſchwach dafür; aber ich rief Einen herbei, es für mich zu thun, zeigte Dich ihm, daß er Dich auf ſein Pferd hebe. Nun bedarfſt Du meiner nicht mehr und ich kehre wieder über die hohen Berge zurück in meine Heimath. Lebe wohl — gedenke einmal an mich — noch lebt Konradin —"

Da verblaßte, zerging das Goldhaar mit dem Angeſicht, die Stimme verhallte, das letzte Wort klang ſchon wie aus der Weite. Aus der Bruſt Manfrids rang ſich ein Ruf auf, doch kam nur matt-verworren über die Lippen: „Eckwinde —“. Dann umgab ihn wieder Nachtdunkel und Bewußtloſigkeit.

Lange ward er ſtätig weiter bewegt, wohl Tage und Nächte, doch nicht mehr ſo wie im Anfang. Er lag auf etwas hingeſtreckt, nicht in Eiſenrüſtung, von ihr entkleidet, und kein Roß trug ihn, ſondern Menſchenhände. Zu denken vermochte er nicht, nur aus Empfindungen ging dies und jenes ihm zu halber Erkenntniß auf. Auch daß er verwundet ſein müſſe; er konnte nur mit Anſtrengung und ſchwer athmen, überhaupt nicht ohne Schmerz in der Bruſt zu fühlen. Was ihm geſchehen ſei, wußte er nicht, einzig, hinter ihm liege Entſetzenvolles, das ſein Blut bald wie mit einem Glutſtrom durchlaufe, bald mit einem eiſigen Froſtſchauder anfalle. Oder rührte dieſer von um ihn veränderter Umgebung her? Er ſchlug einmal die Lider auf und ſah weiß in der Sonne Blendendes neben ſich, einen Schneehang. Umſonſt ſuchte er nach einem Verſtändniß dafür, ſein Kopf trug eine dunkle Vorſtellung in ſich, als ſei es Frühling geweſen. Aber dann hatte er's, im Friesland, im Winter war er und König Wilhelm in der Schlacht bei Medemlik auf dem Eiſe gefallen.

Dabei war auch er verwundet worden und eine junge Frau zur Witwe — er mühte ſich, ihren Namen aufzufinden — es griff ihm krampfhaft an's Herz. Dann aber beſann er ſich auf den Namen: Djurre Helena — die Königin — die Braut Manfredis ten Brook — wirr kamen Schatten geflogen, die ſturmgepeitſchte Wellen waren, wälzten ſich über nebelhafte Geſtalten und verſchlangen ſie in lichtloſes Dunkel.

Einmal auch ſcholl ihm eine Stimme, die er ſchon irgendwo gehört, an's Ohr, und er verſtand, daß ſie auf italieniſch ſagte: „Bringt ihn hinauf — überflüſſige Laſt war's — ihr werdet ihn wohl morgen wieder herunterbringen.“ Danach empfand Manfrid, daß er nicht mehr in Bewegung blieb, ſondern immer ruhig ausgeſtreckt lag. Nur kam dann und wann jemand, der ihn gewaltſam aufhob, daß ihm's durch Mark und Bein fuhr, und ihm dazu Schollen von dem friesländiſchen Eis auf den Rücken, zuweilen auch auf den Kopf zuſammenſchob. Durch dieſen gingen ihm die gehörten Worte, daß man ihn morgen wieder hinunterbringen würde, und er hätte gern gefragt, weshalb und wohin, aber er beſaß keine Macht über ſeine Zunge. Ihm ſelbſt jedoch kam eine Antwort drauf: Sie wollten ihn in Erde hineinlegen, wie er es dem König Wilhelm in dem menſchenleeren Hauſe gethan. Aber das durften ſie nicht und durfte er nicht dulden. Wenn ſie Anſtalt

dazu machten, mußte er alle Kraft zuſammen raffen, ſich dagegen zu wehren — mit dem Schwert Kaiſer Konrads, das ihn zum Ritter geſchlagen — denn deſſen Sohn lebte noch — il rè di Gerusalemme. Seine Stimme ſagte, daß er's ſei — nur konnten die Augen nicht zu ihm durchdringen, er war ganz in einer Wolke von Schmetterlingen.

Viele Tage und Nächte mit gleichem Einerlei, das ſich nicht unterſchied, als durch wechſelnde Wahnvorſtellungen im fiebernden Gehirn Manfrids. Dann gelangte er einmal zum Bewußtwerden, daß es ſolche ſeien, denn er hatte die Augen aufgemacht und ſah einbildneriſch auch mit ihrem leiblichen Sinn ein derartiges Gaukelbild vor ſich. Halb von wildem, halb von drolligem Ausſehn erſchien's, wie ein groß aufgewachſener Erdgnom oder Waldkobold, von denen in Deutſchland in der Winternacht am Herdfeuer die Rede und Märe ging. Ein Kopf mit verwildertem, grau wie Tannenflechten bis über die Bruſt herunterhängendem Bart, im faſt kirſchfarbigen Geſicht ein Paar dickumliderte, ſchmalgeſchlitzte Augen, darüber mit der Spitze auf die breite Stirn übernickend, eine rothe Beutelkappe. So wunderlich-ſpaßhaft war der Anblick, daß Manfrid ein halblachender Ton vom Mund irrte und er hinterdrein, zum erſten Mal ſprachfähig, fragte: „Biſt Du ein Wurzelmann?"

Da klang ihm eine deutſche Antwort zurück: „Habt Ihr doch noch eine Zunge, Landsmann? Ich dachte ſchon, Ihr hättet ſie bei den Franzmännern gelaſſen und wolltet ſie nicht mehr brauchen. Kommt in die Höh', ich gieß' Euch etwas Arznei darauf, die gut thun wird Wenn's noch Kaiſer und Reich gäb', könnt' ich als medicus bei ihnen mein Brod verdienen. Hier wird der Mitbewerb zu groß und das Geſchäft nicht lang mehr gehn. Trinkt!"

Mit großen Augen ſah Manfrid drein. Das war kein Fieberwahn und kein Traumgeſicht, ſondern Wirklichkeit. Doch wer der Sprecher ſei, brachte ſein Kopf nicht zuſammen. Vergeblich drüber ſinnend, kam er dem Geheiß, ſich aufzurichten, nach, that durſtig einen Zug aus einem ihm an den Mund gehaltenen Becher. Der Trunk ging ihm wohlthätig durch den Körper, belebte auch ſeine geiſtige Kraft, ſo daß eine plötzlich draus aufwachende Erinnerung ihn ſagen ließ: „Das iſt Wein von Velletri — und Ihr — Ihr ſeid — der Herzog —"

Lachende Erwiedrung ſcholl ihm entgegen: „Sempre il duca di Spoleto! Eure Zunge kommt ſich wieder, Freund, ſie bezeugt's, denn ſie ſpürt, daß kein deutſcher Eſſig über ſie läuft."

Zu viel aber war's für Manfrids Kopf, der, von noch zu ſtarker Anſtrengung entkräftet und ermattet, wieder umglitt und in Schlafbetäubung zurückſank.

* * *

Wochen lang hatte er in heftigem Wundfieber und Beſinnungsloſigkeit gelegen, und Wochen vergingen noch, eh' ihm völlige Geiſtesklarheit wiederkehrte, ſo daß er auf das hinter ihm Liegende mit Verſtändniß zurückſehen konnte. Rainold von Urßlingen, der duca di Spoleto berichtete es ihm in den Kreuz- und Querſprüngen ſeiner Redeart:

„Ich glaubte nicht, daß ich Euch noch anders, als zum Einſcharren, hier herauf brächte. Hätt' ich den franzöſiſchen Schuft erwiſcht, bei lebendigem Leib ihn an ſeinem Bratſpieß zu ſchmoren! In den Rücken hatt' er ihn Euch geſtoßen, von vorn getrau'n die Halunken ſich's nicht. Durch Lunge und Herz wär' die Eiſennadel Euch gefahren, vielleicht noch ärger, grad' durch den Magen, daß Ihr keinen Trunk mehr gethan. Aber der Euch das Panzerhemd geſtrickt, hat's wohl an der Stelle mit Siegwurz eingerieben, daß die Lanzenſpitze dran umglitt und das Loch nach oben drehte, Ihr ſpürt's, faſt am Hals wieder heraus. Wäret Ihr einem hochgelahrten Pflaſtermann in die Hand gefallen, der hätt's ganz mit Euch fertig gebracht, viel Blaſen that an dem Lichtſtumpen nicht mehr noth. Um Euern Manfredi hätt' ich den Fuß nicht in den Bügel geſteckt; wär' er oben geblieben, den Fluchvater aus ſeinem Land zum Teufel zu jagen, hätt' er wahrſcheinlich mir nur einen Hanfſtrick beſcheert, daß ich ihn als Zierrath

um den Hals legen ſoll'! Aber ich ſah den Kerl von Anjou, als er mit der Krone aus Rom kam, und ſeine Fratze ging mir nicht mehr aus den Augen weg; auf der Zunge lag ſie mir, daß ihr kein Wein mehr ſchmeckte. Das Krötengift mußt' ich von ihr loswerden, und ich ließ meine herzogliche Leibwache ſatteln und ritt durch's Abruzzengebirg und die Moliſegrafſchaft gegen Campanien. Grad' kam ich über den ſchartigen Felsrücken, als drunten vor Benevento der Lärm losging; wir ſuchten eine Furt durch den Calorefluß und hieben mit in das päpſtliche Lumpenpack drein, daß ihnen Ohren und Naſen von den Schädeln flogen. Hie Waiblingen allewege! wenn die Fauſt um den Griff iſt. Was Manfredi mir ſchenken würd', dacht ich nicht dabei; daß er doch ein Staufer ſei, gährte mir das Blut gegen den Giftmolch aus Frankreich. Aber zu ſchaffen gab's nicht viel mehr, ſo ſchien's; die Deutſchen und die Muſelmänner thaten gute Arbeit, das Herz lachte Einem im Leib. Da fielen ihnen auf einmal die italieniſchen Hundsſötter in den Rücken, bricconi, traditori, canaglia ſind ſie alle von Haus aus. Ein ehrliches Gewerb' iſt's, was ich treibe; wer mir auf Weg und Steg vor's Geſicht läuft, weiß, wofür er mich anzuſehn und ſich zu wahren hat. In den Höllenfeuerbrand des Florentiners mit dem ganzen Schurkenvolk! ein deutſcher Narr war Manfredi, ihnen zu trauen. Tauſend Aasraben

hacken dem Adler die Augen; ich brauche meine noch, aber Salz brennt mir in ihnen, daß unſre Arme nur ein Dutzend ſind gegen den krächzenden Schwarm mit den Kreuzen des Satans auf der Bruſt. Toll war's, ſich lebendig von ihren Gierkrallen und Schnäbeln das Fleiſch vom Leib reißen zu laſſen; ich bin kein ſtaufiſcher Narr, zurück in unſer Felsloch, vor dem das ſchwarze Gezücht ſeine Federn hütet! Da ſehe ich etwas am Boden liegen, ohne Helm, ein Geſicht, das ich kenne; einen Augenblick trügt's mir vor den Wimpern, als iſt's der König ſelbſt. Doch der hat dunkleres Haar — ich weiß nicht, wie's kommt, daneben ſieht mich plötzlich aus der Luft ein andres Geſicht an, gelb, mit grellem Augenweiß, das meines amico Giovanni Frangipane — und da hab' ich's, Ihr ſeid's, Temringer, von gutem Abend bei der Kanne unter Velletri her. Das Schlachterhandwerk iſt ſeitab von Euch, allum faſt, doch Ihr liegt auf leerem Fleck, und es ſcheint, Ihr lebt noch. Hebt ihn mir herauf, ihr Maulaffen! Wie der Blitz haben ſie Euch vor mir im Sattel, daß mein Arm Euch hält, und wir jagen fort. Mein Pferd keucht, die Laſt iſt ſchwer, aber hol's der Teufel und ſein Sohn, Euch ſoll der Kerl mit der Fratze nicht lebendig noch in die Klauen kriegen, denn wir ſind Nachbarskinder aus dem ſchwarzen Wald. Iſt's nicht anders, will ich Euch anſtändig als Landsmann in

meinem Steingrund begraben; ob's geweihte Erde iſt, danach fragt Ihr wohl nicht. Aber beſſer iſt der Wurfbecher geſtülpt, daß der medicus Euch wieder auf die Beine gebracht hat; die Rebſtockmedicin in dieſem Land iſt ſo heilſam, als die Zweibeiner drin ſchurkiſch ſind. Da, Freund, nehmt von der Arznei! Die Welt iſt nichts andres mehr werth, als ſie ſich mit der Kanne aus dem Kopf zu ſpülen."

Nach ſeiner Weiſe hatte der „Herzog von Spoleto" ſich dargeſtellt, als ob nur Abenteurertrieb ihn mit nach Benevento gebracht, wider ſeinen Vortheil, da König Manfredi als Sieger und Herrſcher in ganz Italien dem abſonderlichen Parteigänger auf eigne Hand und ſeinem Weglagererbetrieb vermuthlich ein kurzes Ende gemacht haben werde. Doch nicht nur ſein Mund, auch ſeine Augen redeten mit, und in ihnen flammte ein deutſcher wilder Ingrimm gegen „den Teufel und ſeinen Sohn", Clemens den Vierten und Karl von Anjou, brannte das „Salz" um den Niedergang des großen ſtaufiſchen Geſchlechts, mit dem ſein Aeltervater einſt in dies Land gekommen, um den Namen eines duca di Spoleto zu gewinnen.

* * *

In einem Felſenneſt, wie in ſteinernem Horſt eines Raubvogels hoch oben auf den rauhen Sabinerbergen

ſaß Manfrid von Temringen geborgen. Der April hatte begonnen, doch hier lag noch Schnee gethürmt und winterkalter Tramontanwind ging um das Caſtell. Das war ein abſonderlicher Bau, vielfach kaum zu ſcheiden, was für die Mauern die Natur aus grauem Kalkgeſtein vorgerüſtet und was Menſchenhände hinzugethan. Noch verwunderlicherer aber ſah die Zuſammenfügung des letzteren an, denn Marmorquadern und Säulenbruchſtücke miſchten ſich überall hindurch; zweifellos hatte hier einmal ein altrömiſcher Göttertempel geſtanden und vom jäh abſtürzenden Fels zur Tiefe hinabgeprangt. Nur von einer Seite bot ſich ſchmaler Zugang auf einer Steinrippe oder Klippe, mit Blöcken verrammelt und von Wenigen gegen Tauſende zu vertheidigen; ringsum dehnte ſich ödes unwegſames Gebirge, fern drunten aus der Tiefe der Campagna ſahen die Thürme und Kirchen Roms herauf. Schon der Vater Rainolds von Urßlingen hatte hier gehauſt, während unabläſſiger Kriegszeit die Burg einmal verödet angetroffen und ſich drin feſtgeſetzt. Daß ſie erſtürmt worden, war nicht zu denken, ſie mußte von einem hartnäckigen Feind ausgehungert, ſo erobert und danach achtlos wieder verlaſſen geweſen ſein. Gegen ſolche Bedrohung hielt der Urßlinger ſich ſicher verwahrt, mächtige Nahrungsvorräthe aller Art, beſonders von Wein, aufgeſpeichert, wie ein Hamſter ſie in ſeinen Bau für

Winterzeit zuſammenſchleppte, und ſo lange Jahre er in dem Caſtell thronte, hatte ſich in dem immer wechſelnden ungeheuren Wirrwarr der Parteikämpfe nie jemand gefunden, der die Ausdauer beſeſſen, zu erproben, ob er im Verbund mit Hunger und Durſt den duca di Spoleto unterkriegen könne. Eine Zeit war's, in der noch eine Ritterburg auf unerklimmbarer Schroffe dem ſtärkſten Heere, Kaiſer und Reich Trotz zu bieten vermochte.

Mit dem „noch wieder auf die Beine gebracht Sein" Manfrids verhielt ſich's aber nur eben nach dem Wortſinn, daß er ſo weit gekommen, vom Lager aufzuſtehn und auf einem Stock geſtützt langſam etwas umherzugehen. Doch wirklich zur Geſundheit zurückgekommen war er keineswegs und fühlte, im beſten Fall würden noch manche Monde drüber vergehn, eh' er ſeine vormalige Kraft wiedergewinne; zu dicht vor dem Auslöſchen war ſein Leben geweſen, der Lanzenſtoß hatte ohne Zweifel ihm ein Stück der Lunge zerriſſen, ein ſtechender Schmerz bei'm Athemzug blieb trotz der vernarbten Wunde und milderte ſich nur mit ſchleichender Langſamkeit ein wenig ab. Aber nicht der Körper allein war ihm ſiech geworden, ſondern ſchlimmer noch ſein Gemüth. Im Innerſten hatte ihn die Nachricht vom Tod Manfredis erſchüttert, in tiefſte Trauer ihn der Verrath auch an der Königin Helena, ihre und ihrer

Kinder Gefangennahme geſtürzt. Vor ſeinen Augen ſtanden der König und die Seinigen immer in der Frühlingsherrlichkeit ihrer Schönheit und ihres Glückes; undenkbar, nur wie ein erſtickender Albtraum ſchien's, daß alles das geweſen, vergangen ſein ſollte, niemals wiederzukehren, daß der einzig Glückliche der todte Manfredi war, der nichts mehr von dem namenloſen Jammer ſeines Weibes und ſeiner Kinder vernahm. Ein Erdenfleck um Manfrid her war's, der auch den Steinen Zunge lieh, von der Vergänglichkeit zu reden, daß auf der Welt das Große, Edle und Schöne nicht wider das Gemeine beſtehn könne, von ihm geſchändet und zerſtört untergehe. Wie hier einſt rohe Fauſt die Tempelſäulen gebrochen und aus ihren Trümmerſtücken die Mauer einer Raubburg aufgethürmt, ſo hatten Gier und Gewalttücke den ſtrahlenden Bau Manfredis zerſchlagen und zerſtückelt zu Boden geriſſen — die Prieſterfauſt, die ſich da drunten mit den Kirchthurmfingern aufreckte, Rom, immer Rom, wo es galt, höher emporſtrebendes Menſchenthum, deutſchen Geiſt zu verkrüppeln und vernichten. Am höchſten und deutlichſten ragte die Baſilica San Giovanni in Laterano, „omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput", die „aula Dei", daneben der päpſtliche Palaſt. Von dort hatten bald ſeit einem Jahrtauſend die römiſchen Biſchöfe geſegnet und verflucht; ein bittres Lachen zuckte um die

Lippen Manfrids, wie mit Augen eines Baſilisken ſah die Baſilica ihn an, als trage ſie davon ihren Namen. Er mußte ſich beſinnen, nachrechnen, wie lang es her ſei, daß er ſie zum erſten Mal gewahrt; wie in einer unendlichen grauen Weite lag's ſchon hinter ihm. Und doch auch ſtand's ihm klar vor dem Blick, wie er, von Bologna her in die Campagna herabgekommen, Halt gemacht und ihm geweſen, als hebe ſich von den Kirchen Roms etwas nebelhaft Geſpenſtiſches in die Luft auf wachſe, Fänge vor ſich ausbreitend, zu einem geflügelten Rieſenungeheuer, das ſeine Fittiche ringshin bis an die Himmelränder dehne. Er fühlte den Schauer wieder, der damals aus dem Anblick über ihn gekommen, heut' kälter und ſtärker ihm bis durch's Mark rüttelnd, denn zur Wirklichkeit war das Wolkengeſpenſt geworden, hatte ſich nachtſchwarz über die ſchöne Sonne Manfredis geworfen, ſie vom Himmel herabgeriſſen, ihr Goldlicht und ihre Wärme zu eiſiger Finſterniß ausgelöſcht. Der Frühling der Natur kehrte immer zurück, durchſtickte ſelbſt das karge Geſtein der Felſenhöhe mit rothen Blüthen, aber der freudige Herzſchlag, den die gefühlloſe Todeshand des Winters angefaßt, lebte nicht wieder auf. Manfrid von Temringen kam's zuweilen, ob nicht ein ſtillbeſcheidenes Menſchenglück in ſchlichtem, friedlichem deutſchen Bürgerhaus neidenswerth ſei gegen allen ſtolzen Ruhm und Hoheitsglanz der Staufer; ein

Leben, nur von Liebe und Sorge für Weib und Kinder ausgefüllt, nicht nach unerreichbaren Sternen und von giftigen Schlangen behüteten Kronen greifend. Ein banges Sehnen preßte ihm ſelbſt manchmal die ſchmerzende Bruſt, wenn der ſtützende Stab ihn langſam auf die Caſtellmauer hinaufgebracht und er droben, in Wind und Sonne raſtend, lange Stunden ſchwermüthigen Sinn's nach Rom hinunterſah. Mit unermeßlicher Weite breitete ſich drüber hinaus das uferloſe Meer, im Süden ſtieg als letztes, duftumſponnen, das Felſencap der Circe auf. Wie anders war er unter dem und an dem Caſtell von Aſtura vorübergefahren, als vor zehn Jahren das Schiff ihn nach Palermo zur Krönung Manfredis getragen. Zehn Jahre; eine ſpiegelnde Erztafel gab ihm das Bild ſeines hohlwangig blaſſen Geſichts zurück, zeigte an den Rändern deſſelben frühzeitig ſchon einzelne heller ſchimmernde Haare ſeines Bartes.

Gegen dies Schwermuthsgefühl half auch die friſche Laune und Befliſſenheit ſeines Wirthes nicht; verſtärkend nur wirkten drauf die trüben Nachrichten, die der letztere von ſeinen Ausritten mit heimbrachte. Ueberall im ſiciliſchen Königreich wütheten Mord und Brand des Kreuzheeres, Marterwerkzeug und Henkerbeil Karls von Anjou; manchmal brach's dem Hörer vom Mund, gerechter Lohn der Felonie ſei's für das treubrüchige Volk, vor allem für ſeine Großen, doch wehvoll zuckte es

dennoch dabei im Herzen Manfrids über den hoffnungslosen Untergang der herrlichen Schöpfungen Manfredis. Auch vom Norden her klangen die Botschaften gleich; die ghibellinisch gesinnten Städte in Umbrien, Toscana und der Lombardei unterwarfen sich dem Papst, allerorten rissen die Guelfen die Herrschaft an sich. Jubelnd schrieb Clemens der Vierte: „Niedergestürzt sind die Rosse und Thürme Pharaos, die Kriegshäupter getödtet und gefangen, gebrochen die Hörner der Sünder. Am Boden liegt der Unglaube, der Glaube hebt sich siegreich empor.“ Doch nicht vor der Oeffentlichkeit schrieb er anderes; ihr frohlockte er über die Bezwingung des staufischen Drachens, in sich aber fühlte er, daß er eine schlimmere Schlange an seinem Busen großgenährt habe, und Briefe seiner Hand an Karl von Anjou sprachen ein vernichtendes Urtheil über den Jünger aus, für dessen Meister er sich gehalten. In Gallenbitterniß und Verachtung tauchte er die Feder, warf dem neuen König seiner Schöpfung Beschuldigungen schwarzen Undanks, der Treulosigkeit, Raubsucht und Blutgier, des Frevels an göttlichem und menschlichem Recht und Gebot und blindwüthiger Tollheit in's Gesicht. Zwar, dem Palimpsest unter einer Mönchsschrift ähnlich, schimmerte durch die Zeilen des Grimmes die Furcht herauf, die schrankenlose Willkür und Grausamkeit des neuen Königs gefährde mit seinem Thron auch die Hauptstütze der Kirche.

Aber fraglos hinterließ der Nachwelt ein Papſt einen nicht von Parteihaß verfärbten, unanfechtbarſten Richtſpruch Karls von Anjou.

Der Sommer und der Herbſt gingen hin, ohne Manfrid von Temringen zu der erhofften Wiederkräftigung zu verhelfen. Wohl ließen mählich die Beſchwerden bei'm Athmen nach, Anzeichen war's, daß ſeine geſunde Körperbeſchaffenheit die ſchwere Verwundung überwinde, auch einer Heilung im Innern entgegenführe. Doch ſein geiſtiger Zuſammenbruch lähmte zu ſehr den Lebenstrieb in ihm, als daß er wirkliche Geſundung des Leibes zurückgewinnen konnte; ſelbſt verhielt er ſich gleichgültig dagegen, ob er weitere Beſſerungsfortſchritte mache, theilnahmlos ſah er die Tage kommen und gehn. Nur bedrückte es ihn, als der Winter anbrach, daß er ſeinem Lebensretter nutzlos länger zur Laſt falle, und er ſprach die Abſicht aus, das Caſtell zu verlaſſen. Davon indeß wollte der Urßlinger nicht hören: „Zwar kann ich mir wohl ſpaß- und redluſtigeren Genoſſen am Tiſch denken, Ihr verſpracht drüben unter Velletri beſſeren Beſcheid bei der Kanne. Aber was Euch vom Mund kommt, iſt deutſch; das klingt mir närriſch im Ohr, als hätt' ich's einmal in einem Traum ſo gehört, drin eine Mutter mich in dem ſchwarzen Wald auf den Armen getragen und damit in Schlaf geſprochen, und Nutzen leiſtet Ihr mir genug, daß ich die Burg unter

Eurer ſichren Hut weiß, wenn ich drunten den päpſtlichen Krähen die Federn rupfe. Wollt', ich könnte dem Aasgeier ſelbſt einmal an den Hals, das wär' noch gute Stunde — doch wohin denn wolltet Ihr, der ſich kein Eiſen über den Leib ziehen kann, und Durſt und Hunger würd' Euch draußen in die Klauen einfangen. Denn es thut nicht Herr oder Stadt den Säckel auf für ein Ritterſchwert, das nicht dreinzuhauen vermag; bleibt drum hier bei'm velletriſchen Wein, deſſen wir noch genug haben, Fäſſer davon Papſt und König auf die geſalbten Köpfe herunterzupoltern, thäten ſie Euch und mir die Ehre an, daß ſie uns hier beſuchen wollten."

Hunger und Durſt waren's jedoch nicht, die Manfrid ſchrecken konnten, und nach Sold brauchte er nicht umzuſuchen. Von dem reichen Beſitzthum, mit dem König Manfredi ihn begabt, hatte er wohl den größeren Theil verloren, doch den andern einem großen ghibelliniſchen Handelshauſe in Fiorenza vertraut, weit ausreichend genug noch immer, ſein Leben vor jeder Nothdurft zu bewahren. Aber gleichgültig gab er auch das zur Erwiedrung, ihm lag nichts mehr an Hab' und Gut. Sein Wirth dagegen wußte ſolches wohl zu ſchätzen und antwortete drauf: „Da haltet's vor den Raben in Sicherheit, Ihr ſeid ein Kraut von deutſchem Samen, das mehr Naß braucht, als das Unkraut hierzuland, und Eure Kehle wird nicht allzeit ſo wenig

Trockenheit verſpüren, wie heut' noch, als ſchlucktet Ihr Waſſer aus den Augen nach innen, ſie feucht zu halten." Ernſthafter indeß fügte er nach: „Laſſet's gut ſein, Temringer, und harrt aus bei mir, Euch zu kräften, und mir zu deutſcher Red' und Antwort. Glaub' faſt, es wird auch meines Bleibens hier in dem alten Steinhaufen nicht allzulang mehr ſein, daß ich einmal aufſatteln muß, heimzureiten nach meiner Väter Burg über dem Räubernest im ſchwarzen Wald. Denn ich verſpür's öfter in neueſten Tagen, ſie legen mir Dohnenſchlingen drunten für den Hals, daß ich als Gimpel den Kopf hineinſtecken und mich ſchmoren laſſen ſoll auf des heiligen Vaters Bratroſt. Nachdem er den Adler verſchlungen, ſcheint's, hat er noch Heißhunger ſogar auf einen winzigen Krammetsvogel, wie ich, und geht's hier mit den Beeren zu End', müſſen wir ſie anderswo ſuchen. Im kaiſerloſen deutſchen Vaterland, hör' ich, wachſen ihrer viele."

Er machte kein Hehl mehr aus ſeinem Raubrittergewerb; Tauſende ſeines Standes thaten überall das Gleiche, wie er, wo nicht ſtärkere Macht der Fürſten und Städte ihrem Fauſtrechttreiben wehrte, und die Zeit betrachtete es ſo, daß ſelbſt Manfrid, obwohl ſein Gefühl ſich dagegen ſträubte, doch nichts Schimpfliches und wider Ritterehre Streitendes drin ſah. Es war eben ein unterlaßloſer Kampf aller gegen alle, das

ganze Leben nur Schwertgeklirr und der Erdboden nur ein Schlachtfeld. Niemand auf der Welt hielt ſich an Recht und Gewiſſen, allein die Gewalt packte zu und die Heimtücke lauerte, ſo geſchah's vor allem dieſem Volk auch recht, von deutſchem Arm zuſammengehauen zu werden. Eine Vergeltung war's; vor dem Blick tauchte Manfrid manchmal die Geſtalt Djurre Hajungas auf, den Stachelkolben auf den Goldadler des Königs Wilhelm niederſchmetternd, und im Ohr klang ihm, was ihr Mund nicht geſprochen und doch wie Donner das Eisfeld von Medemlik überrollt: „Rache für den Todten — Rache!“

So blieb der immer noch nicht wirklich Geheilte weiter in dem Caſtell, und auch der Winter ging vorüber. Von Deutſchland her kam nur ſelten eine Kunde und dann verworren-unverſtändlicher Art. Auch das dortige Schattenkönigthum Richards von Cornwallis beſtand nicht mehr; mit ſeinem Bruder, dem König Heinrich, von aufrühreriſchen Baronen überwältigt, ſaß er als Gefangener auf dem Schloß Kenilworth in England. Seitdem trachtete im Reich Ottokar von Böhmen nach der herrenloſen Krone; ihm hielten beſonders die Herzoge von Baiern ein Gegengewicht, Vortheilsſucht, Feindſchaft und Kampf rangen überall widereinander. Doch wie von den nordiſchen Nebeln umwogt, kamen die ſpärlichen Botſchaften herüber, ließen

kein Bild von dem geſtalten, was jenſeits der Berge ſich in Wirklichkeit zutrage.

Auch der Frühling kehrte ſo, und wieder Sommer ward's; bald anderthalb Jahre ſaß Manfrid von Temringen in ſchwermüthigem Brüten zwecklos bei dem „duca di Spoleto“. Da brachte dieſer einmal ſeltſame Nachricht von drunten mit herauf.

Von Mund zu Mund ging ein Ausſchreiben, das Clemens der Vierte nach Fiorenza an die dortigen Guelfen gerichtet und das gar merkwürdig anders lautete, als ſeine Briefe an Karl von Anjou. Denn er ſchrieb:

„Ein giftiger Baſilisk iſt dem Blut des Drachen entſprungen, ſchon geht ſein Peſthauch über Toscana. Eine Schlangenbrut, Feinde unſers in Chriſto geliebteſten Sohnes, des erlauchten Königs Karl, ſind's, der unbeſonnene Knabe Konradin, Enkel Friedrichs, weiland Kaiſers der Römer, des von Gott und ſeinem irdiſchen Statthalter mit gerechtem Richtſpruch Verworfenen. An Städte, Caſtelle und Edle Italiens entſendet er Schrift und Botſchafter, ihr Wahnſinn verblendet ſie, ihn offen vor der Welt König zu benennen. Darum befehlen wir euch, wenn unſere Gnade euch lieb iſt, die Hauptleute unſeres geliebteſten Sohnes, des einzigen und rechtgemäßen Königs von Sicilien, der bald ſelbſt mit ſeiner Kriegsmacht nach Toscana aufbrechen wird, mit Rath und That bei ihrem frommen Werke zu ſtützen.“

Das war der Inhalt des päpſtlichen Schreibens, das drunten durch's Land ſcholl. Einem Sturm gleich aber riß es Manfrid von ſeinem Sitz in die Höh', wie mit einem fluthenden Lebensſtrom durchbrauſte plötzlich das Blut ihm die Adern. Hochaufrecht, voll aus der Bruſt athmend, ſtand er, empfand wie mit einem Schlage alle Kraft wiedergekehrt. Sein Körper war lang ſchon geſundet, nur der Druck der Seele hatte ihn im dumpfen Gefühl der Unmacht forterhalten. Die fiel ab, wie ein Schatten, den die Sonne jagt, vor der Botſchaft, der letzte aus dem Staufergeſchlecht ſtrecke die Hand nach dem Kronenerbe ſeiner Väter.

„Ein Knabe, noch nicht ſechzehn Jahr' alt iſt's", ſagte Rainold von Urßlingen achſelzuckend; „wohin wollt Ihr, Temringer?" Doch Manfrid flog hinaus, zur Rüſtkammer, in Eiſen gewaffnet kam er zurück; leicht, wie ehemals, trug ſein Leib den ſchweren Panzer. „Ihr müßt ihn mir leihen, Herzog, und ein Roß dazu; ich zahl's Euch von meinem Gold zu Fiorenza, wenn ich zurückkomme."

„Ein Narr ſeid Ihr mit Eurem kranken Leib! Was plant Ihr?"

„So geſund war ich nie! Ihr habt mir die Kunde gebracht und fragt? Fahret wohl und auf gutes Wiederſehen!" Heut' dank' ich Euch für mein Leben, das Ihr mir bewahrt! Was Euer Mund reden mag,

ich weiß, Euer Herz klopft anders und ſein Schlag ruft mit meinem: Hie Waiblingen bis zum Tod!“

Kein Halten nur für eine Stunde noch gab's, die nächſte ſchon ſah ihn drunten dem Norden zureiten. Durch die Campagna, am Soracte vorüber, dann weiter auf dem Weg, den er einſt herabgekommen, durch das Thal des Narfluſſes zum Tiberbeginn in Umbrien. Wunderſam kraftvoll fühlte er ſich, jung wie vor einem Jahrzehnt; ſein Pferd bedurfte der nächtlichen Ausraſt, er hätte ſie nicht gebraucht. Ein ſicheres Wegziel konnte er jedoch nicht in's Auge faſſen, denn alles, was umlief, beſtand nur aus ungewiſſen Gerüchten; was wirklich im Norden vorgehe, wußte niemand. So nahm er ſeine Richtung gegen Cremona, in der ihm altbekannten Stadt bei den Ghibellinen beſſere Auskunft zu erhalten. Rechtzeitig indeß erfuhr er noch, daß ihm dort größte Gefahr drohen würde, da die Zuſtände ſich völlig verwandelt, die Guelfen zur unumſchränkten Herrſchaft gelangt ſeien. Unſchlüſſig, wohin er ſich wenden ſolle, ließ er ſich, Mantua zu vermeiden, von einer Fähre über den Po ſetzen, folgte dem Oglio aufwärts, um zum Gardaſee zu kommen. Seiner Vorſicht zum Trotz aber gerieth er grade hier auf den übelſten Weg, den ein Heerhaufen der Städte Cremona und Piacenza ihm verſperrte, die eine Belagerung der ghibelliniſch geſinnten Stadt Tegola im Schilde führten. Zu nah war er

herangekommen, ſein Anblick erregte ſichtlich Aufmerkſamkeit und Verdacht, mehrere Reiter ſprengten auf ihn zu. Er ſchlug ſeinem Pferd die Sporen ein, vor ihm lag ein Dorf Cavatono, zwiſchen deſſen Häuſern er ſeinen Verfolgern zu entgehen hoffte. Doch ſie wuchſen zu noch größerer Zahl an, ſchloſſen ihn nach allen Seiten ein, kein Ausweg blieb mehr.

Da geſchah urplötzlich etwas, das er im erſten Augenblick nicht faßte. Der Boden neben ihm bebte und dröhnte von wildraſendem Hufſchlag, wie eine ſturmgepeitſchte Wetterwolke flog eine blitzende, klirrende, raſſelnde Maſſe heran. Ein dichtes, funkelndes Starren eingelegter Lanzen, Roſſeſchnauben, und nun ein hundertſtimmiger Ruf: „König Konrad!“ mit dem ein halbes Tauſend deutſcher Ritter ſich auf die jäh überraſchten Cremoneſer warf. Ein ungeheurer Prall, und die Hälfte der Guelfen lag zu Boden geſtreckt, die andre wandte ſich in wirrer Flucht gegen Cremona zurück, von dem hallenden Feldgeſchrei: „König Konrad!“ bis an die Thore der Stadt verfolgt. So einem Wetterſturm gleich war's gekommen, ſein Verderben entladend, und ſchon vorübergebrauſt, daß es Manfrid faſt noch wie Sinnestäuſchung dünkte. Kaum gelang's ihm, eines Nachzüglers noch habhaft zu werden, auf ſeine Frage kurze Antwort zu erhalten: „Von Verona her, Maſtino della Scala, König Konrads Hauptmann.“

„Konradin? Der Knabe? Wo iſt er?“

„Der iſt kein Knabe mehr. Ueber den Brennerpaß rückt er mit ſeinem Heer.“ Und der Reiter war, den andern nach, vorüber.

* * *

Der blaue Spiegel des Gardaſee's leuchtete Manfrid zur Linken auf, doch verſchwand ihm bald wieder, wie er durch die düſtre Engniß der Veroneſer Klauſe an der weißſchäumenden Etſch aufwärts in's Hochgebirg hineinritt. Bei Trient erreichte er ihm ſchon bekannten Weg, auf dem er von Oſten her durch die Alpen gelangt war, als er im Auftrag Manfredis nach dem Baiernland gezogen, Gewißheit über Leben oder Tod des kleinen Sohnes Kaiſer Konrads einzuholen. Wie ſtanden ihm die beiden Knaben in dem Gärtchen der Burg Trausnitz, den Schmetterlingen nachlaufend, noch vor Augen; er hörte die Stimme der florentiner Wärterin: „Conradino!“ rufen. Eine unausdenkbare Zeit ſchien ihm ſeit dem Frühlingstag vergangen.

Jetzt hörte er den Namen wieder, noch den gleichen, der dem Kinde beigelegte italieniſche Koſelaut war dem Herangewachſenen geblieben. Die deutſchen Ritter hatten wohl als Schlachtgeſchrei: „König Konrad!“ gerufen, doch überall nun im Etſchthal ſprachen Bürger und Bauern von „Konradin“. Nur ſetzten auch ſie „König“

voran; manche mochten nicht wiſſen, daß er weder dazu gekrönt, noch gewählt ſei, aber auch die es wußten, redeten nicht anders von ihm. Ein Staufer, der letzte, einzige noch auf der Welt war er, und ſelbſtverſtändlich war er ihnen „der König Konradin“.

Nun hallte ſein Name überall, ſelbſt die Kinder riefen ihn bei'm Spiel, erwartungsvoll hielten ſich alle Augen nach Norden gegen die hohen Schneeberge gerichtet. Doch wo der ungeduldig Erharrte ſei, wußte niemand, nur von jedem Mund ſcholl's als Antwort, er breche drüben im Baiernland auf, befinde ſich unterwegs, er komme. Mit noch ſtürmiſcherer Ungeduld trieb Manfrid ſein Pferd vorwärts, und die engen Bergwände wichen vor ihm auseinander, der reiche Thalgrund breitete ſich aus, die Stadt Bozen umfaſſend, über der in der Abendſonne ungeheure Rieſenfelszacken und -Zinnen, wie in Purpurgewänder eingehüllt, rothe Glut ausſtrahlten. Staunend hielt der Reiter an; ſo weit er ſchon umhergerathen, ein ſolches in den Himmel Auflodern ſteinerner Fackeln war ihm noch nirgendwo vor den Blick gekommen. Als ſchreite es in märchenhafter Pracht daher, etwas Wunderſames und Uebergewaltiges anzukündigen. Der verzauberte „Roſengarten“ des Zwergkönigs Laurin war's; es hieß, im thüringiſchen Land auf der Wartburg des Landgrafen Hermann habe ein „Liederbringer“ Herr Heinrich, „Der von

Oſterdingen" zubenannt, davon eine ſeltſame Märe geſungen.

Da auf einmal jetzt huben die Thurmglocken von Bozen ein Geläut an, das Manfrid den Gedächtniß-klang andrer im Ohr wachrief, zu Palermo, als der Krönungszug Manfredis von der mauriſchen Schloßburg zum Dom aufgebrochen. Und da glimmerte und funkelte es nordwärts aus der Oeffnung des Eiſackthals hervor, auch ein ſich heranwindender Zug, doch nicht feſtlicher, ſondern kriegeriſcher Art, in Erz glitzernd und klirrend. Wie endeslos floß es auf ſchmalem Weg aus der Berg-enge nieder, gepanzerte Roſſe und Ritter, Standarten, Banner und weitleuchtende purpurne Fürſtenmäntel. Die Luft aber zitterte jetzt von zehntauſend Stimmen zu-gleich; alle Bewohner der Stadt, bis auf den letzten an Krücken Humpelnden, hatten ſich drüben vor das Thor hinausgedrängt, und brauſend, betäubend klang ihr Jubelruf: „Heil König Konradin!"

Wie bis an die Eiſenwand der Rüſtung hinan ſchlug Manfrid von Temringen das Herz; hinüber-ſchauend, hatte er gehalten, nun trieb er haſtig ſein Pferd weiter. Nur ſonderbar rührte etwas ihn an, wie ſein Blick noch einmal ſich nach den flammenden Bergzacken aufhob. Sein Auge mußte ſuchen, fand ſie nicht mehr; die Sonne war niedergegangen und die Märchenpracht verſchwunden. Düſtrer Schattenwurf der

Rieſengipfel umher fiel auf den Roſengarten des Zwergkönigs, vom Purpur entkleidet, ſtanden die hohen Schroffen aſchfarben und leblos in ſtrahlenloſer Luft. Einen Augenblick war's Manfrid, als habe er von ihrem Wunderglanz nur geträumt und fahre erwachend auf; dann beſann er ſich, durchmaß eilig die Stadt Bozen, dem jenſeitigen Thore zu. Noch rechtzeitig kam er an, der Heerzug blieb draußen vor den Mauern, doch ihm nah vorüber ritt eine Zahl fürſtlicher Herren ein. Er erkannte die Herzoge Ludwig und Heinrich von Baiern, den Grafen Mainhard von Tirol, aber nicht mehr als flüchtigen Blick hatte er für ſie, nach Einem nur ſuchte er. Und nun — es bedurfte nicht des Jubelgeſchrei's der Volksmaſſe — das war Er, der Knabe von der Trausnitzburg, nur hoch und ſchlank aufgewachſen, ein Jüngling, im Panzerkleid. Doch aus dem aufgeſchlagenen Helmgatter ſah faſt unverändert noch das gleiche Antlitz mit den tiefblauen Augen und dem goldblonden Haar. Das war Er, wohl auch ſeines Vaters Züge tragend, aber offener, freudiger, leuchtender; König Enzio und Manfredi und Kaiſer Friedrich ſelbſt waren's, zu Einem vereinigt, im ganzen Zauberglanz ſtaufiſcher Jugendblüthe. Und ob er keine Krone trug, jedem ſprach's aus ſeinem Angeſicht: Er war ein König.

Er hielt jetzt auf dem Platz an, kaum ein Dutzend Schritte von Manfrid entfernt, dem ſich übermächtig

aus der Bruſt drängte: „Heil dem Kaiſer!“ Andrer Ruf war's, als der aller Uebrigen, und unwillkürlich wandte Konradin die Augen nach dem Mund, von dem jener gekommen; freundlich nickte er dem fremden Ritter zu. Dann aber ſprach er, noch mit der hellen Kinderſtimme, zu ſeinem vornehmen Geleit:

„Hier laßt uns einen Tag noch Raſt halten und das Eiſenkleid von der Bruſt abthun. Wie ſchön iſt die Welt, doch däucht mich, ſchöner ſah ich ſie noch nicht, als um Bozen. Und blaue Trauben ſah ich reif im Laub hängen — darf ich von ihnen eſſen, Oheim? Ich wünſchte mir's oft ehemals, aber bei uns an der Iſar gab's ſie nicht.“

Mit einem ſchelmiſchen Knabenlächeln richtete er die Frage an den Herzog Ludwig; ſein Stiefvater, Graf Meinhard, diente ihm nun als führender Wegweiſer nach ſeiner Stadtburg. Zur Seite ritt ihm ſein unzertrennlicher Spielgenoß aus früheſten Tagen, Friedrich von Baden oder Herzog von Oeſterreich, zahlreiche Große aus deutſchen Landen bildeten ſein Gefolge, auch der Graf Rudolph von Habsburg befand ſich unter ihnen. Aller Gebahren legte Zeugniß ab, der Jüngling ſei das Oberhaupt, königlicher Hofhalt, Marſchall, Kanzler, Beamte und Dienerſchaft umgaben ihn. Draußen vor den Mauern lagerte das Heer von etwa ſechstauſend Gewaffneten, doch Botſchaft war eingetroffen, in gleicher

Stärke harre ſeiner bereits ein Zuzug in Verona. Von der Burg zu Bozen erließ er am Abend ein Schreiben an den Podeſtà der ſtarken ghibelliniſchen Stadt Pavia, er komme, die Krone, die der Papſt und der Graf von Anjou ihm geraubt, an ſich zu nehmen. Königliches, ſtaufiſches Hoheitsgefühl redete aus der Schrift.

* * *

Bis tief in die Nacht hinein und ſchon in der Morgenfrühe des nächſten Tages wieder durchwanderte Manfrid das Heerlager, umblickend und umhörend, knüpfte bald hier, bald dort mit Rittern und Waffenknechten eine Zwieſprache an, die ihm zumeiſt eine gleichartige Erwiederung, beſonders von den Bairiſchen eintrug. Manche zeigten etwas mißmuthige Geſichter, denn ſie hatten bisher noch keinen Sold empfangen; es gebrach an Geld, doch die Herzoge verhießen reiche Zahlung, ſobald ſie nach Verona kämen; große Schätze lägen in den Städten Piſa und Siena für den König bereit. Weiter ging Manfrid umher, aber der traumhaft freudige Glanz ſchwand allgemach von ſeinen Zügen ab, Nachdenklichkeit legte ſich auf ſie, faſt wie ein Schatten fiel's zuletzt drüber. In einem unſchlüſſigen Zaudern verbrachte er den Nachmittag, gegen ſeine Art konnte er nicht zur Klarheit in ſich kommen, was er wollte. Einmal begab er ſich dem Hauſe zu, in dem

der Herzog Ludwig verweilte, ſich bei dieſem um Vorlaß melden zu laſſen, doch an der Thür wandte er ſich um und ging zurück, ziellos hin und wieder. Unwillkürlich aber zog es ihn in die Richtung nach dem Schloß des tiroler Grafen, und faſt ohne Wiſſen ſtand er davor, trat in ein Rebgelände, das nach rückwärts daran ſtieß, hinein. Leer und ſtill war's drin, Vorabend im Octoberanfang lag köſtlich über den ringsum vollſchwellenden blauen Trauben. Das große Gebäude erſchien wie unbelebt, auf alles in der Stadt übte das Heerlager draußen hinausziehende Kraft. Nur, wie Manfrid in ſeinen Gedanken weiter umſchritt, vernahm er einmal zwei Stimmen durch eine offenſtehende Erdgeſchoßthür herausklingen; geräuſchlos bewegte er ſich ihnen näher entgegen, und nun gewahrte er, ſelbſt ungeſehn, die beiden Redenden wie ein Bild vor ſich. In einem Gemach ſaßen Konradin und ſein Jugendfreund ſich gegenüber, vertieft, denn ein Tiſch mit einem Schachzabel ſtand zwiſchen ihnen, und ihre Köpfe bogen ſich über die kunſtvoll aus Elfenbein geſchnitzten, mit blauen und rothen Edelſteinen unterſchiedenen Figuren. Mit den Kreuzfahrern war das Spiel aus dem Morgenland gekommen, die Staufer hatten es ſchon von des Kaiſers Barbaroſſa Tagen her eifrig betrieben, vor allen Friedrich der Zweite, und wohl als Erbſchaft lag gleiche Vorliebe dafür von kleinauf ſeinem Enkel im Blut.

Seit Jahren maßen die beiden unzertrennlichen Genoſſen faſt täglich ihre Geſchicklichkeit auf dem Brett, und ſo thaten ſie's auch heut; anziehender und wichtiger ſchien's ſie zu bedünken, als das bunte Treiben draußen vor den Thoren. Doch ging das Spiel zum Ende, denn Friedrich von Baden ſagte bald: „Es iſt gut, Konradin, daß Du nicht Dein Zabelkönig biſt und meiner Karl von Anjou, da wär' Reich und Krone für Dich verloren. Drei Züge noch — Schach! — nun kommt auch mein Vezir — Schach! — und der Ritter ſprengt zum Schluß vor. Ergieb Dich, König, Dein Heer hat Dich nicht geſchützt, Du biſt gefangen! Du ſchlägſt mich ſo oft, Konradin, daß Du's mir vergönnen kannſt, einmal Sieger in der Schlacht zu bleiben."

Der im Spiel Unterlegene lachte fröhlich: „Dir ergeb' ich mich willig — der König iſt ein hülfloſer Geſell, wenn er ſich allein gegen die Feinde wehren muß; das geſchieht zum Glück nur auf dem Zabel, durch mein Ungeſchick. Wollt' ich in der wirklichen Schlacht auch ſo ſchlecht acht geben, da hätt' ich meinen guten Vezir mit beſſerem Rath bei mir, der mir nicht von der Seite läßt."

„So lang' er lebt nicht," antwortete Friedrich, die ihm hingeſtreckte Hand Konradins faſſend, „Du haſt einen Arm mehr, als alle Andern, der bin ich, und ſchlägt ihn nicht Einer mit Schwert oder Beil Dir

vom Leib ab, ſo gehört er Dir bis zum Ende gradſo, wie die beiden an Deinen Schultern. Nur jetzt gieb ihm eine Stunde Urlaub, ich hab' Abrede mit dem Grafen Berthold von Marſtetten, daß ich ihn aufſuchen will, ein Roß zu ſehn; mein's lahmt ſeit geſtern von einem Stein im Huf. Oder gehſt Du mit mir?"

„Nein — geh' und komm' zurück, Friedrich — ich habe — ich will —"

Der Antwortende ſprach's ziemlich raſch, ohne doch anzufügen, was er habe und wolle, und der junge Herzog verließ das Gemach. Einige Augenblicke blieb Konradin ſtehen, dann ſchloß er einen Schrein auf, nahm eine kleine Rolle daraus hervor, ſetzte ſich und wickelte einen ſchmalen beſchriebenen Pergamentſtreifen ab, der um einen Stab aufgerollt war; ſchräg fiel die Abendſonne über das Blatt, deſſen Schrift er las.

Eine Zeitlang, da hob er einmal verwundert den Kopf. Draußen vor der Thür begann eine Stimme zu ſingen, nicht laut, eher ſacht' abgedämpft, aber doch klang jedes Wort eines Liedes deutlich vernehmbar herein:

„Bei Bamberg im alten Burggelaß
Der Staufer, König Philipp ſaß;
Leicht war ſein Sinn, er ſaß am Schach
Mit Otto, dem Grafen von Wittelsbach.

„Des Königs Heer hielt guten Stand,
Er wähnt' den Sieg in ſichrer Hand;
Ein Vöglein warnend ſang vom Dach:
Trau' nicht zu viel auf Wittelsbach!

„Du ſiehſt den Stein nur, den er rührt,
Nicht was ſein Sinn im Schilde führt.
Heb' auf den Blick! O Herr, ſei wach!
Trau' nicht zu viel auf Wittelsbach!

„Der König hatt' des Ruf's nicht Acht,
Nur auf dem Zabel hielt er Wacht —
Da tückiſch traf die Bruſt ihm jach
Das Schwert Ottos von Wittelsbach.

„Von alters drohte feige That
Den Staufern Untreu und Verrath.
Todt lag der König im Gemach,
Und von ihm floh der Wittelsbach."

Der Geſang verſtummte; Konradin war aufgeſtanden, nun trat er auf die offne Thür zu, blickte hinaus, und unweit vor ihm ſtand Manfrid von Temringen, den er anſprach: „Warum ſingſt Du das Lied vor meiner Thür?"

Der Befragte neigte ſich ehrerbietig: „Herr, ich wußte nicht, daß Deine Majeſtät hier verweilt."

Konradin glitt ſich kurz mit der Hand über die Stirn. „Das iſt ein trauriges Lied und paßt nicht zu der ſchönen Welt hier." Er blickte Manfrid an: „Ich erkenne Euch wieder, Ihr ſeid der Ritter, der geſtern „Heil dem Kaiſer!" rief. Seid Ihr ein Minneſänger auch?"

„Euch ſang ich ſchon einmal ein Liebeslied, Herr; da haſchtet Ihr auf der Trausnitzburg nach Schmetterlingen und nanntet die Sonne Eure nonna.“

„Davon weiß ich nichts mehr — aber die Sonne, ja, die hab' ich immer lieb gehabt.“

Kein königlicher Stolz klang daraus, einem zauberiſch ſchönen jungen Menſchenkinde war's vom Mund gekommen, einem Jüngling, doch auch ein Mädchen hätt' es ſo ſprechen können, ſo eigenen weichen Ton's. Die Augen Konradins gingen nach den ringsum anſteigenden Bergwänden in die Höh, von denen grüne Matten herabſahen, und es glänzte zwiſchen ſeinen Wimpern, wie er fortfuhr: „Dort oben irgendwo muß der Vogelweidhof liegen, drin Herr Walther geboren worden, der mit meinem Urältervater Friedrich in's Morgenland zog und der Freund des Königs Philipp war, von dem Ihr eben geſungen. Auch das Schachſpiel liebte er ſehr und dichtete eine Weiſe drauf; ich hab' mir oft gewünſcht, daß ich mit ihm gelebt und ihn hätte kennen und ſingen hören können. Aber Ihr ſeid auch ein Sänger, Ritter, und Ihr ſagtet, ein Lied habet Ihr mir gedichtet, als ich ein Kind war. Tretet doch zu mir in's Gemach! Wie heißt Ihr und von wo kommt Ihr?“

Eine Befliſſenheit und etwas wie ein heimlicher Wunſch redeten aus den Worten; Folge leiſtend, trat

Manfrid ein, gab in Kurzem Antwort auf die Fragen, ſprach, was ſein Leben von Jugend auf eng und enger an das Geſchlecht der Staufer gebunden. Schweigend hörte Konradin, bis ihm plötzlich einmal aus tief ergriffenem Gemüth entflog: „Ihr ſtandet an meines Vaters Todbett und hieltet zuletzt ſeine Hand — mit dieſer, der Eurigen — gebt ſie mir — mir iſt's, als komme aus ihr noch ein Gruß von ihm für mich."

Er griff nach Manfrids Hand und hielt ſie eine Weile; doch die Sonne des Himmels und der Jugend lachte zu freudig, die trüb heraufgeflogenen Schatten ſchwanden wieder von dem ſchönen Antlitz ab. Weiter hörte Konradin noch zu, aber merkbar war's, ihm lag etwas auf der Zunge, das er gern vorbringen wollte und doch zaudernd zurückhielt. Dann indeß bot ſich ihm ein Anlaß und er fragte:

„Seid Ihr auch in den Frauendienſt getreten Ritter Manfrid?"

Das zu thun, war allerdings Brauch und Pflicht aller Minneſänger, doch von den Lippen, welche die Frage ſtellten, kam ſie ſo unvermuthet und halb drollig anrührend, daß Manfrid nicht recht wußte, was er drauf entgegnen ſolle. Konradin aber ſtand ſichtlich in einiger Verlegenheit, faßte raſch nach der Stabrolle, löſte einen zweiten Pergamentſtreifen von ihr und fügte nach:

„Mich brachte ein Minnelied drauf, das hier niedergeſchrieben ſteht — von meines Aeltervaters Vater, dem Kaiſer Heinrich — Ihr kennt es wohl — doch ich will's Euch leſen:

„Ich grüße mit Geſang die Süße,
Die meiden ich nicht will und mag;
Da ihr mein Mund konnt' bieten Grüße,
Ach, leider war's vor manchem Tag.
Wer nun dies Lied ſinget vor ihr,
Nach der mich Sehnſucht treibet für und für,
Sei Weib es oder Mann, der grüßet ſie von mir.

„Daß ſo gar herzlich ich ſie minne,
Zu allen Zeiten ohne Wanken trage
Zugleich in meinem Herzen ſie und Sinne,
Wohl unterzeit mit mancher Klage,
Was giebt die Liebe mir dafür zu Lohne?
So ſchönen bietet ſie, daß aller Zweifel ohne,
Eh' ich auf ihn verzicht', verzicht' ich auf die Krone.

„Es ſündiget an mir, wer dies nicht glaubt,
Daß ich möcht' leben manchen lieben Tag,
Ob auch nicht mehr die Krone trüg' mein Haupt,
Nach der nicht ohne ſie begehr'n ich mag.
Verlör' ich ſie, was hätt' ich dann?
Da taugt' zur Freude nicht ich Weib noch Mann,
Gethan wär' mir mein höchſter Troſt in Acht und Bann."

Das hatte einſt, als „Minneſänger", Kaiſer Heinrich der Sechſte geſungen, denn immer waren die Staufer auch Dichter geweſen; nun hatte ſein Urenkel es Manfrid zu Gehör gebracht, legte den Pergamentſtreifen fort und ſtreckte die Hand nach dem andern, den er zuvor

ſchon dem Stab abgerollt. Zögernd hielt er ihn, eh' er etwas beklommen, leicht ſtotternd, ſagte:

„Ich habe auch verſucht — Ihr ſeid ein der Kunſt Gewandter — mögt Ihr es leſen, ob ich Fehler an ihr begangen?“

Seine Hand bot Manfrid das Blatt hin, und dieſer las:

„Ich freue mich mancher Blumen roth,
Die nun der Mai uns bringen will;
Es flieh'n die Stunden trüber Noth,
Drin Winter that uns Leides viel.
Der Mai will's uns vergüten wol
Mit manchem wonniglichen Tag;
Deß iſt die Welt gar freudenvoll.

„Doch was hilft mir die Sommerzeit
Und auch der lichte lange Tag?
Da ſchlimmen Kummer ich und Leid
Von einer ſchönen Fraue trag'.
Wollt' ſie mir geben frohen Muth,
Holdſelig wär's von ihr gethan,
Daß ich beführ', wie Freude thut.

„Wenn von der Lieben fort ich ſcheid',
Geht alle Freud' in mir zu End';
Mir iſt's, als ſtürbe ich vor Leid,
Wenn ich von ihr die Augen wend'.
Nicht weiß, was Minne iſt, mein Sinn;
Die Liebe läßt entgelten mich
Gar ſehr, daß ich ein Kind noch bin.“

Voll Ueberraſchung, ſtaunend, hob Manfrid die Augen wieder von dem Blatt auf. Er wußte nichts

zu ſagen, brachte verwirrt über die Lippen: „Iſt die ſchöne Frau, der das Lied gilt — iſt ſie drüben im deutſchen Land?“

Konradin wiederholte unſicher: „Der das Lied gilt? Wen meint Ihr? Ich weiß nicht —“

„Die dem Sänger ſolches Leid zufügt, wenn er die Augen von ihr wendet und ſie nimmer ſieht.“

„Nein, mit den Augen geſehen habe ich ſie nicht —“

„Aber weshalb — warum klagt das Lied dann über den ſchlimmen Kummer, den ſie ihm angethan?“

Die Schläfen Konradins überfloß eine Röthe. „Ein Minneſänger muß doch von einer ſchönen Frau ſingen — mein Urahn Heinrich that's ja auch —“

Manfrid kam's plötzlich, daß er nicht wußte, ob er ſich wehren müſſe, nicht zu lachen, oder ob es ihn ſo ſeltſam anrühre, daß er Thränen in den Augen zu verhalten habe. Dieſer königliche Minneſänger war ein unſchuldvolles Kind; ſein Staufererbtheil legte auch ihm Dichtung und Geſang auf die Lippen, doch er kannte keine „ſchöne Frau“, ſein Knabenherz trug noch keine Ahnung in ſich, was Liebe ſei. Nun erwiederte Manfrid, ſeine widerſtreitende Doppelregung bemeiſternd:

„Das Lied Deiner jungen Majeſtät iſt ſchön, Ihr werdet einſt zu einem Meiſter der frohen Kunſt werden.“ Doch die Lippen vermochten die Empfindung in ſeiner Bruſt nicht ganz zu bergen, wie er nachfügte:

„Mög' es der Zukunft Wahrheit künden! Denn wahr auch ſpricht's:

„Der Winter that uns Leides viel' —
Dein Mai mög's uns vergüten wol
Mit manchem wonniglichen Tag,
Daß werd' die Welt der Freude voll."

Er reichte, ſich neigend, Konradin das Pergament zurück; wie aber ſein Kopf ſich ſo gegen die Hand desſelben niederbog, ſchimmerte ſie ihm ſo fein und roſig vor dem Blick, als könne ſie nicht die eines Mannes, auch nicht eines Jünglings ſein, ſondern müſſe einem Jungfräulein angehören, und unwiderſtehlich überkam's ihn, daß er ſich noch tiefer beugte und ſeine Lippen auf die Hand drückte, wie ein Liebender auf die der Geliebten. Eine Huldigung des Herzens war's, nicht dem Kaiſerſohn, ſondern aus tief bewegtem Gemüth einem ergreifend ſchönen, wie von einem Strahlenkranz der Reinheit umleuchteten Gebild der Natur dargebracht. Einen Augenblick ſtand Konradin reglos und wortlos, einem befangenen Knaben gleich, doch da klang Hufſchlag draußen, fragende Stimme des Herzogs Ludwig, und nun griff er raſch nach der Hand Manfrids, umſchloß ſie mit feſtem Druck und ſagte:

„Meine Oheime ſind's, meine Getreueſten. Ihr täuſchtet Euch in dem Lied, das Ihr geſungen — aber, was Euch dazu trieb, dank' ich Euch und daß Ihr

hierher kam't. Ihr bleibt doch, Ritter Manfrid, und geht mit mir nach dem Süden — wer könnte mir beſſer dort rathen, als Ihr? Für heute lebt wohl, mich heiſchen die Andern zu Berichten und Schriften; Ihr glaubt nicht, was alles ich hören, leſen, meinen Namen und Siegel drunter fügen muß. Doch wenn ſie mich allein laſſen, da wird immer meine Thür Euch offen ſein, daß ich in der Liedkunſt von Euch lernen kann und Ihr mir ſagt, was an meinem Geſang wohl oder übel gerathen iſt. So ſchön iſt's, in Reimen auszutönen, was das Herz klopft, und wär' ich nicht meiner Väter Sohn und Erbe, als ein Sänger wie Walther möcht' ich umziehn durch die Welt."

Da war Manfrid von Temringen wieder draußen vor der in den Rebgarten hinausführenden Thür. Mit einem Blick, den er zurückwarf, nahm er noch einmal das Bild hinter ſich auf. Von der untergehenden Sonne mit einem rothen Licht umfloſſen, ſtand Konradin in einem Sammetgewand von dunkler Olivenfarbe, das der juwelenfunkelnde Gürtel um den Leib zuſammenhielt, über der Bruſt leicht vorbauſchen ließ; das lange, goldene Kinderhaar fiel ihm bis auf die Schultern herab. Ganz einem verkleideten holden Mädchen glich er; aber kraftvoll, wie ein Mann hatte ſeine feine Hand die Hand Manfrids gedrückt, unbewußte, angeborene Hoheit lag in ſeinen Zügen, ein junger König war's, ein

Staufer, der zum Schwert griff, das große Erbe seiner Väter zu behaupten.

* * *

Völlig unentwirrbar verworren lagen die Verhältnisse in Oberitalien, der Lombardei und Toscana. Hier Ghibellinen, dort Guelfen; innerhalb derselben Stadtmauern bald diese zahlreicher, bald jene. Niemand wußte, wer die stärkeren seien, keiner traute dem andern. Größere und kleinere Heerhaufen beider Parteien durchzogen das Land, stießen in heftigem Kampf gegeneinander, die heutigen Sieger wurden morgen zu Besiegten. Die meisten suchten sich zuwartend zu verhalten, wer das Uebergewicht gewinnen werde; zweifellos ghibellinisch waren nur die Städte Pavia, Pisa und Siena. Doch viele Anzeichen sprachen, daß die Gefahr für die Guelfen und den Papst groß sein müsse. Clemens der Vierte schleuderte den Bannfluch auf den „neuen Sohn des Satans", den jungen Konrad von Schwaben; König Karl von Sicilien brach mit einer Streitmacht nach Toscana auf. Seine Ankunft dort verhalf den Guelfen zur Oberhand, wenigstens regte es den Anschein. Vergeblich blickten die Ghibellinen erwartungsvoll nach Norden; das Heer Konradins stand seit Monaten in Verona, doch es rückte nicht weiter vor.

Geldmangel hielt ihn auf der alten Burg Dietrichs von Bern zurück; wohl lag ein großer Schatz für ihn in Piſa angeſammelt, aber ein Hindurchbringen deſſelben zwiſchen den feindlichen Städten fiel nicht möglich. December war's geworden und rauher Nordwind fuhr von den Bergen auf Verona herab, da füllte ſich eines Morgens der weite Raum um den Trümmerreſt des alten römiſchen Amphitheaters dicht mit Reitern, zu Tauſenden wuchſen ſie aus allen Straßen her an. Verwundert ſtaunte die Volksmenge, unter ihr auch Manfrid von Temringen; er wußte nicht, daß der Aufbruch nach Süden für den Tag beſchloſſen ſei. Nun kamen die bairiſchen Herzoge, auch der Graf Meinhard von Tirol und viele der großen Herren. Sie begaben ſich an die Spitze der Aufgereihten, ſetzten lautlos ihre Pferde in Bewegung, und der endloſe Zug folgte ihnen nach. Doch nicht ſüdwärts ritten ſie, ſondern gen Norden; Gerücht und Geraun lief von Mund zu Mund: „Die Baiern reiten nach Deutſchland zurück.“

Sicheres indeß wußte niemand. In ſchwerer Beſtürzung lief Manfrid zur Burg hinan, Vorlaß bei dem jungen König zu ſuchen. Doch er gewährte Keinem außer dem Herzog Friedrich Zutritt, die Diener zuckten die Achſeln. Trotzdem ließ der Temringer ſich nicht fortweiſen, blieb wartend im Burghof ſtehn, lange Stunden, faſt bis zum Anbruch des Abends. Da kam

Konradin, in einem Mantel gehüllt, von der Pallastreppe herab und ging vorüber, in tiefen Gedanken, ſchien's. Eine Regung Manfrids aber ließ ihn dieſen wahrnehmen, er hielt an, ihm mit abweſenden Augen in's Geſicht blickend. Dann ſagte er: „Seid Ihr's? Ihr ſangt mir in Bozen ein Lied —"

Doch er brach ab und fügte ſchnell nach: „Meine Oheime mußten zurück nach Baiern, auch mein Stiefvater und die Andern. Der König Richard iſt frei geworden und rüſtet ſich in's Reich zu kommen, auch der böhmiſche König Ottokar droht, in Baiern einzubrechen. Sagt's, mit wem Ihr redet, keine Untreue ſei's, vielmehr zu meinem Beſten im Reich — ſprecht's jedem, Ritter, ſie hätten mich nicht verlaſſen, weil wir Mangel leiden, aus Eigenſucht — ich ſelbſt habe ſie drum gebeten, ihnen geſagt, unerläßlich ſei's — kein Verrath — wie an König Philipp —"

Dem Sprecher waren die Worte haſtig, ſich in ihrem Sinn zweimal faſt gleich wiederholend, vom Mund gekommen. Nun ſchlug er den Mantel feſter um ſich und fuhr, wieder abbrechend, nochmals fort: „Es iſt froſtig, ich hatte nicht gedacht, daß es in Italien ſo kalt ſein könne. Wir müſſen raſch nach dem Süden, ſobald es geht. Hier erfriert die Sangluſt — wenn wir wieder warme Sonne finden, Ritter Manfrid, da kommt Abends zu mir. Jetzt hab' ich Euch nichts zu

leſen; aber es wird wieder Mai werden, und ſingen die Vögel erſt, thu' ich's wohl auch."

Nun ging Konradin ſchnell weiter, ſchweigend blickte Manfrid ihm nach. Kein Zweifel war's, ſeine Oheime, ſeine nächſten Verwandten hatten ihn ſelbſtſüchtig treulos im Stich gelaſſen. So lange ſie Vortheil für ſich zu gewinnen gehofft, hatten ſie die Sache der Staufer zur ihrigen gemacht; jetzt verloren ſie den Glauben an künftigen, ihnen Nutzen eintragenden Erfolg, und ſie waren vom Blute Ottos von Wittelsbach.

* * *

Freilich hätten ſie's wohl nicht gethan, wenn ſie vorher gewußt, was bald ſchon die Zukunft bringen werde. Nur auf dreitauſend Gewaffnete zwar war durch ihren Abfall das ſtarke Heer Konradins zuſammengeſchmolzen, doch in dem Knaben ſchlug das Blut ſeines Aeltervaters Friedrich. Von früheſter Kindheit auf waren ſeine Gedanken auf dieſen kommenden Tag, ſein Recht und ſeine Pflicht vorgerichtet geweſen; nicht um die Bruſt nur trug er den Panzer, auch ſein Herz war mannhaft gewappnet. Er brach nicht kleinmüthig zuſammen; wie er im Innern den Schmerz der erſten bittren Enttäuſchung überwunden, erhöhte ſich ſein Muth. Im Januar gab er Befehl zum Aufbruch ſeiner geringen Macht; mit ihm waren ſeine Heerführer Friedrich

von Baden und Maſtino della Scala, der mit dem Feldruf: „König Konrad!“ ſeine Ritter auf die Cremoneſer geworfen und Manfrid von Temringen vor der Gefangennahme behütet hatte. Und unerwartet, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, gelang der Zug durch die Lombardei; nach vier Tagen traf Konradin, von lautem Jubel empfangen, in der Stadt Pavia ein.

Botſchaften aus dem Süden hatten lähmend auf den Muth und die Thatkraft der Guelfen in Oberitalien gewirkt; unſchlüſſig wagten ſie nicht Gegenwehr zu leiſten, die Ghibellinen zwiſchen ihnen ſelbſt erſtarkten von Tag zu Tag. Unvermuthete und ſeltſame Dinge geſchahen.

Entſetzlich hatte ſich im Königreich der an Manfredi begangene Verrath gerächt, einem Würgengel gleich Karl von Anjou mit ſeinen Franzoſen darin gewüthet. Jetzt rüttelten, da er nach dem Norden gegangen war, die unmenſchlich von ihm gehäuften Bedrückungen und Blutgerichte, die Furcht vor ſeiner Rückkehr überall die Bevölkerung zum Widerſtand gegen ſeine Beamten, zur Empörung auf. Die aus der Schlacht von Benevento entkommenen Saracenen in Luceria erhoben ſich gleichfalls, brachen aus ihrer Felſenburg hervor und verbreiteten den Aufſtand in Apulien und Calabrien. In Rom herrſchte wachſende Gährung, ein offener Kampfausbruch ließ kaum Zweifel am Sieg der Ghibellinen; der Papſt entfloh nach Viterbo.

Das Bedeutungsſchwerſte aber kam in einer räthſelhaften Geſtalt aus Spanien. Dort hatte ſich der Infant Don Arrigo mit ſeinem Bruder Alphons von Caſtilien, dem deutſchen Gegenkönig Richards von Cornwallis, tödtlich entzweit, war nach Tunis gegangen, gegen die Mauren zu ſtreiten, danach auf mannigfachen Abenteuern umhergezogen, und plötzlich landete er jetzt in Italien und trat als Bewerber um die Stellung Karls als Senator von Rom auf. Freigebig, ſtreute er mit ebenſo vollen Händen Gaben aus, als Karl von Anjou ſich geizig gezeigt; faſt jählings geſchah völlig Unvorhergeſehenes, vereinigt erwählten die Ghibellinen und die Guelfen Roms ihn zum Senator. Jede der beiden Parteien glaubte, er gehöre mit ſeiner Geſinnung ihr an.

Don Arrigo war eine merkwürdige Perſönlichkeit. Wie in ſeinem Bruder floß in ihm vom Vater und der Mutter her gemiſchtes caſtiliſches und deutſches, ſtaufiſches Blut. In Alphons ſchien das letztere zu überwiegen, ſeine Neigung zur Gelehrſamkeit, zur philoſophiſchen Weltbetrachtung beſtimmt zu haben; Arrigo dagegen war ganz Spanier, von feuriger Erregbarkeit, in heißlodernder Leidenſchaft dem Augenblick hingegeben, von ihm fortgeriſſen. Eine ungeheure Kampfluſt lebte in ihm, machte ihn tapfer bis zur Tollkühnheit. Er war zum Soldaten, zum Hauptmann eines Reiterhaufens geboren, nicht zum Feldherrn, zum Lenker eines Heeres.

Doch zumeiſt hatte das Glück ihn bei ſeinen Kriegszügen begünſtigt, und ſo nun war er Senator von Rom geworden.

Auch in Toscana ſtreute Karl von Anjou gefährliche Saat aus. Herriſch trat er in den Städten auf, grauſam, wo er auf dem Schlachtfeld ſiegte, eine Veſte eroberte; gefangenen Ghibellinen ließ er mit dem Beil Hände und Füße abſchlagen. Auch unter den Guelfen erhob ſich lautes Murren; vielfach traf ſeine Wuth ihre nahen Stammesgenoſſen, nur durch den Parteizwiſt von ihnen getrennt. Sie fühlten, was ihnen ſelbſt drohe, wenn er zum unbeſchränkten Herrn des Landes werde.

So ſchritt der Frühling vor, geraume Zeit ſchien ſich nichts zu ändern. Doch dann plötzlich überſtürzten ſich die Ereigniſſe.

Den Schwierigkeiten, die ſich ihm in den Weg geſtellt, zum Trotz erreichte Konradin Piſa, und überreiche Geldmittel, Kriegsmannſchaft, Waffen, Pferde floſſen ihm zu. Weiter rückte er vor zum ebenſo getreuen Siena, das Boten ſandte, es harre „des Königs", ihm glanzvollſten Einzug zu bereiten.

Vom Süden kam Nachricht, ganz Sicilien ſtehe auf, ein Abgeſandter Konradins, der Graf Corrado Capece führe das Volk unter ſtaufiſchen Feldzeichen wider die Franzoſen, eine Veſte um die andre falle in ſeine Hand.

Alles aber an Gewicht überboten Meldungen aus Rom. Plötzlich hatte Don Arrigo von Caſtilien das Räthſel hinter ſeinem Geſichtsſchleier enthüllt, alle Guelfen mit jähem Schlage zu Boden geworfen. Als glühender Ghibelline ſtand er da, der für Konradin das Schwert hob, ihm einen Brief ſandte — in Form eines Liedes, das ſtaufiſche Blut machte auch ihn zum Dichter — daß er des jungen Königs harre, der dem franzöſiſchen Räuber die Krone und den Garten Sicilien entreißen werde.

Doch noch mehr geſchah in Rom. Von Apulien her, auch mit den Standarten der Staufer erſchien dort Galvano Lancia, einer der mütterlichen Verwandten Manfredis. Und nun ſchleuderte Clemens den Bannfluch auch auf den Herzog Friedrich von Oeſterreich, der von Pavia her gradvor gerückt, im Maibeginn mit ſtarker Streitmacht in Rom einzog. Eine mit ungeheurer Menge im Vorrath gehaltener Flüche angefüllte Truhe hatte der heilige Vater geöffnet und ſchüttete den Inhalt gleich einem Wolkenbruch über alle Anhänger „des Sprößlings aus verfluchtem Stamme“ aus. Danach aber ſegnete er mit Inbrunſt ſeinen „geliebteſten Sohn in Chriſto“.

Denn Karl von Anjou vermochte ſich nicht länger in Toscana zu halten; überall fühlte er dort unter ſich den Boden wanken, offen der überlegenen Macht Kon-

radins entgegen zu treten, wagte er nicht. Gebieterisch forderten dazu die sich immer stärker häufenden Unheilsbotschaften aus dem Königreich seine Rückkehr, die er über Viterbo antrat. Hier weihte Clemens ihn mit seinem Segen, theilte mit eigner Hand ihm und seinem Heer das Kreuz aus, wie vor zwei Jahren gegen Manfredi, so jetzt zum heiligen Kampf wider den „neuen babylonischen Samen". Ein Anschlag Karls, Rom durch Ueberrumpelung einzunehmen, zerscheiterte unter großem Verlust für ihn an der Wachsamkeit und todverachtendem Muth des Senators Don Arrigo, und eilig zog Karl von Anjou nach Süden weiter, vergebens dort Luceria, die Veste der Saracenen zu belagern.

Glänzend bewährte der achtzehnjährige Friedrich von Baden seine Kriegstüchtigkeit. Ein guelfischer Heerhaufen trachtete in fester Stellung, Konradin den Uebergang über den Arno zu wehren; doch einem Blitz gleich erschien Friedrich wieder in Toscana, faßte die Gegner im Rücken, zertrümmerte sie. Der letzte Widerstand im Norden war gebrochen, offen für den Staufer lag der Weg nach Rom.

Und ein Tag am Ende des Juli sah dies in einer Erregung, die in mehrtausendjähriger Geschichte kaum je noch seine Bewohner erlebt. In einen Festsaal verwandelt prangte die ganze Stadt. Morgenländische Teppiche und wallende Seide überwölbten alle Straßen,

goldene und purpurne Gewirke bedeckten die Wände der Gebäude; dazwiſchen funkelte es von Kleinodien und Juwelen, jeder hatte ſein Haus mit dem Koſtbarſten geſchmückt. Von allen Thürmen Roms ſcholl Glockengeläut, denn draußen auf dem alten Ponte Molle ritt Konradin über den Tiberſtrom.

Umringt von allen großen Ghibellinen, erwartete ihn vor der Brücke der Senator Don Arrigo, Blumen und Laub umkränzten ihre Helme und Schwerter; Zither- und Tambourinſpiel der vornehmſten Jungfrauen Roms in Prachtgewandung empfing den Herannahenden, an deſſen Seite Friedrich von Baden ritt.

Nur an der Bewegung der Lippen ließ ſich's gewahren, daß der Senator Konradin mit Worten begrüßte, zu vernehmen waren ſie nicht, denn der Zuruf von hunderttauſend Jubelſtimmen des römiſchen Volks überbrauſte unterlaßlos die Tiberniederung; noch am Gelände des Monte Mario empor drängte ſich Kopf an Kopf. Im Feſtzug ging es zur Stadt, entgegen dem aus grauen Tagen hochragenden Mauſoleum des Kaiſers Hadrian, jetzt nach einem römiſchen Patriziergeſchlecht ſeit Jahrhunderten „turris Crescentii“ benannt und in eine dichtumzinnte, unerſtürmbare Veſte verwandelt. Hier „an der Schwelle der Apoſtel“ war vor einem halben Jahrtauſend der deutſche Kaiſer Karl, dem die Nachwelt den Namen „des Großen“ beigelegt, demüthig

vom Pferde geſtiegen, zu Fuß dem „Stellvertreter Gottes auf Erden“ entgegen zu ſchreiten.

Heut' aber wartete kein Papſt, ſich von einem in chriſtlicher Demuth Ankommenden den Fuß küſſen zu laſſen, und unter dem tauſendfältig von Blut überronnenen finſteren Bau hindurch, der in ſpäteren Tagen den Namen des „Castello Sant Angelo“ tragen ſollte, überritt Konradin hoch zu Roß nochmals den Tiber auf ſeiner älteſten, aus Römerzeit erhaltenen Brücke. Von ihr begann, die Breite der Stadt durchmeſſend, bis zum Capitol hinan eine Via triumphalis, ganz von Bannern und Standarten wie mit einem Baldachinhimmel überwölbt. Aber, als ob Wind ihn rüttele, ſchwankte er vom Jauchzen der Volksmenge, Luft und Erde zitterten. Was heut' in Rom einzog, war, ungewählt und ungekrönt, der römiſche König, der Kaiſer Konrad der Fünfte. Alle Guelfen waren aus der Stadt geflohen, keiner hatte gewagt, in ihr zu bleiben.

Auf dem Capitolhügel, dem alten Beherrſcher der Welt, ſtand ihm glanzvolle Behauſung gerüſtet. Hier ſprach er dem Senator Don Arrigo Dank mit Hand und Wort: „Viel ſchuld' ich Dir, doch thateſt Du's für unſer Geſchlecht, denn Du trägſt Blut von meinem Blut.“ Von der Anmuth eines Mädchens umfloſſen, war's ein Jüngling mit königlicher Würde.

Und viel noch lag ihm ob an dem Tag; dicht ge-

drängt von großen Herren ganz Italiens, die ſich Verdienſt um ihn erworben, ſtand das Capitol, Lohn an Rang und Ehren hatte er hundertfältig auszutheilen. Er hörte ſeine Berather und entſchied mit kluger Einſicht, oft faſt wunderſamem Verſtändniß. Das war nicht unſicheres Taſten eines Knaben; in ihm lebte der frühgereifte Geiſt Manfredis wieder, beide hatten vom Kaiſer Friedrich das gleiche Erbtheil empfangen.

Ein Feſtbankett ſchloß den großen Tag, in goldenen Pokalen leuchtete der goldhelle Wein von den Albanerbergen. Auch bei ihm bewies Konradin ſich nach deutſcher Pflicht tapfer, ehrte bedachtſam gar Manche durch einen Zutrunk. Doch zuletzt mußten ſeine Lider gegen Schlafmüdigkeit kämpfen und vor den mühſam offen erhaltenen bewegten die Geſichter um ihn ſich mit leichtem Schwanken hin und her. Er fühlte, ihm drohe Gefahr, über das Maß zu ſchreiten, und Trunkenheit an Anderen flößte ihm Widerwillen ein. So verließ er die Halle, ſich in ſein Schlafgemach zu begeben, reichgewandete Knappen geleiteten ihn, alle in faſt noch knabenhaftem Alter. Die Stadt hatte Söhne aus den edelſten Geſchlechtern und nur ſolche dazu ausgewählt, die mit beſondrer Schönheit begabt waren, manche nahmen mit zarten Geſichtern ſich täuſchend aus, als ſeien es Mädchen in Pagentracht. An der Schwelle winkte Konradin ihnen freundlich zurück, ihn allein zu

belaſſen, doch einer war in's Gemach voraufgeeilt, ordnete dort noch etwas, als der junge König, die Thür hinter ſich ſchließend, eintrat. Dann ſtand der Edelknabe, wie wenn er auf einen Befehl warte, daß jener ihn anſprach: „Wonach ſiehſt Du noch? Geh' auch, ich bin müde."

Der Knappe hatte die Augen groß auf ihn gerichtet gehalten und ſchlug ſie jetzt nieder. Doch er kam dem Geheiß, ſich zu entfernen, nicht nach, blieb noch ungewiß ebenſo ſtehen. Dann indeß ſagte er mit einer plötzlichen Haſt leisſtimmig, halb ſtockend:

„Ich wollt' Euch um eine Gnade bitten, hoher Herr — aber ſchlagt's mir nicht ab —"

Konradin erwiederte: „Ich kann's nicht wiſſen, was Du bitteſt, ſo kann ich Dir's auch nicht vorher zuſagen. Steht's in meiner Macht, will ich's gern, der Tag heut' war ſo ſchön; jedem möcht' ich dafür danken und Freude bereiten. So ſprich Dein Anliegen, daß ich erfahre, ob ich erfüllen kann, was Du wünſcheſt."

„Ihr könnt's leicht," antwortete der Page, doch weiter ſprach er nicht, ſondern ſchwieg wieder, ſo daß Konradin ein wenig Ungeduld überkam: „Ich ſagte Dir, ich ſei müde und möchte ſchlafen. Wunderlich iſt's ſtumm zu ſein, wenn man um etwas bitten will. Wie heißt Du?"

„Manfredi".

„Das iſt ein Name, der traurig macht, er thut meinem Herzen weh. Doch öfter, hört' ich, kehrt er im Geſchlecht der Lancia wieder. Gehörſt Du dem an?"

„Nein."

„Welchem denn?"

Es war, als müſſe der Befragte ſich erſt darauf beſinnen. Dann gab er eilig Antwort: „Di Roccabianca heiße ich."

„Und was ſoll ich Dir gewähren?"

Kurz blieb Manfredi abermals wortlos, bis er, ſichtbar mühſam ſeine Befangenheit abringend, über die Lippen brachte:

„Nehmet mich in Euren Dienſt, Herr — laß mich Deiner Majeſtät Schild tragen, neben Dir ſein, Dich zu ſchützen!"

Ein Lachen flog Konradin vom Mund: „Du biſt ja ein Kind noch — vergieb mir, ich lachte nicht über Dich, es iſt freundlich von Dir, daß Du mich beſchützen möchteſt, Du biſt gut, aber Dein Arm würde es nicht können."

Doch nun hatte der Edelknabe ſeine Schüchternheit überwunden, ein wenig unbedacht flog ihm ſogar heraus: „Ich bin ſo alt wie Ihr — nein, zürnet mir nicht, an Euch will ich mich nicht meſſen — auch kein Schwert führen zu Eurem Schutz. Aber gewähr's mir — laß mich wachen über Deiner Majeſtät — vor Deiner Thür,

wenn Du ſchläfſt — Dir dienen am Tag, die Speiſen prüfen, die Dir bereitet werden, den Wein, eh' Du ihn trinkſt. Man ſpricht, zu Venetia giebt es Gläſer, die zerſpringen, wenn ein Gifttropfen ſie anrührt, ſo wird's ſchon meine Hand fühlen, wenn Euch eine Argliſt droht — denn Ihr ſeid ein Staufer und ein Kaiſer, und Falſchheit harrt lauernd von alters auf ſie in dieſem Land. O ſeid auch gütig, ſprecht nicht nein!"

Zum erſten Mal wieder ſchlug der Page die Lider zum Geſicht Konradins auf, dem unwillkürlich vom Mund entflog: „Welch' ſchöne Augen haſt Du, wie deutſche Veilchen unter'm Laub im März. Fremd ſtehn ſie zum dunklen Haar Deiner Heimath, aber auch deutſche Treue ſieht mich aus ihnen an. Wie kam ſie Dir für mich, den Du doch bis heut' nicht kannteſt, in's Herz?"

Schnell entgegnete Manfredi drauf: „Ich kannt' Euch lang ſchon, ſo lang ich denken kann; meine Mutter erzählte mir von Euch, faſt war's Euer Name, den ich zuerſt von ihr nachſprechen lernte. Als ſie ſtarb, kam ich hierher — Deine Majeſtät aber war mir immer das Höchſte auf der Erde, der Sonne gleich am Himmel, und nur das Eine dachte ich, Dich im Leben mit Augen zu ſehn. Denn Dein Bild, als ob's ein Traum ihnen gezeigt, war vor mir, und als Ihr heut' kam't, erkannte ich Euch gleich, ſo ganz glichet Ihr dem Bild. Und daß Ihr es ſein müßtet, redete mir auch Eure Aehn-

lichkeit mit meinem — mit dem, deſſen gleichen Namen ich trage, dem König Manfredi, den ich als Kind einmal ſah. Mich aber trieb's mit übermächtiger Kraft, da ich vernahm, Du kommeſt nach Rom, daß ich mich unter die Knappen geſellte, die Deiner Majeſtät beſtellt wurden. Kein Anrecht hatte ich drauf, als den Drang in meinem Herzen, und willfahrt Ihr nicht meiner Bitte und heißt mich bleiben, da werden ſie mich morgen fortweiſen. Darum war ich muthig und lief vorauf und harrte Eurer hier im Gemach."

„Nein, das ſollen ſie nicht, Manfredi — mein Herz dankt Dir für Deines — Du wollteſt mir zum Schutz dienen, ſo muß ich Dich ſchützen."

Konradin beſann ſich kurz, dann fügte er raſch nach: „Ich will ihnen ſagen, Du ſeieſt ſchon mit mir hierher gekommen und ich hätte mich an Dich gewöhnt, daß ich Dich nicht entbehren möge. Es iſt häßlich, Unwahres zu ſagen, ich that's noch nie; aber auch dies iſt keine Lüge, denn ich habe mich ſchon an Dich gewöhnt und wünſche, daß Du bei mir bleibſt. Hier durch die Thür, ſah ich ſchon, geht's in eine Kammer, drin ein Lager iſt, wohl bedacht für ſolchen Zweck. Leg' Dich dort ſchlafen, Du wirſt auch müde ſein. Wie ſonderbar, daß Du mich ſchon im Traum geſehen hatteſt und gleich wußteſt, daß ich es ſei. Ja, morgen früh ſag' ich's, ſo führen wir ſie an der Naſe, denn wenn

ſie merken, daß ich gern etwas will, redet niemand dawider. Es iſt ſchön, König zu ſein; ſo wollen wir's anſtellen. Das war hübſch von Dir, daß Du den Muth hatteſt, ich freue mich recht darüber, Dich da neben mir zu wiſſen. Gute Nacht, Manfredi!"

Konradin reichte ihm die Hand. Kein königlicher Herr war's, nicht der Kaiſer, der in Rom auf dem Capitol eingezogen, ſondern ein Knabe, der einem andern Knaben beiſtand, gewichtigen Leuten, vor welchen dieſer Furcht hegte, heimlich ein Schnippchen ſchlug. Und ſchöne Jugend war's, die ſich zu Ihresgleichen traulich hingezogen fühlte, denn mit dem weichen Kinderantlitz, den veilchenblauen Augen unter'm dunklen Haar konnte die Naturmitgift Manfredis di Roccabianca ſich wohl ebenbürtig an der des jungen Staufers meſſen.

Noch mit einem halben Lachen über ſeinen geplanten Knabenſtreich auf den Lippen blickte dieſer dem zur Nebenkammer Fortgehenden nach. Frühgereifte Erkenntniß ſagte ihm, alle großen Herrn ſeines Hofgefolges und Kriegsgeleites, vielleicht einzig mit Ausnahme Friedrichs, handelten doch am meiſten für ſich ſelbſt, trachteten danach, durch ihn noch größer zu werden. Hier aber hing jemand an ihm mit dem Herzen, gleich an Alter und in's Herz hinein überzeugend. Als Kind hatte er ſich, trotz ſeinem Spielgenoſſen, oftmals Geſchwiſter zu haben gewünſcht; ein Bruder hätte ſo aus-

ſehen können, wie Manfredi. Wenn dieſer andre Kleidung trüge, auch wohl eine Schweſter.

Die Müdigkeit von zuvor hatte Konradin verlaſſen gehabt, nun kehrte ſie verſtärkt wieder. Aber als er ſich auf's Lager hingeſtreckt, kam der Schlaf ihm doch noch nicht gleich. Der herrliche Tag ging ihm noch einmal vorüber, von der Morgenfrühe an, wie er zuerſt Rom in der Ferne gewahrt, dann über den Ponte Molle geritten — die prangende Stadt — der Jubel des Volkes. Alles ſah und hörte er wieder — zuletzt ſchloß der Tag hier im Gemach unerwartet, ſonderbar ab.

Er war ſehr glücklich. Allmählich zerfloß ihm das Bewußtſein, doch noch nicht ganz die Erinnerung im Halbtraum. Darin war's ihm, am glücklichſten von allem habe ihn gemacht, daß Manfredi di Roccabianca hier auf ihn mit der Bitte gewartet, bei ihm bleiben zu dürfen.

* * *

Bald ſetzte das ſtaufiſche Heer ſeinen Zug gen Süden weiter fort; aus Deutſchen, Apuliern und Spaniern beſtand's, römiſche Ghibellinen ſchloſſen ihre Streitmacht an. In trefflicher Ausrüſtung ſtellte es ſich dar; zwei Tage lang ward es von der jauchzenden Bevölkerung Roms begleitet. In öſtlicher Richtung überſchritt es zunächſt die breite Apenninkette, ſtieg von dieſer

gegen die Grafſchaft Moliſe hinab. Dort ſtand Karl von Anjou mit ſeinem Heer; er hatte die Belagerung von Luceria aufgeben müſſen, war dem Anrückenden entgegengezogen, um nicht in die Mitte genommen, von vorn und im Rücken angegriffen zu werden. Vor allem ſuchte er einer Vereinigung der Saracenen mit den Gegnern im Norden vorzubeugen.

Von jugendlicher Anmaßung frei, einſichtsvoll ordnete Konradin ſich in den Plänen und Beſtimmungen dem Rath ſeiner älteren, kriegserfahreneren Heerführer unter, während ſeine Züge erwartungsvolle und hohe innere Erregung kundgaben; nah und näher vor ihm lag die große Entſcheidung. Doch wechſelte der Ausdruck ſeines Geſichtes; wenn er durch den heißen Auguſttag hinritt, veränderte manchmal der Blick ſeiner Augen die Art. Keine Trübung fiel über ſie, aber ihr kraft- und muthvolles Geleucht konnte ſich für eine Weile in einen ſanften Glanz umwandeln, zu dem ein träumeriſcher Zug über das Antlitz ging. Den Eindruck regte es, als faſſe ſein Inneres der Drang zur Dichtung an, daß er im Geheimen über ein Lied ſinne. Doch that er Manfrid von Temringen nichts davon kund, wenn er mit ihm zuſammentraf; freilich ſelten geſchah's nur, Höhergeſtellte beſaßen Anſpruch, ſeine nahe Umgebung zu bilden. Nur ſeinen neuen Knappen von Rom her hielt er ſtets auch in dieſer; er hatte die Zuſage, die er

Manfredi di Roccabianca gegeben, mehr als erfüllt, ein zierliches Roß für ihn ausgewählt und ihm eine halbkriegeriſche Kleidung fertigen laſſen. So ritt der Edelknabe als Schildträger Konradins neben ihm in einem leichten, feinmaſchigen Panzergewirk, doch ohne Helm, mit einem Barett auf dem Haupt, halb wie ein Junker, halb wie ein Page; gleich ſeinem jungen Herrn fiel ihm das Haar lang, nur nicht goldhell, ſondern tiefdunkel auf die Schultern, ein leichter Mantel umgab ihm die Rüſtung bis über die Knie herab. Deutlich erkennbar war, ein bevorzugter Liebling des Jüngling-Königs ſei er, dem dieſer faſt wie einem Gleichen begegnete; es geſchah einmal, daß es Manfredi nicht gelang, vom Sattel zu ſteigen, und Konradin trat eilig hinzu, ihm zur Stütze die Hand zu reichen. Wann und woher der junge Schildträger gekommen, wußte niemand zu ſagen, doch es beſchäftigte auch Keinem die Gedanken, Wichtigeres nahm jedem den Sinn in Anſpruch. Im Lagerzelt aber, wenn Konradin ſich zur Nachtruhe legte, begehrte er, daß Manfredi den Zeltraum mit ihm theile, da er jemandes bedürfen könne, einen Auftrag auszurichten; ſolcher Fall trat zwar nie ein, doch ſein Geheiß hatte er als täglich geltend geſprochen. Schwüle Nächte des größten Hitzemonats waren's; Konradin that ſeine Eiſenrüſtung ab und ſtreckte ſich im Wams nur auf eine über dem Erdboden ausgeſpreitete Decke. So lag er,

fand indeß zumeiſt ſtundenlang noch nicht Schlaf, ſondern ſprach im Dunkel zu ſeinem Zeltgenoſſen hinüber, der, auch noch nicht von Müdigkeit bewältigt, darauf entgegnete. Eine vertrauliche Hin- und Widerrede war's; ſchwerlich hätte ein fremder Zuhörer vermuthet, ſie finde zwiſchen einem König und ſeinem Schildknappen ſtatt. Fröhlich erſcholl's, Scherzworte gingen hin und her, manchmal tönte ein jugendliches Lachen; Manfredi hatte ſeine ſchüchterne Befangenheit vom erſten Abend verloren. Am Tag, vor den Blicken Andrer brachte er wohl in Miene und Haltung ſtumme Ehrerbietung zum Ausdruck, doch ſo unter vier Augen, vielleicht eben weil ſie nichts voneinander gewahrten, ſchien er den gewaltigen Unterſchied an Rang und Hoheit nicht zu empfinden; im Ton, der zu ihm herüberklang, erwiederte er, frei und glücklich kam die Stimme über ſeine Lippen. Im Gebirg aber ward in der vorgerückten Nacht die Luft einmal kühl, daß Konradin leicht fröſtelnd erwachte. Kurz lag er, auf den Athemzug an der anderen Zeltſeite horchend, dann erhob er ſich geräuſchlos, nahm eine Decke und breitete ſie über ſeinen Gefährten hin; ſchwacher Schimmer des Mondlichts von draußen ließ ihn eben die Lagerſtätte deſſelben unterſcheiden. Hörbar empfand's der Schlafende, denn im Traum kam ihm vom Mund: „Du biſt's, Konradin."

Davon aber wachte er auf, taſtete mit der Hand

vor ſich und ſagte: „Seid Ihr bei mir? Was thut Deine Majeſtät?“

Der Angeſprochene erwiederte: „Die Nacht iſt kalt, Du mußt frieren, ich legte eine Decke über Dich.“ Einige Augenblicke ſchwieg er danach, aber dann fügte er drein: „Du biſt nicht gewöhnt, ſo zu ſchlafen und zu zart noch dafür, wie es ein Mädchen wäre.“

Darauf gab Manfredi nicht Antwort, es blieb ſtill, ſelbſt ſein Athemzug war nicht vernehmlich. Dann jedoch klang ſeine Stimme: „Habt Dank, hoher Herr, ob ich's auch nicht brauche. Seid Ihr denn ſo zu ſchlafen gewöhnt? Mich däucht, zarter ſeid Ihr als ich, daß man bei Euch wohl eher an ein frierendes Mädchen gedenken könnte.“

Ein halb unterdrückter lachender Ton klang hinterdrein, und Konradin lachte gleichfalls. Er ging nach ſeinem Lager zurück; es hatte eigentlich keiner ein Spaßwort geſprochen und kein Anlaß war vorhanden, aber durch's Dunkel lachten die Lippen beider noch eine Weile in reg gewordener knabenhafter Fröhlichkeit fort. Dann ward es ſtill, und der Athem Manfredis ließ hören, daß er wieder eingeſchlafen ſei, Konradin aber blieb wachend, bis der Morgen kam. Da ſtand er leiſe auf, öffnete vorſichtig die Zeltleinwand zu einem ſchmalen Spalt, durch den der Frühſchein auf die Lagerſtatt des jungen Knappen fiel. Die Decke war ihm halb vom

leichten, ſchmiegſamen Panzergewirk abgeſunken, denn in dem legte er ſich, wie ein ſtets bereiter Kriegsmann, allnächtlich zum Schlaf; in ruhigen Zügen hob und ſenkte ſich unter den glimmernden Erzmaſchen die Bruſt. Etwas verwirrt überdeckte das dunkle Haar die Stirn faſt bis an die geſchloſſenen Augen, deren lange Wimpern ſich noch an den Wangenrand hinſchmiegten; wie ein leiſer Abglanz eines freudigen Traumes, der dem Schläfer lieblich die Sinne gefangen halte, umſpielte, nur eben wahrnehmbar, der Anflug eines Lächelns die feinen Lippen. So hatte Konradin das Angeſicht ſeines jungen Zeltgenoſſen noch nie geſehen; anders erſchien es, als wenn aus den geöffneten Lidern die veilchengleichen Lichtſterne hervorleuchteten, doch nicht minder ſchön, edler faſt noch in den Linien, der ganzen Bildung der kindlich weichen Züge. Lange hielt ſich, groß und weit, reglos der Blick des jungen Beſchauers darauf niedergerichtet, dann bewegte dieſer ſich, den Athem anhaltend, auf den Fußſpitzen fort, trat vor's Zelt hinaus. Das Heer lag ringsum noch im Schlaf, nur die Wachtpoſten ſtanden oder ſchritten ausblickend in der Runde; die Kuppen des Abruzzengebirgs tauchte ein erſter Sonnenſtrahl in Gold, weiß flimmerte der Doppelgipfel des hohen Monte Velino, den ein Gewölk in der kühlen Nacht mit leichtem Schneemantel überkleidet hatte. Unter ihm breitete ſich die palentiniſche Ebene hin, von einem

ſilbernen Flußband durchzogen, blau ſchimmerte rechts hinüber aus der Ferne der Waſſerſpiegel des Lago di Fucino, des ſagenumwobenen Lacus Fucinus der alten Zeit. Ueberall von Vorhügeln und Felsſchroffen blinkten aus dunklem immergrünem Laub helle Schlöſſer, Kirchen und Klöſter, Trümmer uralter Burgen des verſchollenen Volkes der Marſen ſahen mit halbgeſtürzten gewaltigen Cyklopenmauern herab. Eine Landſchaft des Südens von wunderbarem Zauber im Aufſtrahlen des Morgenlichtes war's; mit traumhaft glänzenden, wie von einem holden Rauſch umzogenen Augen blickte Konradin vor ſich in die Weite. Zu einer freudigen Haſt beflügelt, ging ihm der Herzſchlag in der Bruſt; ihn trieb's über den Lagerrand hinaus in die einſame Stille. Nur einen Landmann traf er, der eifrig gelbe Maiskolben einſammelte, und ihm kam's vom Mund: „Haſt Du's ſo eilig damit?“ Der Angeſprochene ſah nur flüchtig auf, erwiederte in ſchwer verſtändlicher Mundart: „Morgen zerſtampfen ſie's mir ſonſt mit Fäuſten und Hufen, drum hol' ich's heute heim.“

Jenſeits des kleinen Imeleſluſſes unter dem Niederſturz des hohen Gebirgsrückens Fonte Celeſte ragte altersgrau am Abhang eine Ortſchaft, jetzt grad' von der Sonne erreicht und plötzlich aus weißlichem Dunſtſchleier der Frühe in ein faſt grelles Licht eingetaucht. Unwillkürlich ſtreckte Konradin deutend die Hand: „Wie heißt der Ort drüben?“

„Tagliacozzo, Herr.“

Der Bauer kannte den jungen König nicht, doch wenn er's gewußt, hätte er vielleicht auch nicht mehr erwiedert. Ihm war die Einbringung ſeiner Maiſernte die Hauptſache des Lebens, wichtiger, als wer der Beherrſcher Italiens ſein werde.

An dem Tag fragte unter vier Augen Friedrich von Baden ſeinen Kindheitsgeſpielen: „Trägſt Du etwas gegen mich in Dir, Konradin? Du biſt verändert, ſchon ſeit einiger Zeit fühl' ich's. Bin ich nicht mehr Dein Freund, dem Du vertrauſt?“

Raſch aber ergriff der Befragte die Hand Friedrichs, umſchloß ſie mit einem Druck, als entquelle er aus übervollem Herzen, fiel in's letzte Wort ein: „Kannſt Du kleingläubig ſein und an mir zweifeln? Du biſt mir der liebſte, einzige Freund — einen anderen Freund habe ich nicht auf der Welt, und der einzige wirſt Du mir bleiben, ſo lang' ich lebe. Aber die Welt iſt ſo ſchön hier, Friedrich — im Gefühl trug ich's wohl ſchon länger, doch nie ſo — denn meinen Augen ward es noch nie ſo klar, als ſie's heute Morgen geſehen. Schilt mich nicht — ich habe Dich ja lieb, ſo ſehr, wie man einen Freund lieben kann.“

Gleiche Worte noch einmal ſprach Konradin an dem Tag. Er gewahrte Manfrid von Temringen allein gehen, ſchritt ihm nach und redete ihn an: „Die Welt

iſt ſo ſchön, Ritter, und ein Himmelfahrtstag heut'. Zu ihm empor zwar bin ich nicht gefahren, begehre auch nicht danach, aber der Himmel iſt zu mir herabgekommen, und ich habe wieder ein Lied zu dichten verſucht. So thöricht war das, welches ich Euch in Bozen zum Leſen gab, ich muß lachen, wenn ich dran gedenke. Ihr waret freundlich, von mildem Urtheil, ſpottetet nicht über meinen Reim, wie er's verdient hatte — aber doch geb' ich Euch mein Lied von heute nicht zu Geſicht — erſt ſpäter vielleicht einmal — denn Ihr könntet glauben, Ihr müßtet wieder nach dem urtheilen, was ich damals an den Schluß ſchrieb, ‚daß ich ein Kind noch bin'. Und ich bin's nicht mehr, Ritter Manfrid, faſt um ein Jahr bin ich ſeitdem älter und klüger geworden."

Und ein ſchelmiſches, glückſeliges Lächeln ging ſonnenhaft um die Lippen des königlichen Jünglings.

* * *

Am Himmelfahrtstage Mariä hatte Karl von Anjou die Entſcheidungsſchlacht zu liefern gewünſcht, ſein frommer Chriſtenſinn erhoffte an jenem die beſondere Beihülfe der Mutter Gottes. Aber von Marſcheile waren ſeine Roſſe und Reiter zu ſtark angeſtrengt, und ſeiner Frömmigkeit verband ſich weltliche Klugheit, die ihm bis zum nächſten Morgen Raſt zu halten gebot.

Seine Heerkraft ſtand weit hinter der ſtaufiſchen zurück und gern hätte er überhaupt den Kampf auf offnem Feld vermieden; doch er mußte ihn ſuchen, jeder Tag der Verzögerung häufte Gefahr für ihn, drohte, ſeine Lage rettungslos zu machen. Finſter brütend, verbrachte er den Tag, traf am Abend ſeine Anordnungen für den folgenden; von Oſten und Weſten her waren die beiden Heere aus den Bergen herabgekommen, ſtanden ſich auf dem alten „Campus Palentinus“ unter dem Monte Velino nah gegenüber. Ringsum ſahen, näher und ferner, hochgipflige Häupter der Abruzzen auf die breite Ebene nieder; das Lager Konradins war unter einem kleinen Felscaſtell, das den Namen Scurgola trug, aufgeſchlagen, das Karls von Anjou gegenüber unter dem Bergſtädtchen Taliacotium, einer uralten Anſiedlung der Equer, nun Tagliacozzo benannt. Zwiſchen beiden zog in Windungen das Flüßchen Imele oder Salto durch die Niederung.

Die Morgendämmerung des dreiundzwanzigſten Auguſttags begann, mit ihr kam Regung und Ruf über die beiden Heermengen. Niemand im ſtaufiſchen Lager zweifelte am Sieg, drüben ſah jeder unvermeidliche Niederlage und Untergang vor ſich. Friedrich von Baden, der deutſche Marſchall Kroffo von Flüglingen, Don Arrigo von Caſtilien, die Grafen Galvano Lancia und Gerardo Donoratico führten die deutſchen, caſti-

liſchen, apuliſchen und toscaniſchen Ritter. Panzergerüſtet ſtand Konradin in ſeinem Gezelt, nahm als letztes aus der Hand Manfredis di Roccabianca den Helm und ſetzte ihn ſich auf's Haupt. Dann blickte er ſeinem Zeltgenoſſen in die Augen und ſagte lächelnd: „Heut' trage ich ſelbſt meinen Schild; Du bleibſt im Lager, Dein Arm iſt nicht für die Schlacht geſchaffen. Laß mich Dich hier in ſichrer Hut wiſſen, ich gebiete es Dir, der König! Wenn Du gehorſam biſt, ſinge ich Dir bei meiner Rückkehr ein Lied, das ich geſtern gedichtet. Leb' wohl auf ein ſchönes Wiederſehen, Manfredi!"

Er reichte ihm die Hand, hielt die ſchmalen Finger des Edelknaben einige Augenblicke mit den ſeinigen umfaßt. Dann trat er raſch hinaus, die aufblitzende Sonne warf ihm Goldfunken in's Antlitz. Nicht das eines Knaben war's, wie er ſich jetzt auf ſein Streitroß ſchwang, das eines Königs an der Spitze ſeiner Heermacht.

Da riefen die Hörner Don Arrigos, der feurige Caſtilianer zügelte ſeinen Ungeſtüm nicht länger. Er begann die Schlacht, ſprengte gegen den Salto vor, deſſen Ueberſchreitung vergebens die Gegner ihm zu wehren trachteten. Mit ungeheurem Stoß warf er ſich auf die Franzoſen, durchbrach ſie, ſchmetterte ſie rundum zu Boden. Ihr zweites Heerglied ſtellte ſich ihm entgegen, in der königlichen Rüſtung mit dem königlichen

Feldabzeichen Karl von Anjou ſelbſt an der Spitze. Gegen ihn ſpornte der ſpaniſche Infant und Senator Roms ſein Roß, jagte mit eingelegter Lanze auf ihn, ſtieß ſie ihm mit tödtlicher Wucht durch den Panzer der Bruſt. Der König fiel, ein Jubelſchrei überbrauſte das ſtaufiſche Heer, die Feinde zerſtoben, ſuchten in wilder Flucht Rettung nach den Bergen und Wäldern. Doch noch wilder ſtürmte Don Arrigo ihnen nach, gegen den Monte Velino, unter ſeinem Abſturz fort. Ueberall auch von den andern Führern geſchlagen, zerſprengt, fliehen die Franzoſen des neuen Kreuzheeres, ihr Lager fällt in die Hand der Ghibellinen.

Kein Verrath, wie bei Benevento, droht diesmal in ihren Reihen, und doch lauert, wie dort, der Trug ihnen im Rücken, die Liſt, wo der offene Muth und die Tapferkeit fehlen. Hinter bergend dichtem Waldbuſch eines Hügelrückens ertönt ein fromm-näſelnder Geſang, dort wird eine Meſſe abgehalten; daneben liegt der König Karl von Sicilien auf den Knien und betet zur allerheiligſten Jungfrau um ihren göttlichen Beiſtand vom Himmel herab. Denn er iſt nicht gefallen und todt; um zu täuſchen, hat er ſeine königliche Rüſtung von dem ihm an Geſtalt und Zügen ähnlichen Marſchall Conſence anlegen laſſen, und dieſen hat der Lanzenſtoß Don Arrigos zu Tod getroffen. Karl von Anjou ſelbſt betet und baut auf die Hülfe des Gottes, für den er

die Ungläubigen ausrottet. Doch läßt er nicht außer Acht, daß derſelbe für den Sieg ſeines Willens auf der Erde auch der irdiſchen Streiter bedarf; deshalb hält er zur Unterſtützung der Pläne Gottes einen auserleſenen Kern ſeines Heeres hier im Hinterhalt geborgen an tauſend ſchwergepanzerte Ritter und Roſſe.

Hat er etwa, von der göttlichen Gnade erleuchtet, den blindwilden Verfolgungsungeſtüm des Caſtilianers vorausgeſehn und darauf ſeine Rechnung gebaut? Ihm wird gemeldet, Don Arrigo jage, wohl eine Meile fern, mit ſeinen Reitern unter dem Monte Velino den Fliehenden nach.

Da giebt Karl von Anjou das Zeichen, und jählings mit alles niederſchmetternder Wucht bricht ſein ungeſchwächter Hinterhalt zwiſchen die kampfermüdeten, locker aufgelöſten, ahnungsloſen Sieger herein. Hier zerkracht kein Eis, wie im Friesland, unter der Eiſenlaſt der Pferde; die im Rücken und ſeitlings Ueberfallenen werden von der ehernen Maſſe zu Boden geritten und geſtoßen; wenig Augenblicke wandeln den Sieg in Niederlage und Vernichtung. Umſonſt ringt höchſte Tapferkeit und Todesmuth der Zerſprengten wider die feſtgeſchloſſene Phalanx; vergebens ſucht Arrigo von Caſtilien, der in der Ferne die unglaubliche Kunde erhält, das Geſchick zu wenden. Er kommt zu ſpät zurück, auch mit zerſtreut aufgelöſtem Reitergeſchwader,

das dem zuſammengeſchweißten Eiſenkoloß des Gegners nicht Stand halten kann, ebenfalls zertrümmert wird. Karl von Anjou iſt der Sieger in der Schlacht bei Scurgola oder Tagliacozzo; das alte blinde Fatum hat für ihn entſchieden.

Zu Tauſenden decken Todte von beiden Seiten die palentiniſche Ebene, über das Leichenfeld irren hier und dort fliehend Einzelne und kleine Häuflein der Ghibellinen. Doch iſt's kein Schlachtfeld von Benevento; Konradin lebt, Friedrich von Baden, Galvano Lancia, Manfrid von Temringen, noch einige andre Ritter halten ſich an ſeiner Seite, ſchützen ihn. Sie drängen ihn, weſtwärts zum Apenningebirg zu entweichen, aber ſein Blick iſt nach dem Lager gerichtet, und dem zu treibt er ſein Roß. Erſchrocken warnen ſie ihn vor der Gefahr, dort in die Feindeshand zu fallen; umſonſt, er hört nicht.

Doch da ſtößt er einen Ruf aus, lenkt plötzlich ſeitwärts ab, einem vereinzelten Reiter entgegen, den ein kleines zierliches Pferd hurtig fortträgt. Manfredi di Roccabianca iſt's, der dem ihm geſprochenen Gebot Folge geleiſtet, im Lager gewartet, ſo lange der Sieg des ſtaufiſchen Heeres zweifellos geweſen. Doch wie der jähe Wechſel eingebrochen, hat er ſich einen Helm aufgeſetzt, ein Schwert ergriffen und ſucht nach dem jungen König, als ſein Schildknappe ihn zu beſchützen.

Nun erreicht Konradin ihn und ruft: „Komm, wir müſſen fliehen! Bleib' neben mir, ich führe Dein Roß, wo Du's nicht kannſt.“ Seine Hand greift nach dem Zügel deſſelben, zieht es dicht neben das ſeinige. Er hat Krone und Reich auf dem palentiniſchen Feld verloren, doch ein Glanz, wie von einem Glück, iſt in ſeine Augen gekommen; raſch nun reitet das kleine Häuflein gegen Weſten davon.

Auf dem Schlachtfeld ſchreibt derweil der Sieger Karl von Anjou an Clemens den Vierten: „Langerſehnte Freudenbotſchaft melde ich Euch, allermildeſter Vater, und meiner Mutter, der heiligen römiſchen Kirche. In Demuth, wie einen lieblichen Weihrauch bringe ich ſie Euch dar und bitte Euch, o Vater, ſpeiſet von dem erbeuteten Wild Eures Sohnes und zollet Dank dem Allerhöchſten! Nun ſollen Vater und Mutter ruhen von ihrer heißen Mühſal; geringfügig erſcheint der Sieg bei Benevento gegen dieſen und die Zahl der hier getödteten Feinde. So jubele denn die Kirche, meine Mutter, und verleihe ihren Streitern ihren heiligen Segen.“

Die Mehrzahl der ſtaufiſchen Heerführer war in der Schlacht gefallen; mit thieriſcher Blutgier wüthete der durch Hinterliſt — von der ſein Schreiben an den Papſt nichts kundgab — zum Sieg Gelangte gegen die Gefangenen. Er ließ ſie enthaupten, den Römern unter ihnen Hände und Füße abhauen; als er gewarnt wurde,

das werde in Rom Haß wider ihn erzeugen, pferchte er den Reſt in einem Gebäude zuſammen, hieß es anzünden und alle drin bei lebendigem Leibe verbrennen. Nur an das Leben Don Arrigos wagte er ſich nicht, ſchleppte ihn als Gefangenen im Heerzug fort; nicht aus Dankbarkeit, daß der blind-ungezügelte Weiterſturm des Senators ihm die Niederlage zum Sieg verwandelt, ſondern weil er die Rache des caſtiliſchen Königs fürchtete. Karl von Anjou war ebenſo irdiſch klug bedacht, als demuthvoll vor Gott, der Menſchengeſchichte größte und frömmſte Beſtie. Zu Ehren der ſichtbaren Beihülfe, die ihm die Jungfrau geleiſtet, erbaute er auf dem blutgedüngten Feld ein Kloſter „Santa Maria della Vittoria".

* * *

Zu ſchwer ermattet auch waren Reiter und Roſſe der Sieger, um am ſelben Tag die dem Blutbad Entkommenen noch nachdrücklich verfolgen zu können. Konradin erreichte mit ſeinen Begleitern den ſchützenden Apennin und nach faſt anhaltlos Tage und Nächte dauerndem Ritt das Thor von Rom. Anders aber empfing den Beſiegten jetzt die Stadt, als den vor wenig Wochen dort im Triumph Eingezogenen; ungeſchmückt ſtanden die Häuſer, die Straßen leer, ängſtliche Scheu lag in den Zügen und Augen der Bewohner. Wohl

hielten die Ghibellinen die ſtärkſten Veſten Roms in Händen, doch trotzdem waren auch ſie zaghaft, fürchteten den Wankelmuth der Maſſe, glaubten die Flüchtlinge hier nicht geſichert. Einige von Berathungen und Plänen mit unabläſſiger Erregung angefüllte Tage und Nächte verflogen; am letzten Auguſttag traf Botſchaft ein, Karl von Anjou nahe heran, und alle Freunde drängten Konradin zu eiliger weiterer Flucht. Eine Schlacht und ſein Heer war verloren, doch damit nicht die Zukunft, Alles ließ ſich noch zurückgewinnen. Er mußte nach Sicilien gehen, das ſich vollkommen in Waffen für ihn erhoben; die Flotte der Piſaner hatte unter Führung Federigo Lancias vor kurzen Tagen diejenige Karls beinah völlig vernichtet. Die dringende Aufgabe war, nach Palermo zu gelangen.

So verließ Konradin nur mit kleinem Geleit der ihm befreundet zunächſt Stehenden Rom wieder, die Küſte zu erreichen und ſich dort einzuſchiffen. Sie ritten ſüdwärts durch die Campagna, doch der Tag war bei ihrem Aufbruch ſchon bis zur Mitte vorgeſchritten geweſen, und es dunkelte, als ſie unter den Berghang von Velletri kamen. Trotzdem hielten ſie hier nicht an, verfolgten ihre Richtung zum Meeresufer weiter. Die mondloſe Nacht aber ward ſchwarz, und ſie verloren den Weg. Ein brennend heißer Wind ſtand ihnen entgegen, die Glut des Atabulus der Alten, die einſt ſchon

Horaz als kraftlähmend empfunden; von der libyſchen Wüſte ſchlug der Scirocco herüber. Dunſthaube überzog den Himmel; ab und zu einmal erſchien's vor dem Blick, als ſteige zur Linken eine hohe Mauer auf, wie eine Gebirgswand, deren Schattenriß Manfrid von Temringen eine Erinnerung anregte, die er jedoch zu keiner Deutlichkeit bringen konnte. So irrten die Reiter ziellos umher; nur vor ihnen durchbrach manchmal ein einzelner großer Stern den Dunſtſchleier mit einem faſt blendenden hellweißen Lichtglanz. Friedrich von Baden ſagte: „Mög' es Dein Geſtirn ſein, Konradin, das ſich nur flüchtig überdunkelt, doch die Wolken zerreißt!“ und eine andre Stimme fügte nach: „Ein Planet iſt's, die Venus muß es ſein.“ Der junge Staufer antwortete ſchnell: „So möge ſie uns als Führerin dienen, laßt uns ihr entgegen, ſie iſt das Schönſte am Himmel und auf Erden und trügt nicht. Wo biſt Du, Manfredi?“ Seine Hand ſtreckte ſich haſtig zur Seite aus, neben ihm klang Erwiederung: „Hier, bei Euch“, und er hielt die Hand ſeines jungen Begleiters gefaßt, ließ ſie nicht wieder.

Dann befanden ſie ſich plötzlich einmal vor etwas dunkel Aufragendem, einer Mauer, einem Stadtthor, das überraſchend, weit geöffnet ſtand. Sie ritten hindurch, eine finſtere Straße empfing ſie, lautlos und leblos, nur weiterhin flimmerte aus einer Thür ein Feuerſchein.

Auf den richteten ſie ſich zu; ein weißhaariges Weib ſaß an einem Herdgeflacker, in einem Tiegel etwas als Koſt zurichtend, gab auf die Frage, wie die Stadt heiße, kurz Antwort: „Ninfa“. Auf weitere nach einer Unterkunft für die Nacht entgegnete ſie: „Schlaft, wo ihr wollt, die Häuſer ſind offen, und die Todten wehren's Keinem.“

Gleichgültig, mit einem ſtumpfſinnigen Ton ſprach ſie's; das Hufgetrappel brachte noch ein paar andre Bewohner der Umgegend herzu, die verwundert auf den Reitertrupp ſahen. Hohl- und gelbgeſichtig gaben ſie Auskunft; weit mehr als die Hälfte der Stadtbevölkerung war in den letzten Jahren am Sumpffieber geſtorben, was ſich noch auf den Beinen zu halten, zu gehen vermochte, zu den Lepiniſchen Bergen hinangeſtiegen, dort eine kümmerliche Behauſung zu ſuchen. Raſch hatte ſich erfüllt, was der Thorwart Manfrid von Temringen vor vierzehn Jahren geſprochen; Ninfa lag als Todtenſtadt da. Auch die andern Herbeigekommenen berichteten davon mit ſtumpfer Gleichgültigkeit; ebenfalls Greiſe waren's, für die das alte Weib am Feuer die Nahrung bereitete. Wunſch und Willenskraft zum Weiterleben war ſchon in ihnen abgeſtorben, als Schatten ſchlichen ſie noch, die Letzten, durch die alten Gaſſen ihrer Kindheit, langſam auszulöſchen, den letzten Athemzug zu thun, wo ſie den erſten gethan.

Manfrid befiel's mit ſchreckhaftem Gedächtniß, daß er vorbrachte: „Deine Majeſtät darf nicht hier über Nacht bleiben.“ Ihm lag auf der Zunge beizufügen, daß den Sohn in der Peſtluft das Verhängniß ſeines kaiſerlichen Vaters bedrohe, doch die Erinnerung daran nicht wachzurufen, hielt er's zurück. Konradin aber fiel ihm in's Wort: „Wir können heut' nicht weiter, ſind ermüdet, ihr alle ſeid's, wie ich. Wo fänden wir beſſere Raſt, als dieſe, die der Stern uns gedeutet? Kommt, hier ſind wir noch die Herren der Welt, alle Paläſte ſtehen uns offen, und wäre der Tod der Wirth drin — ich weiß ein Zauberwort, vor dem er an der Schwelle gebannt ſtehen bleibt.“

Vom Mund kam's ihm unter leuchtenden, faſt lachend-freudigen Augenſternen, ſorgenlos klang's, wie aus einem jugendlichen Uebermuth, der nicht mehr der verlorenen Schlacht gedenke, vielmehr das Höchſte, Reich und Krone ſchon gewonnen vor ſich ſehe. Doch pflichteten die Uebrigen ſeinem Entſcheid willig bei, auch den Pferden that Ruhe noth; das tiefe Dunkel machte kein Wegfinden möglich, und ſchlimmeres Verderben lauerte auf die Flüchtlinge, als das Fieber, vor dem immerhin Dach und Fach in der Stadt die Nacht hindurch noch beſſer Schutz bot, als die Luft draußen in den pontiniſchen Sümpfen. So war der Entſchluß zum Bleiben gefaßt, für die Pferde wurde geſorgt, den Hunger noth-

dürftig zu beſchwichtigen, karge Abendmahlzeit beſchafft. Es fanden ſich Fackeln zum Aufſuchen und Erhellen von Unterkunftsſtätten; alle umliegenden Häuſer ſtanden leerverlaſſen zu Gebot. Acht Gäſte waren's, die nach Herberge drin begehrten, zu zweit' theilten ſie die benutzbaren Räume, in denen da und dort noch eine Bettſtatt verblieben. Nebeneinander ſtreckten ſich ſo die beiden Grafen della Gherardesca hin, Friedrich von Baden und Galvano Lancia, zuſammen mit einem Sohn des letzteren Manfrid von Temringen. Die Erregung und Anſtrengung dieſes Tag's, wie der vorhergegangenen, war groß geweſen, ließ alle raſch vom Schlaf überwältigen.

In einem etwas abſeits belegenen Hauſe hatte Konradin ſich ein Gemach ausgewählt, deſſen Wände ſchon einen Beginn des Verfalls zeigten. Dichter Epheukranz umwucherte draußen die Fenſter, durch eines ſtreckte ein hochaufgeſchoſſener Feigenbuſch weit einen Blätterzweig herein. Zum erſten Mal nach dem Abend vor der Schlacht bei Tagliacozzo begab ſich der junge Staufer wieder allein mit ſeinem getreuen Zeltgenoſſen zur Ruh; die Nächte in Rom hatte er unter den dortigen Ghibellinenhäuptern in Berathungen verbracht, kurze Stunden nur in ſitzender Stellung zuweilen die Augen geſchloſſen. Deshalb konnte er wohl, wie er's geſagt, und mehr noch als die andern ermüdet ſein;

kurz auch nur blickte er in dem Raum um ſich, dann ſchritt er auf die in einer Wandklammer befeſtigte Fackel zu und löſchte ſie aus. Danach indeß legte er ſich doch noch nicht auf die Lagerſtatt, ſondern trat noch an's Fenſter. Der Scirocco ging, lauwarme Luftwellen hereindrängend, hohlſtimmig dran vorüber; nicht völlig finſter war's im Gemach geworden, denn der große Stern mit dem weißen Licht ſtand, ſchräger abwärts geſtiegen, ſo, daß er ſeinen Strahl voll durch die Oeffnung warf. Stumm blickte Konradin in die Hochſommernacht hinaus, dann ſprach er einmal, halb den Kopf zurückwendend: „Sieh doch, Manfredi — willſt Du nicht auch — komm zu mir an's Fenſter.“

Sonderbar unſicher klangen die Worte und die Stimme, als komme ſie aus athemverhaltender Bruſt. Der Gerufene trat herzu: „Was heißt Deine Majeſtät mich ſehen?“

„Den Stern dort — der uns hierher geführt — ſo ſchön ſah ich ihn noch nie, Manfredi, mich däucht, er kann nicht den Herbſt bringen, vielmehr den Frühling kündet er. Galvano ſprach's vorhin, die Venus heiße er — es gilt mir gleich, welchen Namen Menſchen ihm gegeben haben — aber nach einem anderen — nach dem begehrt mein Ohr und mein Herz —“

Der Sprechende hob den Arm, legte ihn plötzlich ſanft um den Nacken ſeines jungen Gefährten, und die

Lippen feſt an das Ohr deſſelben beugend, flüſterte er: „Wie heißt Du?“

Ihm fühlbar werdend, durchfuhr ein leichter Ruck den Körper des ſo unverſtändlich Befragten, deſſen Mund mit einem erzwungenen Ton der Verwunderung erwiederte: „Ihr fragt ſeltſam was Ihr wißt, hoher Herr — Manfredi di Roccabianca — wollt Ihr Euch nicht zur Ruh' legen?“

Doch nun gab Konradin ſchneller zurück: „Roccabianca mag Dein Name ſein — aber Manfredi heißt Du nicht. Nicht Deine Lippe, doch Dein Antlitz ſprach's mir an einem Morgen, als das Frühlicht drüber ging. Vor der Schlacht ſagte ich Dir, nach meiner Rückkehr aus ihr wolle ich Dir ein Lied ſingen, das ich gedichtet — bis heut' fand ſich keine Stunde dazu — und ich weiß es auch nicht auswendig — doch glaub' ich, den Anfang wohl:

„Mir träumte gut, daß zu mir kam
Ein Edelknabe, fein und zart,
Den ich als Zeltgenoſſen nahm;
Nicht ſah ich treueren von Art.
Er wollte tragen mir den Schild,
Mich halten in Gefahr bewahrt,
Deß war ſein liebreich Herz gewillt.

Mir aber ward's gar hold um's Herz
Und ward es ſeltſam mehr und mehr:
Sein Schwert am Gurt, ſein Kleid von Erz,
Mir kam's, als ob nur Schein es wär'.

Es ſchlug mein Herz zum erſten Mal
So ſüß und ſchnell, ſo leicht und ſchwer
In unbekannter Luſt und Qual.

Von allem, was die Welt mir gab,
Noch nichts war dieſem Herzſchlag gleich:
Er ſprach zu mir: Das iſt kein Knab',
Ein Mägdlein iſt's, an Liebe reich —
Wo war mein Blick, wo war mein Sinn,
Daß ich's erſah nicht allſogleich,
Da heut' ich doch kein Kind mehr bin —"

Ein Zittern hatte Manfredi bei'm Anhören des Liedes ſchon am Anfang zu überlaufen begonnen, mehr und mehr ſich verſtärkend, und nun glitt er plötzlich, wie von verſagender Kraft nicht länger gehalten, neben dem jungen Staufer zu Boden, umſchlang ihm ſchüchtern das Knie mit dem Arm und ſagte ſtockend leiſe: „Zürnet nicht — vergebt das Trugſpiel meines Kleides, hoher Herr. Nichts anderes iſt falſch an mir, als das — ich legte es an, weil ich ſonſt nicht hätte zu Deiner Majeſtät kommen dürfen — und ich mußte ja zu Dir —"

Doch auch Konrad bog ſich auf die Knie herunter, ſein Arm lag wieder haltend um ihren Nacken, und es war, als komme das Klopfen ſeines Herzens mit bis über die Lippen herauf, wie er wiederholte: „Du mußteſt zu mir — ja, ſo mußte es geſchehen. Nun ſagſt Du mir auch, wie heißt Du?"

„Violante."

„Und warum nannteſt Du Dich Manfredi? Glaubteſt

Du, der Name helfe Dir leichter Zugang bei mir gewinnen? Er that's wohl auch."

„Meines Vaters Name war's." Sie hielt an, eh' ſie zögernd nachfügte: „Und Eures Oheims."

„Und wer war Dein Vater?"

„Ich ſagt' es Euch eben —"

„Davon hört' ich nichts — von meinem Oheim Manfredi ſprachſt Du."

„Ja, von ihm — mein Leben kam von ihm —"

Nur eben vernehmbar klang's, danach ward's einen Athemzug lang ganz ſtill in dem dunklen Raum. Dann aber brach's, gedämpften Laut's, doch mit ſtrömender Gewalt aus der Bruſt Konradins:

„Violante — Du Holde — Du biſt ſein Kind? So biſt Du meine Schweſter — nein, das nicht, zum Glück, das nicht — aber mir nah von der Natur wie eine Schweſter biſt Du. Darum mußteſt Du zu mir — nein, nicht darum mußteſt Du's, ſag's mir, nicht darum! Violante — Dein Name ſpricht aus Deinen Augen, aus ihnen hätt' ich ihn leſen müſſen. Ja, es wird nicht Herbſt, ſondern Frühling, die Veilchen blühen, und dies Haus iſt ihr Garten, denn Deine Augen ſind in ihm, Violante. O daß ich ſie nicht ſehen kann — komm —"

Seine beiden Arme umfaßten ſie, hoben ſie empor, führten, trugen ſie halb nach dem Rand der Lagerſtätte

und ließen die willenlos Nachgebende ſanft darauf nieder. Dort ſaßen ſie, und er fragte, und ſie antwortete, was ſie wußte. Sie hatte es ihm ſchon an jenem erſten Abend in Rom geſagt, nur ſich anders damals benannt, doch Roccabianca hieß ſie in Wirklichkeit, ihrer Mutter Name war's geweſen. Weiter aber wußte ſie nichts von dieſer, als aus einer für ſie hinterlaſſenen Niederſchrift, ſie ſei eine Tochter des Königs Manfredi; und fern zurück, doch wie von heut' konnte ſie ſich erinnern, als kleines Kind in Palermo ihn aus einem Fenſter herab geſehn zu haben, als er dort im Dom gekrönt worden. Das war am ſelben Tage geſchehen, an dem ihre Mutter plötzlich todt zu Boden gefallen, und danach, wie dieſe es in einem letzten Willen beſtimmt gehabt, war ſie zu Verwandten nach Rom gebracht worden und einſam und freudlos bei ihnen aufgewachſen. Immer aber hatte ſie an Konradin, den Kaiſerſohn in Deutſchland, gedacht, von dem ihr die Mutter oft erzählt, er ſei nach dem Blut ihr Vetter und habe Haar von ſo goldener Farbe, daß es wie die Sonne leuchte. Da war er ihr zu Einem mit der Sonne geworden, und ihr Herz mußte ihn lieb haben, wie die Sonne, denn ſonſt hatte es für keinen Menſchen Liebe in ſich und keiner Liebe für ſie. Und wie ſie hörte, Konradin komme nach Rom, da lebte nur ein Gedanke in ihr, ſie müſſe zu ihm, und ihr Herz gab ihr Klug-

heit ein und Muth, einen Weg und die Mittel auszufinden, daß ſie zu ihm gelange. „Ich dachte nichts, als daß ich zu meinem Vetter mit dem Sonnenhaar wolle — aber als ich Deine Majeſtät vor mir ſah, vor der ſie alle ſich zur Erde beugten, da verließ mich der Muth und mir iſt's wie ein Traum, daß ich's doch gekonnt und gethan. Nun aber habt Ihr's erkannt, welch' ein unnützer Schildknappe ich bin, der ſich thöricht vermeſſen, Euch zum Schutz dienen zu können. Euch that ein beſſerer Noth, und ich will wieder dahin zurück, von wo ich kam, wie vordem aus der Weite an Euch zu denken. Euer Bild tragen meine Augen ja nun mit mir. Nur heißt mich jetzt noch nicht gehn — nicht in dieſer Stunde — laßt mich heute Nacht noch bei Deiner Majeſtät bleiben. Ich will nicht ſchlafen, daß ich Dich ſicher wecke, wenn der Morgen kommt."

Dem hatte Konradin verſtummt zugehört, doch war ſein Arm nicht von ihrem Nacken abgewichen, ſchlang ſich feſter um ihn, ſo daß er mählich ihren Kopf nah und näher herangezogen. In einem ſeltſamen Widerhandeln zu den Worten, die ihr von den Lippen kamen, geſchah's und ließ ſie's geſchehen, denn wie ſie das letzte ſprach, lag ihre Wange an der ſeinigen. So ſaßen ſie und ſchwiegen jetzt beide, eine geraume Zeit lang, bis Konradin leiſe ſagte: „Ja, ſo wollen wir die Nacht hindurch bleiben und warten, daß der Morgen kommt."

Dann klang's ihr einmal an's Ohr: „Violante —“ und ſie antwortete: „Ja — was befiehlſt Du? Soll ich fortgehen?“

Doch ſie regte ſich nicht dabei, nur ſein Arm hielt ſie noch feſter, wie er zurückgab: „Ich mußte Deinen Namen ſprechen, ihn zu hören; er klingt ſo hold.“

Und wie zuvor war's lautlos; durch das dunkle Gemach ging's wie ein Traumwunder, das nur ahnungsvoll der weiße Stern mit ſeinem Licht überflimmerte. Dann einmal wieder eine flüſternde Stimme:

„Woran denkſt Du, Violante?“

„Ich denke an nichts.“

„Weißt Du meinen Namen nicht?“

„Ja.“

„Wer bin ich denn?“

„Des römiſchen Reiches Kaiſer und der König von Sicilien.“

So wunderlich klang die Antwort von den Lippen unter der Wange, die weich und warm an der anderen ruhte. Kurz beſann Konradin ſich, dann ſagte er:

„Das war mein Urahn, der Kaiſer Heinrich, der auch — wie wunderbar — ja, der auch Deiner war. Ich habe ein Lied von ihm, das er geſungen; von einem Kleinod, einem Schatze redet's, ſo herrlich an Art, daß er von ihm ſpricht: ‚Eh' ich auf ihn verzicht', verzicht' ich auf die Krone'.“

Da war's abermals ſtill, bis er die Frage that: „Hörſt Du mich nicht, Violante?“

„Ja, ich höre — nein, ich ſehe Deine Hoheit.“

„Doch meinen Namen weißt Du immer noch nicht zu ſprechen. Laß den Schlaf über Dich kommen, Violante; im Traume kannſt Du's beſſer.“

„Nein, heißt mich nicht ſchlafen — ich wache ſo gern. Was ſollt' ich im Traum können?“

„Du träumteſt einmal im Zelt, kühl war's, und ich legte eine Decke über Dich. Da wußteſt Du meinen Namen und ſagteſt: Du biſt's, Konradin.“

Ein leichter Seufzer hob die Bruſt des Mädchens „So vergieb's meinen Lippen, ſie wußten nicht, was ſie thaten.“

„Sie thaten's nicht, denn Dein Herz hieß es ſie thun. Das wußt' ich nicht bisher, nun aber lernt' ich's: Das Herz lehrt einen Namen ſprechen, Violante — hörſt Du's nicht, daß es Deinen ſpricht? Wie ſoll ich denn den Lippen es vergeben? Mit Worten wenigſtens weiß ich's nicht zu thun — auch das lernt' ich heut', ein Herz, das allzulieblich klopft, hat kein Lieb. Nein, nicht vergeben — ſtrafen muß ich Deine Lippen, wenn ſie nicht gehorchen — ich bin der König!' Noch einmal frag' ich Dich, wer bin ich Dir?“

„Du ſagſt's — mein König.“

„So straf' ich, die mir nicht gehorsam sind, aus königlicher Macht für ihre Schuld —"

Konradin bog mit sanfter Gewalt das Antlitz, das an seinem lag, ein wenig empor und schloß seine Lippen auf die ihrigen. Dann ließ er sich vor ihr zu Boden gleiten, faßte ihre beiden Hände und drückte seine Stirn in sie hinein. „Vergieb nun Du mir, Violante!"

Sie saß stumm, nur ihre Hände glitten leise um sein Gesicht, als tasteten sie nach etwas. Er fragte verhaltenen Athems: „Wonach suchst Du?"

„Ich suche, zu erkennen, wem das Antlitz gehört."

„Und erkennst Du's?"

„Ja — meine Hände sehen es."

„Wer ist's denn?"

„Du bist es, Konradin."

Ein Geschehen, wie in einem Traum, war's, und so klangen ihre beiden Stimmen. Er aber saß wieder neben ihr, sie umschlungen haltend. „Das ist kein König, nur ein Dienstmann Deiner Huld. Du aber bist des Kaisers Enkeltochter — sind Deine Lippen zu stolz, meinen zu vergeben, was sie gethan?"

„O Konradin, wie kann's denn sein, daß Du so fragst?"

„Du fragst? Wie kann's denn sein, Violante, daß Du mich so lieb hast, wie ich Dich?"

Doch beide antworteten nicht auf die Fragen und

redeten nicht weiter, denn ihre Lippen ruhten aufeinander. Dann lachten ſie leis und ſchluchzten leis und küßten ſich wieder. Wie vom Zauberſtab einer Wunderfee angerührt, ſtrahlte und blühte vor Konradin die Zukunft herauf. Nichts hatte er verloren, nur das Höchſte gewonnen. „Du biſt mein Reich und meine Krone, Violante — doch für Dich will ich's mit dem Schwert erringen, ſie Dir auf's Haupt zu ſetzen. Morgen ziehn wir nach Sicilien über das blaue Meer, dort in Palermo wirſt Du meine Königin. Und über Deinen Veilchenaugen dann auf Deiner holden Stirn des Reiches Krone — der Kaiſerin Violante jauchzt das Volk, denn keine ſah es ihr an Schönheit gleich. Ich aber weiß, was mehr als Gold und Größe, ich weiß, was mehr als Reich und Krone iſt. Das halt' geborgen ich in ſicherem Schloß; ein Garten liegt umher, drin wohnt die Sonne, und Blumen blüh'n und Schmetterlinge funkeln. Und zwiſchen ihnen mit den Himmelsaugen, da ſteht ein hohes Wunderbild, mein Kleinod, mit Lippen lächelnd und zum Kuß die Lippen mir bietend — Violante, meine Frau."

Unbewußt in rhythmiſchem Fall der Worte hatte der junge Minneſänger geſprochen. Ein ſüßer Schreck durchzitterte die Hörerin, die fragend wiederholte: „Deine Frau? Ich kann doch nicht Deine Frau werden, Konradin — die muß eine Fürſtentochter ſein, von edelſtem Blut —"

Doch er fiel ein: „Iſt edleres, als Deines, auf der Welt? Doch wäreſt Du die letzte, niedrigſte, zur höchſten würdeſt Du durch mich. Ich bin allmächtig, Violante, bin's geworden durch Dich, ſeit Deine Lippen mich geküßt. Du biſt die Wunderfee, die alles ſchafft, und als der Wunder Höchſtes gab ſie ſelbſt in meinen Arm ſich — gieb die Zauberlippen noch einmal meinen wieder, Violante."

Die Nacht ſchritt weiter vor, und allmählich klang das Geflüſter abgebrochener, nur in Zwiſchenräumen noch ein Wort, dann verſtummte das letzte. Süße Müdigkeit hatte beide faſt ohne ihr Wiſſen auf die Lagerſtatt zurückgleiten laſſen, und die holdſelige Wirklichkeit ward zu noch märchengleicherem Traum. Draußen ging der alte Atabulus mit dumpfer Glut des Hochſommers, doch hier im Gemach hauchte ein Athem an, wie lind-reine Luft und Blüthenduft eines ſonnigen Frühlingstag's. Ueber die Schlafenden warf ſeinen Strahl noch der weiße Stern, zu dem ſeit Jahrhunderten die Staufer oft, Deutung ihrer Herzensſehnſucht und der Zukunft aus ſeinem Glanz zu leſen, aufgeblickt; aber auf ein ſolches Glück zweier junger Herzen hatte er noch nie herabgeſehn. Dann plötzlich ſchwand er fort und völlig ſchwarze Nacht ward's. Die Venus ging der untergegangenen Sonne nach.

Mit dem Frühſchein trat Manfrid von Temringen

in's Gemach, Konradin zu eiligem Weiterritt zu mahnen. Doch er ſtutzte, hielt, ungläubig ſtaunend, den ſtockenden Fuß an. Vor ihm ruhten die Beiden zuſammen auf einer Lagerſtatt, jeder hatte den Arm um den Nacken des andern geſchlungen. Sie ſchliefen noch feſt, Wange an Wange, mit gleichem friedvollem Heben und Senken der Bruſt, und gleich auch lag ihnen auf den Lippen ein Lächeln zweier ſeliger Kinder. Wie ein Geſchwiſterpaar erſchienen ſie; der Anblick ließ Manfrid nicht Zweifel, daß der junge Knappe bisher durch ſeine Gewandung die Augen getäuſcht habe. So mit den geſchloſſenen Lidern, den ſchlafgelöſten, vom Traum wie mit einem Dufthauch überfloſſenen Zügen konnten dieſe nicht mehr beirren, zu lieblich weich und hold waren ſie für einen Knaben. Doch noch andres gewahrte der Betrachtende, faſt noch höher ſtaunend, zum erſten Mal. Unverkennbar ſprach aus dem Angeſicht eine Aehnlichkeit mit dem des ſchönen Jünglings dicht daneben. Auch ſtaufiſche Antlitzzüge waren es, denen des Königs Manfredi gleichend, wie die Konradins am meiſten denen König Enzios, des Sohnes einer wohl goldlockig geweſenen deutſchen Mutter.

* * *

Nach ſah die Sonne nicht über die Mauerwand der Lepiniſchen Berge, als die Flüchtlinge aus der

Todtenſtadt Ninfa wieder aufbrachen und weiter ritten. Im Nachtdunkel geſtern waren ſie zu weit nach Südoſt von ihrem Ziel abgeirrt, mußten jetzt, um an's Meer zu kommen, weſtliche Richtung einſchlagen, den Nordrand der pontiniſchen Sümpfe überqueren. Das forderte Zeit und Mühe, faſt zahllos durchzogen kleine Waſſerläufe den vielfach brüchigen Grund; Konradin hatte nicht andern Blick und Gedanken, als zu ſorgen, daß Violante ſicher über die gefahrdrohenden Stellen hinweggelange. Das Geheimniß der beiden leuchtete wohl aus einem Glanz ihrer Augen hervor, doch laſen und deuteten die übrigen es ſich nicht; ihre Blicke ſchweiften vorwärts nach der See, ihr Denken richtete ſich einzig drauf, den letzten Staufer zu retten. Nur Manfrid von Temringen wußte, der junge Knappe an der Seite Konradins ſei kein Mann und das Herz des königlichen Jünglings hänge an ihm; weiter vermochte auch er ſich ſeine überraſchende Entdeckung nicht zu erklären. Doch Erinnerung an die Sümpfe des Friesland rief hier der Boden in ihm wach und unwillkürlich zugleich an Djurre Hajunga. Auch die hatte Mannestracht angelegt, die aber der Kraft ihrer Geſtalt und Glieder angepaßt geweſen, als ob die Natur ſie dafür geſchaffen. Ein größerer Gegenſatz zu dieſem verkleideten Mädchen ließ ſich kaum erdenken; Manfrid begriff nicht mehr, daß ſeine Augen ſo lange von dem äußeren Schein

getäuſcht worden, daß die andern um ihn nicht ebenſo wie er die Wirklichkeit erkannten. Freilich, das junge frieſiſche Weib hatte einer, wenn auch in matt gebrochenen nordiſchen Farben, doch voll zur ſommerlichen Vollendung ihrer Art entwickelten Blüthe geglichen; hier dämmerte erſt eine Frühlingsknoſpe lieblichſte Verheißung auf. Zweifellos war es in dieſer, wie in jener dieſelbe treibende Kraft, die ſich unter dem fremden Gewand geborgen, die große, menſchheitbewegende Macht, übergewaltiger vielleicht mit dem ſehnſuchtsvollen Schlag des Herzens, als ſelbſt das Begehren nach Weltherrſchaft und Märchenkronen. Doch ein andrer Unterſchied noch blieb Manfrid ebenſo zweifellos. Die Liebe dieſer Namenloſen an der Seite Konradins mochte ihn mit höchſten Wunderblüthen des Lebens umkränzen, aber eine ſchwache Ranke war's, die nicht Schutz verlieh, ſondern bei ihm Schutz ſuchte; nicht die todverachtend über den Tod hinaus lodernde Liebesflamme in der Bruſt Djurre Hajungas.

Einen Blick warf Manfrid von Temringen nach den Lepiniſchen Bergen zurück. Dort drüben war er vor vierzehn Jahren hinangeritten, ſich unter das Siegesbanner Kaiſer Konrads zu reihen; heut' geleitete er hier den flüchtenden Sohn deſſelben in ungewiſſe Weite. Ihm ſchien's, ein Leben und eine verſunkene Welt lagen zwiſchen jenem Tage und dieſem. Doch,

als ob er's eben vernommen, klang ihm der nach Deutſchland hinüberſuchende Ruf des fieberirren Kaiſers im Ohr: „Komm nicht hierher — ſpiele mit Schmetterlingen, nicht mit Kronen — nur nicht hierher — ſag's ihm, Manfrid!“

Das hatte dieſer nicht gekonnt, ſonder Zweifel wär' es auch nutzlos geweſen, hätte den alten Stauferdrang im Blut Konradins nicht zurückgedämmt, und nun war's auch zu ſpät. Durch die pontiniſchen Sümpfe ritten ſie, auf der Flucht, dem rettenden Waſſer zu; ringsum drohte das Land Verderben, allein das Meer bot Schutz. Manche Stunden hindurch aber kamen ſie nur langſam und mühſam weiter, und Seltſames tauchte da und dort um ſie auf, ein brauner zottiger Thierkopf mit langen, gekrümmten Hörnern und wildem, weißglotzendem Blick der Augen. Büffel waren's, zumeiſt bis an den dicken Hals im Schlamm vergraben, vereinzelt ſchon am Ausgang des ſechſten Jahrhunderts von Indien her zu den Mittelmeerländern gelangt, dann hatten die Saracenen eine größere Anzahl von ihnen nach Italien gebracht. Doch bildeten ſie in dieſem immer noch eine Seltenheit, nur hier in den pontiniſchen Sümpfen, die ihnen ähnelnde Lebensbedingungen ihrer Urſprungsheimath boten, gediehen ſie und hatten ſich zu Herden vermehrt; faſt völlig wilde Beſtien, die mit heimtückiſchem Wuthblick nach den Roſſen und

Reitern aufſtierten. Doch die glutheiße Sciroccoluft machte ſie träg', zu ſchlaftrunken lagen ſie in ihren Moraſtbetten, um ſich aufzuraffen und die Vorüberkommenden anzufallen; nur hin und wieder ſtieß einer aus aufgeriſſenem Maul ein ſchütterndes, zorniges Gebrüll, daß die Pferde bei dem unbekannten Ton zitterten und ſcheuten. So gelangten die Flüchtlinge ohne ernſtliche Gefährdung zwiſchen ihnen hindurch und nun auch auf beſſeren, feſten Grund. Sie hatten die Sumpftiefen überwunden, ſicherer Boden nahm ſie auf, breitete weithin nach rechts und links hohen Eichenwald vor ihnen aus. Dahinter lag der Strand, den ſie erreichen wollten, ſie mußten hindurch. Im Anfang ging's, dann jedoch drängten die Stämme ſich näher zuſammen, und zu einer urwaldartigen Wildniß ward's. Aufgewölbte Wurzeln verflochten ſich über dem Boden, ſchweres Geäſt bog niederhängend Laubvorhänge herab, Epheumaſſen umwickelten mit dunklem Geringel die Bäume bis zu den Wipfeln empor, zwiſchen ihnen ſpannen ſich tauſendfach grüne Schlingranken aus, den Durchlaß weigernd und ſperrend, umklammernd und verſtrickend. Nur ein dämmerndes Licht mehr ließ das lückenloſe Blätterdach herabdringen, in halbem Dunkel mußte jeder ſich, bald hierhin, bald dorthin ausbiegend, einen Durchweg ſuchen; oft ſaßen Roß und Reiter in Gezweig- und Schlingnetzen gefangen, nur der Schwerthieb konnte

befreiende Bahn brechen. Konradin wich nicht von der Seite Violantes, lichtete das Dickicht für sie, doch die übrigen trennten sich vereinzelt auseinander; näher und ferner scholl das Krachen ihres Durchbrechens, dann riefen sie sich zusammen, gemeinsame Richtung innezuhalten. Sie hatten den Waldgürtel nur schmal geglaubt, aber breit dehnte er sich in seiner licht- und dunkelgrünen Einsamkeit hin; langsamer und mühvoller noch als durch die Sümpfe gelangten sie vorwärts; ab und zu nöthigten solche auch hier mit trügerisch wie Moos täuschender Wasserpflanzendecke zum umholenden Ausweichen. So breitete es sich jetzt auch an einer Stelle vor Manfrid von Temringen, der seitwärts von den andern sich gleichfalls allein Bahn durch die Wildniß schuf.

Da macht sein Pferd unvorgesehen, sich schreckvoll hochaufbäumend, einen Sprung, der den Reiter kopfüber aus dem Sattel schleudert. Ein Büffel hat auch hier, halb im Moraſt begraben und versteckt gelegen, ist jählings aufgeschnellt und mit brüllendem Wuthausbrauch gegen das Pferd angestürzt, das zitternd vor dem zottigen, wildschnaubenden, die Hörner zum Stoß niederbiegenden Ungeheuer die Flucht ergreift. Angstvoll jagt es davon, und das wilde Thier folgt, ohne sich um den Reiter zu kümmern, dem Thiere nach; wo sie wie Sturm dur'chs Dickicht brechen, schallt das Krachen der niedergeschmetterten Aeste. Der Sturz hat Manfrid

mit der Stirn auf einen Wurzelknorren geworfen, und er liegt betäubt.

Seit wie lange? Er kann es nicht bemeſſen, wie er zu ſich kommt und ſich aufrichtet, kaum weiß er, was ihm geſchehen. Doch ſein Pferd iſt verſchwunden und alles ringsumher ſtill. Lautlos ſteht der dichte Wald, er ruft, aber von nirgendwo tönt Antwort. Nur die Beſinnung hat ihn eine Zeitlang verlaſſen gehabt, die Kraft ſeiner Glieder iſt ungelähmt, keines gebrochen, und haſtig trachtet er nun danach, den andern zu folgen. Aber die Sciroccoluft hält noch den Himmel trüb überdunſtet, läßt nicht gewahren, unter dem dichten Laubgewölbe nicht ahnen, wo die Sonne ſteht. Keine Richtung iſt nach ihr zu beſtimmen, und anhaltlos, auf's Gerathewohl irrt Manfrid von Temringen zwiſchen den rieſigen Eichen des Urwalds weiter.

Die übrigen Reiter aber haben dieſen ſchon ſeit einer halben Stunde durchmeſſen und ſind an den erſehnten offnen Strand herausgelangt, an das Ufer der flachgeſtreckten Bucht des alten Antium. Sie nehmen nicht gewahr, daß einer aus ihrer Zahl zurückgeblieben iſt und fehlt; in ihnen jauchzt es nach dem endloſen Kampf durch die Waldwildniß, wie einſt von den zehntauſend Griechenlippen: „Thalatta — Thalatta — das rettende Meer!“ Eilfertig ſprengen ſie über den freien, am Waſſerrand von der Feuchtigkeit feſtgewordenen Sand-

boden fort; hier, unter'm Schutz des Landes, wo der hohe Wald den Wind abfängt, dehnt die See sich kaum bewegt gegen Norden. Doch der Blick nimmt an ihrer Färbung gewahr, weiter hinaus, draußen im Westen heben sich weißgemähnte Wellen, der Scirocco selbst hat sich abgeschwächt, aber das aufgewühlte tyrrhenische Meer wogt noch weiter. Die Gegend ist den deutschen und apulisch-sicilischen Flüchtlingen fremd, nur die Felsschroffen vor ihnen, die am Ende einer Landzunge sich zu hohem Gipfel aufthürmen, kennen sie, wissen, das alte Cap der Circe ist's. Davor hebt es sich wie ein niedriger dunkler Thurmknauf vom Wasserrand in die Höh', sichtlich ein Castell. Die Entfernung zu ihm hin ist noch größer, als sie erscheint, doch die Südwindluft rückt alles näher, läßt das Mauerwerk schon deutlich unterscheiden.

Dann kommen sie hinzu, leer und einsam ist's davor, ein alter Fischer knotet ein Netz am Strand. Den fragen sie nach dem Namen der Uferburg; gleichgültig aufblickend, erwiedert er: „Astura." Zwischen kleineren Böten liegt an der öden Küste ein größeres, yachtartiges vascello, das fordern sie von ihm, eine Fahrt in die See zu machen. Er schüttelt schweigsam den Kopf, will den Fremden sein kostbares Fahrzeug nicht anvertrauen. Doch sein Gesichtsausdruck ändert sich, wie Konradin ihm achtlos eine Handvoll Gold-

münzen und juwelenfunkelnder Ringe hinreicht, das Zehnfache an Werth des Schiffes. Da ist er willfährig, holt aus seiner Strandhütte größere Anzahl von Rudern, die jene hurtig fassen, und wenige Augenblicke später schon einschlagen. Konradin und Friedrich von Baden sind vom Bodensee her der Ruderführung kundig, dienen den andern zur Unterweisung darin. Verhältnißmäßig rasch entfernen sie sich vom Ufer; westwärts vor ihnen, einige Stunden hinaus, ragt es dutzendfältig hoch über der See empor. Große Schiffe, eine Galeeren-Flotte — die Schiffe der Pisaner — die siegreiche Flotte Federigo Lancias! Das Reich und die Krone trägt sie am Bord, denn es ist die Flotte Konradins. Zu ihr — eine Stunde oder zwei — sie sind gerettet!

Doch von dem Castell sieht jemand auf's Meer hinaus, dessen Augen etwas von dem weißtückischen Blick der Büffel in den pontinischen Sümpfen zwischen den Lidern tragen. Er gewahrt das nicht von Schiffern des Orts besetzte, fortstrebende Fahrzeug, das mit der sichtbaren Hast ihn befremdet. Schnell begiebt er sich hinaus, befragt den alten Fischer, wem er sein Schiff überlassen. Der weiß es nicht zu sagen, zeigt nur das Gold und die kostbaren Geschmeide, die er dafür erhalten. Das läßt den Herrn von Astura stutzen, und noch mehr die zurückgelassenen Rosse; es müssen Flüchtlinge und zwar vornehmer Art sein, die den Segeln

drüben auf dem tyrrheniſchen Meer zutrachten. Giovanni Frangipane ahnt nicht, um wen es ſich handelt, doch Ausſicht auf reiche Beute gleißt vor ihm, die Habgier kocht in ihm auf. Haſtig kehrt er zurück, ruft die Ritter und Waffenknechte ſeines Caſtells, bemannt mit ihnen ein immer für ihn bereit liegendes Fahrzeug und ſetzt den Fliehenden nach.

Die haben wohl Vorſprung, doch jetzt, wo der Schutz des Landes aufgehört, faſſen die noch hochgehenden Wellen ſie von der Seite, laſſen die Ruder nicht mehr wie vorher kräftig einſchlagen; nur mühvoll-langſam kommen ſie weiter. Sie gewahren, daß ſie verfolgt werden, und verdoppeln, verzehnfachen ihre Anſtrengung. Das Schiff hinter ihnen rollt braune Segel auf, und eine balandra iſt's, ein Kutter, ſcharf für ſchnellen Lauf gebaut. Mövengleich fliegt er über das Gewoge — doch nur um eine Spanne Zeit handelt's ſich, nach Minuten zu zählen, daß draußen die Piſaner das an einer Schwertſpitze flatternde Nothzeichen wahrnehmen und heranjagen.

Aber ſie achten nicht drauf, haben keine Ahnung, was hier unter ihren Augen geſchieht. Und nun ſind die Verfolger ſo dicht herangekommen, daß der Herr von Aſtura das goldhelle Haar Konradins auf der Ruderbank unterſcheidet, erkennt, welch' unermeßliche Beute ihm winkt — der Staufer ſelbſt!

Und in gieriger Angſt, ſie noch zu verlieren, greift er ſeekundig ſelbſt zum Steuer, nützt auf Haaresſchärfe den Wind für jede Zollbreite der Segelleinwand aus. Dann ſchießt der Kutter hart an dem Fahrzeug der Flüchtlinge vorbei, liegt faſt im ſelben Augenblick gewendet mit der Breitſeite an ihm, hält es mit Enterhaken gepackt. Widerſtand iſt unmöglich, ſein Deck ſtarrt von Waffen. Giovanni Frangipane ruft mit wildjauchzender, doch von ungeheurer Erregung halb erſtickt verſagender Stimme: „Ihr ſeid gefangen — ergebt euch!“

Es iſt ſo, alle erkennen's, ſie müſſen Folge leiſten, mit ihm über ihre Löſung zu unterhandeln. Nur Einer — wie jener, auf Konradin zu, hinüber will, ſich ſeiner wichtigſten Beute ſicher zu bemächtigen — da iſt nur Einer, der, von keiner klugen Ueberlegung beherrſcht, ſich ihm gleich einem auffahrenden Blitz todesmuthig entgegenwirft. Ein Schwert funkelt über ihm und fährt auf ihn nieder.

Die Liebe führt es, die Alles vergeſſende, nur Eines denkende. Aber im ſchwachen Arm Violantes iſt nicht die tödtliche Kraft Djurre Hajungas. Machtlos fällt die Klinge von dem Eiſenhelm Giovanni Frangipanes ab, den keine Ahnung anrührt, wer ſie, ſeltſam mit ihm verknüpft, wider ihn geſchwungen. Den knabenhaften Gegner achtet er nicht werth, ihm gleichfalls mit der Waffe zu erwidern; geringſchätzig wirft er ihn

mit einem wuchtigen Fauſtſtoß zur Seite. Violante, der nur ſchmale Bordplanke den Fuß ſtützt, taumelt, ſchwankt haltlos über und ſtürzt.

Ein Schrei bricht aus Konradins Mund; er ſieht ſie plötzlich unter ſich, mit den Wellen kämpfend, und will ihr nach. Doch gleichzeitig ſind Ritter und Knechte von Aſtura auf das andre Schiff hinübergeſprungen, halten ihn, im Glauben, daß er ſchwimmend zu entkommen ſuchen will, mit zehn Händen gefaßt. Niemand bekümmert ſich um den abgeſtürzten Edelknaben, für Freund und Feind iſt er in dieſem Augenblick gleicherweiſe ein bedeutungsloſes Nichts. Eilig faſſen die Scirocconwogen Violante, tragen ſie mit ſich fort. Doch nicht rauh und wild, es iſt, als trügen ſie das ſchöne Menſchenbild zart zu einer ſicheren Stätte davon, es vor Schlimmerem, Entſetzlichem zu behüten. Eine weiße Welle kommt um die andre, deckt ihr einen perlenden Brautſchleier über das Antlitz, die Stirn, das dunkle Haar. Sanft ſchließen ſie ihr die Augen, wiegen ſie in Schlummer und Traum, ziehen ſie in ein criſtallenes Märchenſchloß zur wehe loſen Tiefe hinab.

Die andern Flüchtlinge ſind Gefangene, in der Hand Giovanni Frangipanes, des Herrn von Aſtura. Er bringt ſie nach dem Caſtell zurück; ſie ſind ohne Arg noch, erwarten nur, ſich durch Sicherung eines hohen Löſegeldes die Freiheit erkaufen zu müſſen. Des-

halb haben ſie ſich ihm ergeben, ſtatt ſich auf Tod und Leben bis zum letzten mit dem Schwert zu vertheidigen. Denn ſeit mehr als einem Menſchenalter haben die Staufer Wohlthaten, Ehren und Reichthum auf das Geſchlecht der Frangipani gehäuft, Kaiſer Friedrich der Zweite mit eigner Hand Giovanni den Ritterſchlag ertheilt. Doch in ſeiner Bruſt iſt kein Dank, nur die Wolluſt eines Raubthiers, das eine Beute, auf die es lang gelauert, unerwartet in den Krallen hält. So hat er einen Staufer, den letzten von ihnen in ſeiner Gewalt.

Aber mit der Rachſucht in ihm kämpft, tiefſten Menſchenekel regend, die niedrigſte Geldgier, und ſie wird zur Herrin über ihre Nebenbuhlerin. Raſch fliegt die Kunde von dem Geſchehenen um, und mit Schiffen, die er aus der Seeſchlacht gerettet, erſcheint der Capitän der Galeeren Karls von Anjou, Roberto di Lavena vor dem Caſtell, die Auslieferung Konradins und ſeiner Gefährten zu verlangen. Das Gleiche fordert, mit Reitern und Fußvolk von der Landſeite herangerückt, der Cardinal Giordano von Terracina, vom heiligen Vater zum „Rector" der Campagna und Maritima beſtellt. Doch beiden verweigert Giovanni Frangipane ſeinen Raub, vertheidigt ihn mit Waffengewalt gegen ſie, bis ein Bote, den er mit ſeinen Bedingungen an den König von Sicilien und Apulien abgeſchickt, zurück-

kommt. Da kann er ſeine Geldgier und ſeine Rachſucht zugleich ſtillen. Für ungeheuren Judaspreis — „pro immensa pecunia“ — hat er die Gefangenen verkauft, und es iſt der Blutdurſt Karls von Anjou, an den er ſie ausliefert.

Astura, mala terra — maledetta! Das Verhängniß lagert über der Uferſtätte, Seuche, Unheil, Verrath. Von ihrer Inſel drüben hat die alte, Ränke ſinnende Zauberin Circe Luft, Land und Meer mit einem Giftbrodem verdorben.

Zunächſt in's Sabinergebirg auf ein Felſencaſtell der nach der Schlacht bei Tagliacozzo gleichfalls treulos von der ghibelliniſchen Sache abgefallenen römiſchen Colonna werden die Gefangenen fortgeſchleppt. Konradin leiſtet nicht Widerſtand mit Hand noch Wort. Seitdem er auf dem Schiff von den Rittern Giovanni Frangipanes machtlos überwältigt worden, blickt er nur in ſchweigend dumpfer Verſunkenheit vor ſich hin, hat kein Begehren mehr, kaum berührt er die ihm vorgeſetzte Nahrung. Er ſcheint an Geiſt und Gemüth getrübt, verſtört gebrochenen Sinnes zu ſein; „mente captum“ benennt ihn der Chroniſt Saba Malaſpina, der ſeinen Gemüthszuſtand ſchildert.

* * *

Lange Stunden war Manfrid von Temringen vergeblich durch das Walddickicht umhergeirrt, ahnungslos, daß der jähe Aufſprung des zornwüthigen Büffels ihm nicht Unheil zugefügt, vielmehr ihn vor der Tücke einer ſchlimmeren Menſchenbeſtie behütet habe. Als er endlich in's Freie, an's Meer herauskam, erreichte er dies nicht bei Aſtura, ſondern weit ſüdlich davon, gegen Terracina zu. Der Abend brach ſchon herein; nah vor ihm, am Ende einer ſich lang, als ſchmaler Strich hinausziehenden weißen Sanddüne ragte das hohe Felſencap der Circe empor. In letztem mattem Lichte lag's, hatte etwas Geiſterhaftes, den plötzlich an den Strand Gerathenen faſt unheimlich Anrührendes. Er konnte ſich nicht ſagen, warum — oder doch, obwohl eigentlich nichts als das Waſſer umher zu einem Vergleich Anlaß gab, rief der Anblick ihm den alten Thurm über der Düne von Medemlik in's Gedächtniß. Aber er warf dies anſchauende Gefühl von ſich ab; Konradin und die andern mußten ſich auf einem Schiff befinden und gerettet ſein. Damit war alles erreicht, der Tag von Tagliacozzo konnte noch wie ungeweſen gemacht werden. An ihm ſelbſt drohende Gefahr dachte Manfrid nicht, leiblich und geiſtig ſchwer ermüdet, ſtreckte er ſich auf den Sand des einſamen Ufers, ſeltſam faſt an der Stelle, wo einſtmals Marcus Tullius Cicero von ſeinen Verfolgern eingeholt, grauſam und treulos ermordet worden war.

Vor ihm rauſchte noch ebenſo wie an jenem Tage die brauſende Welle auf den Strand, der gleiche Wind ſtrich ſummend und murrend über ihn hin und ſang ihm ein Schlaflied.

Als er erwachte, ſank die Nacht ab, Hunger ſchwächte ihn, und der Gedanke kam ihm jetzt, daß er auch für ſeine eigene Sicherung ſorgen müſſe. Der Küſte entlanggehend, fand er die Behauſung eines Fiſchers, der ihn mit grober Nahrung ſtärkte, ſich bereit zeigte, ärmliche Bekleidungsſtücke an ihn auszutauſchen. So gelangte er, unkenntlich gemacht, einem napolitaniſchen Lazarone im Anzug ähnelnd, weiter; von Gaëta hoffte er, mit einem Schiff nach Sicilien hinüberzukommen. Doch in Terracina vernahm er die ſchon dorthin geflogene Kunde von Aſtura.

Wie der Stoß der Lanze auf dem Schlachtfeld bei Benevento traf's ihn. Und zugleich erfüllte ein ungeheurer jammernder Schmerz ihm die Seele. Hätte er damals bei Velletri nach ſeinem dunklen Drang gehandelt, dem finſtergeſichtigen Ritter, der ihn einen deutſchen Hund benannt, nachzueilen, ihn zum Zweikampf auf Leben und Tod zu nöthigen! Vielleicht — er fühlte es in dieſem Augenblick, gewiß hätte er dem Frangipane die Schurkenbruſt durchbohrt — der Verrath wäre nicht geſchehen, Konradin heute gerettet geweſen.

Zu ſpät! Immer zu ſpät, und unwiederbringlich der Tag, der noch die Möglichkeit geboten.

Trüb und dumpf, gleichgültig für die Sicherung ſeines Lebens geworden, trachtete Manfrid von Temringen nicht mehr danach, vom Feſtland zu entkommen. Er kundete aus, wohin die Verrathenen und Verkauften geführt worden, fand ihren Gewahrſam in dem Felſencaſtell über Paleſtrina aus. Schnell mußte er ſich überzeugen, daß jeder Verſuch, Konradin zu befreien, undenkbar ſei; eine lebendige, eiſenſtarrende Mauer umgab die Gefangenen. Nichts vermochte er, als nachzufolgen, wie ſie weiter gen Süden fortgebracht wurden, überall gleich von hundert Panzern und Schwertern eng umſchloſſen. Mannigfachen Aufenthalt machte der Zug, der September verging; im October traf er in Neapel ein, Karl von Anjou ritt an ſeiner Spitze. Hunderttauſendfach jauchzte die geſinnungslos erbärmliche Bevölkerung der Wunderſtadt ihm zu. Das hatte ſie von jeher jedem ſiegreichen Machthaber gethan.

Das Unerhörte aber that der heutige. Er ſetzte ein Gericht von Rechtsgelehrten ein, vor dem er Konradin und deſſen Gefährten des Hochverraths und an ihm beabſichtigten Mordanſchlags beſchuldigte. Doch die Richter wieſen dieſe Anklage zurück, erklärten, der Beſchuldigte habe als Sohn Kaiſer Konrads ſein angeſtammtes Erbrecht auf das Königreich in offenem Kampf

zur Geltung zu bringen geſucht und ihm falle der volle Anſpruch eines kriegführenden, zum Gefangenen gewordenen Fürſten zu. Das ſprach der unerſchrockene Muth nach überall geltendem Recht entſcheidender Männer; ein einziger nur ließ von Furcht und Gewinnſucht ſein Gewiſſen erdrücken, einen Spruch nach der Erwartung und dem Willen des königlichen Machthabers zu fällen.

Da verkündigte Karl von Anjou, das Gericht habe Konrad von Staufen, der ſich unberechtigt Herzog von Schwaben benannt, den Herzog Friedrich von Oeſterreich zuſammt den übrigen des Todes ſchuldig befunden, und er beſtätigte dies Urtheil. Nach Rom ward es dem Papſt mitgetheilt, der zurückerwiederte, ihm ſtehe nicht Einrede zu, es ſei des weltlichen Richters Befugniß, nach dem Recht zu entſcheiden und verfahren. Von keinem menſchlichen Gefühl angerührt, ſah der vierte Clemens — der „Milde“ — das Haß- und Wuthgebot des vierten Innocenz — des „Unſchuldsvollen“ — ſich erfüllen, den letzten „Nachkommen und Keimſamen des babyloniſchen Geſchlechtes zertreten.“

Schweigſam, wie ſeit dem Tag von Aſtura, blickte Konradin zumeiſt durch ſein vergittertes Fenſter auf das Meeresblau der Bucht von Neapel hinaus. Doch an einem Nachmittag nah vor dem Octoberausgang trat er zu ſeinem Mitgefangenen hinan, der traumverlorene Ausdruck ſeiner Züge wich einem Anflug des alten

Lächelns um die Knabenlippen, und er ſagte: „Drüben würfeln ſie um uns, aber der Graf von Anjou weiß den Wurfbecher zu führen, daß die Augen nach ſeinem Willen fallen. Ein Spiel iſt alles, auch das Leben nur; ein Spiel um Gewinn und Verluſt, Glück oder Leid; kurze Täuſchung und Wahn. Laß uns auch noch einmal ſpielen, Friedrich, dann ſind wir noch einmal am Bodenſee in der deutſchen Heimath.“

Ein Schachzabel ward gebracht, ſie ſaßen ſich gegenüber und ordneten ihre Steine. Konradin ſah drüberhin und ſprach: „Wohl grad' ein Jahr iſt's, da maßen wir uns zuletzt — in Bozen war's — erinnerſt Du Dich? Du gewannſt und ſagteſt, gut ſei's, daß ich nicht mein Zabelkönig wäre und Deiner Karl von Anjou. Deine Worte klingen mir heute im Ohr; ich meinte, in der wirklichen Schlacht hätte ich meinen guten Vezir mit beſſerem Rath bei mir. Da erwiederteſt Du, ich beſäße an ihm einen Arm mehr, als andere, der mir immer gehöre, wenn nicht Einer mit dem Schwert ihn mir abſchlage. Ich wollte heut', daß ich ihn nicht bei mir hätte, ſondern drüben gelaſſen in Conſtanz. Laß uns ſpielen, Friedrich.“

Sie begannen und fuhren fort; ihr Denken verwandte ſich drauf, mit ruhiger Sicherheit berechneten und führten ſie ihre Züge. Nur einmal hielt die Hand Konradins eine ſeiner Figuren länger gefaßt, ohne ſie

zu bewegen, und auf sie niedersehend, sagte er halb vor sich hin: „Bei Astura wäre es besser gewesen — in den weißen Wellen — zusammen hinab — hinab in den Traum der Nacht.“ Dann rückte seine Hand rasch den Stein, und sie spielten weiter.

Da öffnete sich die Gefängnißthür, der Protonotarius Roberto de Bari trat ein und verkündigte ihnen, des Königs Majestät habe das über sie gefällte Todesurtheil bestätigt.

Sie hatten nichts anderes mehr erwartet, kein Zug in ihren Gesichtern veränderte sich. Der Protonotarius verließ wieder den Raum.

Schweigend saßen sie sich gegenüber, bis Friedrich von Baden vom Munde kam: „Wollen wir zu Ende spielen, Konradin?“

Der Befragte nickte, doch dann streckte er die Hand vor, legte langsam die Figuren auf das Brett um und antwortete: „Das Spiel ist aus, wir haben beide verloren. Nein, ich habe gewonnen — Vergütung für Bozen war's — nur Du verlierst, Friedrich. Könnt' ich mein Leben doch für Deines mit lassen, Dir wär's so schön noch!“

Er stand auf und blickte durch die Gitterstäbe nach dem Meer hinaus. Dann öffnete er plötzlich die Arme und schlang sie dem Kindheitsgespielen um den Nacken. „O mein Friedrich, es hätte schön, es hätte königlich

ſein können, zu leben!“ Doch raſch, als habe er unmännliche Schwäche gezeigt, ließ er die Arme abſinken und trat in ſeine Nebenkammer hinüber, ſeinen letzten Willen niederzuſchreiben. Mit kindlicher Gewiſſenhaftigkeit trug er darin für die Erſtattung kleiner Schulden Sorge, die er als Knabe bei einigen Bürgern in Augsburg und Regensburg gemacht.

* * *

Am andern Tage, einem Montag, dem 29. October des Jahres 1268 drängte Alles, was in Neapel den Fuß zu bewegen vermochte, der piazza del mercato, dem alten Marktplatz der Stadt zu. Die ganze Bevölkerung rannte, ſchrie, ſang, pfiff, lachte und jubelte; ein Volksfeſt ſtand ihr bevor, ein noch nicht geſehenes Schauſpiel. Nicht den zehnten Theil der Maſſe faßte der Platz, weithin ſtaute ſich in allen Nebengaſſen, dem nahen Uferrand entlang Kopf an Kopf. Tauſende überlagerten ſchon ſeit dem Abend zuvor die zunächſt umliegenden flachen Dächer, die größeren, kleineren und winzigſten Vorbauten, Brüſtungen, Söller, Altane und Terraſſen; frohlockend im Beſitz der beſten Schauplätze, hielten Mütter ihre Kinder auf den Armen. Es war das Volk von Neapel.

Alle Augen richteten ungeduldig erwartungsvoll ſich auf die Mitte des Mercato hinunter, von der ein

ſchwarz überkleidetes Blutgerüſt aufragte. Dann ging eine befriedigt-freudige Bewegung durch die Menge, denn der Anfang des „spettacolo“ feſſelte jeden Blick. Begierig verſchlangen ſie das wie Gold leuchtende Haargelock des deutſchen Jünglings, den mit ſeinen Todesgefährten ein Wagen herangebracht; Erwartung eines köſtlichen Genuſſes war's, dies ſonnenhaften Glanz um ſich breitende Haupt unter dem Richtſchwert fallen zu ſehen.

Nur zu raſch geſchah Alles, zu kurz für das lange Harren ging das entzückende Schauſpiel vorüber. Noch einmal verlas der Protonotarius Roberto de Bari das Todesurtheil, dann ſtieg Konradin ſicheren Fußes die Schaffotſtufen hinan. Ein Knabe faſt noch an Jahren war's, doch in dieſem Augenblick ein Mann, ein furchtloſer Held, ein Staufer, der mit königlicher Hoheit und Würde ſein großes Geſchlecht zu Grabe trug. Mit ruhiger Hand auch legte er ſein Obergewand ab, trat auf Friedrich von Baden zu, ſchloß ihn ſchweigend in die Arme und küßte ihn. Nun ging ſein Blick noch einmal in die Runde, traf das Geſicht Karls von Anjou, der — „hujus rei spectator“ — ihm unweit gegenüber auf einem Balcon ſtand. Stumm zog Konradin den Handſchuh von ſeiner Rechten ab und warf ihn vor die Füße ſeines Mörders. Dann kniete er ſchnell nieder, von den Lippen kamen ihm nur noch die Worte:

„O Mutter, welchen Schmerz bereite ich Dir!“ und das Schwert traf ſeinen Nacken.

Ein ungeheurer Schrei des Schmerzes brach aus der Bruſt Friedrichs von Baden, vor dem weiß entfärbt das ſchöne Antlitz ſeines geliebten Kindergeſpielen und königlichen Freundes zu Boden fiel. Doch der im Leben ſich nie von ihm getrennt, vereinigte ſich um wenig Augenblicke ſpäter ihm auch im Tode wieder. Mit gleichem ſtolzem Muth empfing er den Schwertſtreich; in „clementiniſch“ chriſtlicher Wuth kündete ein pfäffiſcher Chroniſt der Nachwelt von ihm: „Nec erga Deum culpam voluit profiteri.“ Er hatte ſich als vom Blut des Oeſterreich-Herzogs Heinrich „des Gottloſen“ bewährt.

Noch fielen in ſchneller Folge die Häupter der Grafen Della Gherardesca und Galvano Lancias, des Bruders Bianca Lancias, die einſt Friedrich dem Zweiten Manfredi geboren. Von dem Caſtell drüben über Nocera blickte die Witwe des letzteren, die gefangene Helena herüber; ihre zarten Kinder ſaßen angeſchmiedet im lichtloſen Kerkerverließ des apuliſchen Luſtſchloſſes, das ihr kaiſerlicher Aeltervater erbaut. Wenn zu der Mutter und den Kindern eine Kunde hineingedrungen war, Konradin nahe ihnen als Erretter aus ihrem Jammer — dieſe Stunde hatte die letzte Zukunftshoffnung für ſie zu Grabe getragen.

Nun klatſchten die Napolitaner hunderttauſendhändig dem glorreichen König Beifall und Dank für die herrliche Augenweide, die er ihnen geboten, und huldvoll erwiederte Karl von Anjou vom Balcon den Gruß ſeines treuen Volkes. Im Lateran zu Rom beglückwünſchte das Cardinalscollegium den heiligen Vater: „Esse Conradum tamquam fumum transiturum. Wie ein Rauch ſei Konradin dahingeſchwunden.

Zwiſchen dem Gedränge auf dem Mercato befand ſich auch Manfrid von Temringen. Wie Erfüllung einer heiligen Pflicht hatte er das Schwerſte auf ſich laden gewollt, dem Ende des letzten Staufers mit dem Auge und Ohr beizuwohnen. Doch als das Schwert ſich über dem Nacken Konradins hob, verlor er die Herrſchaft über ſeine Augen. Sie ſchloſſen ſich zu; ihm war's, als treffe es ihn ſelbſt.

Diesmal hatte der „Pfaffenkönig" geſiegt. Es drängte ſich Manfrid auf: Auch Wilhelm von Holland war ein ſolcher geweſen, und doch welch' ein ritterlicher, edler, menſchlicher Gegner der blutdürſtig frommen Beſtie dort auf dem Balcon gegenüber!

Beatrix, die Frau Karls von Anjou war geſtorben, und um drei Wochen nach der Enthauptung Konradins vermählte er ſich wieder mit Margarete von Nevers; wie zu blutigem Hohn feierte er ſeine Hochzeit in dem Lieblingsſchloß Manfredis am Lago Pesole, wohin

jener einſt ſeine junge Braut geführt, wo ihn mit ihr und ſeinen Kindern faſt ein Jahrzehnt lang ſchattenloſes Sonnenglück der Liebe und Lebensſchönheit umblüht hatte. Nun ſchrieb Karl von Anjou von dort ſeine Todesurtheile durch das ganze Königreich; die Uebergabe der Saracenenveſte Luceria hatte einen natürlichen Sohn Kaiſer Konrads, — „cui illi de Luceria obediebant propter amorem patris“, — in ſeine Hände gebracht, und zur Verſchönerung ſeiner Hochzeit ließ er ihn erhenken.

Den Leichnam Konradins aber ließ er mit denen der andern am Strande verſcharren, „als habe das Meer ſie ausgeſpien“, und Steine zu einem Haufen drüber werfen. Dann erhöhte er auf dem Mercato eine Porphyrſäule, der er die Inſchrift eingrub:

„Asturis ungue Leo pullum rapiens aquilinum
Hic deplumavit acephalumque dedit.“

Hier mit des Habichts Fang das Adlerjunge ergreifend
Und es entfiedernd, das Haupt riß ihm vom Rumpfe der Leu.

Höhniſch auch ſchien das Anfangswort an Aſtura anzuklingen; vor allem aber war's kein Löwe, der mit einem Habichtsfang den jungen Adler ergriffen. Verrath hatte ihn in die Krallen eines Geiers geliefert, der mit Hyänengier den Wehrloſen zerfleiſchte. Die Säule hat ſich bis zum heutigen Tag in der Sacriſtei der Kirche Santa Croce an der piazza del mercato erhalten.

Von der Weiterführung der Herrſchaft Karls von Anjou legte beredteſtes Zeugniß ein Schreiben ab, das um einige Jahre ſpäter Clemens der Vierte an ihn ſandte:

„Wie? Du vernimmſt nichts von den Jammerſchreien der Gemarterten, den Erpreſſungen und Bedrückungen, den Schandthaten an Frauen und Jungfrauen, der Beraubung der Reichen und der Armen? In Deinem Reich herrſcht nur Mißachtung alles Rechts, falſches Zeugniß und Anſchuldigung, Raub und Plünderung. Wahrlich, Dir zur höchſten Gefahr und zur Schmach Deines Namens läſſeſt Du Deine Amtleute und Diener gleich wilden Thieren gegen Deine Unterthanen wüthen, nur Haß auf Dich ladend, und Schande und Elend wirſt Du ernten.“

Die Menſchengeſchichte mußte nicht viel Aehnliches geſehen haben, wenn ein Papſt, der die Hinſchlachtung Konradins gebilligt, von ſeinem Gewiſſen, von menſchlicher Regung getrieben wurde, ſo an Den zu ſchreiben, den er zuvor „den Athleten der Kirche“ benannt hatte.

Seine Vorausſage bewährte ſich, die „ſicilianiſche Vesper“ übte furchtbare Rache an den Franzoſen, Rache auch für Manfredi und Konradin, entriß Karl von Anjou die befreite Inſel. Bald darauf ſtarb er in Foggia, auf dem Todtbett „vor Wuth ſchäumend“.

Ihm folgte ſein Sohn Karl der Zweite, „der

Hinker", der ſeine Herrſchaft damit antrat, daß er die Ausgabe für den Nahrungsunterhalt Enricos, des letzten, im Caſtello dell' Uovo erblindeten Sohnes Manfredis auf die Hälfte herabminderte. Genau um ein halbes Jahrhundert, nachdem Konradins Haupt auf dem Mercato in Neapel gefallen war, ward, kurze Wegſtrecke davon entfernt, an einem letzten Octobertag Enrico als der letzte durch den Tod von ſeiner lebenslangen Qual erlöſt.

Nach Karl dem Zweiten kam ſein Sohn Robert, der umſonſt Sicilien zurückzuerobern trachtete und nach dem Vorbild ſeines Aeltervaters ſich mit dem Papſt gegen Kaiſer Heinrich den Siebenten verband, den zu Buonconvento ein Mönch mit der Hoſtie vergiftete. Auf Robert folgte ſeine Enkelin Johanna; ſie ließ, um ihren Geliebten Ludwig von Tarent zu heirathen, ihren erſten Gemahl Andreas von Ungarn erdroſſeln, überlebte noch drei andre Gatten und ward von einem Urenkel Karls des Hinkers, Karl von Durazzo, den ſie an Sohnesſtatt angenommen hatte, mit Federkiſſen erſtickt. Der Muttermörder beſtieg als Karl der Dritte den Thron von Neapel, verſuchte, ſich auch zum König von Ungarn zu machen, wurde gefangen und ſtarb im Kerker. So erloſch dieſer Zweig des verfluchten Geſchlechtes der Anjou.

VIII.

Der November des Jahres 1268 ging dem Ende zu, und kalter Nordwind fuhr über die lombardiſche Tiefebene bis gegen den langen Apenninwall hinan, als im frühen Abenddämmern ein vom Gebirg herabgekommener Fußwandrer vor einem Thor der Stadt Bologna eintraf. Seit zwei Menſchenaltern nicht mehr gekannte Ruhe hatte ſich über den Norden Italiens gebreitet, überall, nur mit Ausnahme von Piſa und Siena, herrſchten in Toscana, der Emilia und Lombardei die Guelfen. Ob alte ghibelliniſche Geſinnung noch in Vielen leben mochte, ſie barg ſich in der Stille; führerlos war ſie, es gab keinen Namen, keinen Lebenden mehr, für den ſie ſich erheben konnte. So ſchwieg gegenwärtig der wilde Hader und Kampf zwiſchen den Städten, Panzergeraſſel und Schwertgeklirr tobten nicht mehr umher; nicht nur der Schutz der Mauern, auch die Wege draußen boten Sicherheit des Friedens. Ohne Frage und Behinderung ließ der Thorwärter in Bologna während der Tageshelle ein, was in die Stadt wollte, erſt bei'm Einbruch des Dunkels ſchloß er die ſchweren, eiſenbeſchlagenen Thüren. Unangehalten gelangte deshalb auch der Ankömmling vom Apennin durch's Thorgewölbe und ſchritt in's Stadtinnere weiter.

Er blickte ſich um als einer, der nicht völlig fremd

drin ſei, nach Merkzeichen für eine Richtung ſuche, doch auch wieder zweifle, ob er nicht von einer zu fernen, ſchon übernebelten Erinnerung getäuſcht werde. Dann aber, wie er unerwartet durch eine Straße auf den großen Hauptplatz heraus kam, an den ſich die kleinere piazza del pozzo ſchloß, wachte ihm merklich das Gedächtniß klar auf. Kaum lag noch ein letzter Dämmerſchein drüber, doch ohne zu zögern ſchritt er jetzt einer ſchmalen, auf den Platz mündenden Gaſſe zu, dieſer kurz entlang, hielt vor einem Hauſe an und pochte mit dem kunſtvoll gearbeiteten erzenen Thürklopfer. Ein wenig dauerte es, bis ein großgewachſener Mann mit weiß auf die Bruſt herabreichendem Bart öffnete; er hielt einen ſchweren Hammer in der Hand und fragte: „Was ſucht Ihr?“ Kurz blieb der Angeſprochene ſtumm, dann erwiederte er: „Euch ſuche ich, Meiſter Landolfo, Ihr ſeid's — wir ſind beide älter geworden.“ Im Hausflur brannte mit bläulicher Flamme eine Harzmaſſe auf einer eiſernen Hängepfanne, nach der griff der Waffenſchmied Savelli, überhellte damit das Geſicht des vor ihm Stehenden und verſetzte dazu: „Eure Stimme klingt mir, daß ich ſie ſchon gehört — ja, auch Eure Züge kenne ich, Ihr ſagt's, ſie ſind älter geworden. Ein Deutſcher ſeid Ihr — wartet, ich finde auch Euren Namen —“

Doch gelang's ihm nicht, ſo daß der Fremde ein-

fügte: „Trüg' ich das Panzerkleid noch, mit dem Ihr mich einſtmals begabt — doch ob es von gutem Stahl war, die Zeit hat's zerfreſſen —"

Da fiel der andre ein: „Des Königs Namen trugt Ihr, des Friedrichſohnes — Manfredi — doch auf deutſch — Manfrid. Da ſeid Ihr mir im Gedächtniß und auf der Zunge — ſeid willkommen in meinem Hauſe, Junker oder Ritter Manfrid von Temringen. Ja, die Zeit hat viel zerfreſſen, was von gutem Stahl war, ſeit ich in der Nacht draußen vor'm Thor zum Abſchied dieſe Eure Hand hielt."

Der Sprecher faßte nach der Hand, von der er redete, und preßte ſie mit einem ſtarken, faſt krampfhaft feſten Druck; dann ſaßen die beiden Männer zuſammen im Wohngemach des Hauſes. Viel erwiederte und berichtete Manfrid auf Fragen Landolfos; mit gedämpfter Stimme ſprachen beide, wie an einem Sarg oder über einem noch offenen Grabe; ein trüber Ernſt lag gleichartig in ihren Geſichtern, düſterer faſt noch an Ausdruck in den Zügen und Augen des Waffenſchmieds. Vor ſich hin redete er, nachdem eine Zeitlang Schweigen um ſie gelegen: „Ja, Stahl und Gold und Edelgeſtein zerfraß die Zeit, Kronen und Diademe, Ehre und Treue. Ich gedenk's, wie ich Euch den Leib rüſtete, wider die Argliſt Roms zu ziehn; gern, mehr als Ihr's glauben gemocht, hätte mein Arm Euch geleitet. Damals kamet

Ihr hierher, den König Enzo zu befreien — wär's Euch gelungen — alles wär' vielleicht nicht so geſchehen, denn der letzte vom großen Geſchlecht hielte das Schwert noch aufrecht. Ich gedenk's auch, daß ich Euch zuletzt ſprach, mein Haus, ob es guelfiſch ſei, ſtehe mit meinem Herzen dem Freunde der Staufer offen. Seid nochmals willkommen, Ritter, und habt Dank für Eure Einkehr! Könnt ich Euch wiederum, doch beſſer rüſten! Vergeſſet, daß ich an dem Tag mein Haus guelfiſch benannt, Schimpf und Schmach thät's ihm an, denn pfäffiſch heißt heute das Wort, und Euer Herz hegt nicht mehr in ſich an ghibelliniſcher Trauer, als meines."

Schweigend ſaßen die Beiden wieder, eine lautloſe Stille lag um ſie. Ungeheures und Unausdenkbares hatte Manfrid von Temringen durchlebt, ſeitdem er hier einmal verweilt, doch trotzdem belaſtete ihm ſeit ſeinem Eintritt noch ein Druck andrer Art die Bruſt, wuchs ſchwerer an, zwiſchen dieſen Wänden von der Erinnerung verſtärkt. Mehrfach ſchon war er im Begriff geweſen, eine Frage über die Lippen zu bringen, ohne daß er ihr Wort und Laut zu geben vermocht. Nun aber ſagte er, nur halb vernehmbar:

„Euer Haus erſcheint einſam geworden —"

Doch da kam eine unerwartete Antwort, nicht vom Munde Landolfos, ſondern draußen klangen Rufe und Fußtritte, die Thür ward aufgeriſſen und zwei Knaben,

etwa von zwölf und elf Jahren ſtürzten, ſich haſchend, herein. „Nonno! Nonno!“ riefen ſie, hielten indeß ſtutzend bei'm Gewahren des Fremden an. Faſt mehr aber noch ſtutzte der Blick Manfrids, der halb ſtotternd hervorbrachte: „Wer ſind — mich däucht, ſie haben Eure Züge —“

Der Waffenſchmied nickte: „Ja, meine Enkel, dieſe beiden älteſten, ſehen mir ähnlich; die andern haben mehr die Züge von ihrem Vater Bubolino geerbt.“

Es tönte nochmals, von anderen Stimmen vor der Thür, die ſich wieder aufthat, und ein halbes Dutzend kleinerer Knaben und Mädchen kam herein. Hinter ihnen eine hochwüchſige Frauengeſtalt mit prächtigem ſchwarzem Haar und ſchön veranlagter Geſichtsbildung. Nur in zu üppiger Fülle hatte der Körper ſich entwickelt, die auch den edlen Schnitt der Züge beeinträchtigt, etwas Verſchwommenes darüber gelegt; Manfrid war unwillkürlich vom Sitz aufgefahren und ſah die Eingetretene fragend an. So hielt ſie auch ihm den Blick der dunklen Augenſterne zugewandt; Landolfo ſagte: „Der Ritter war ſchon einmal bei uns zu Gaſt unter abſonderen Umſtänden; wir herbergten ihn damals in Deinem Gemach, erinnerſt Du Dich daran?“

Sie ſuchte in ihrem Gedächtniß: „Bei mir? Ja, mir kommt's — ich glaube —“ und nun erkannte Manfrid die klangvoll helle Stimme Graziella Savellis.

Oder vielmehr „Bubolino“ hieß ſie jetzt nach dem Namen ihres Gatten, mußte dieſen Namen nach dem Alter ihres größten Sohnes wohl ſchon ſeit mehr als dreizehn Jahren tragen. Ja, ſie erinnerte ſich: „Drüben am Brunnen an einem Abend ſpracht Ihr mich an. Euer Geſicht ſah fröhlicher aus damals, und die Jugend, ſcheint es, hat früh Abſchied von Euch genommen, denn das Haar an Eurer Schläfe, däucht mich, beginnt ſchon heller zu ſchimmern. Doch ſeid mir willkommen, wie meinem Vater!“

Sie reichte dem Gaſte die Hand, die auch ein wenig einem Sinnbild oder Wahrzeichen von „Bologna la grassa“ ähnelte; von ſeiner Bruſt war der Druck, der auf ihr gelaſtet, ſpurlos abgefallen. Seine Lippen vermochten nicht mehr zu lachen, ſonſt hätten ſie's gethan. Das war die Hand, die hier die ſeinige wie im Krampf umklammert gehalten, der Mund, der in heißer Leidenſchaft ausgeſtoßen: „Niemals — niemals — nur Dich allein — oder den Tod!“ Und in wildſchluchzender Verzweiflung, vom ſchwarzen Haar überfluthet, ihre Stirn auf den Steineſtrich ſchlagend, hatte ſie ſich zu Boden geworfen.

Nein, den Lippen Manfrids war eine heitre Regung fremd geworden, ſonſt hätte er über ſich ſelbſt lachen müſſen. Wie jung und von knabenhafter Einfalt noch war er damals geweſen, in ſchwerer Sorge und

Angſt davonzureiten, zu glauben, ſie werde um ſeinetwillen nicht fortleben, den Tod ſuchen. Im Ohr klang ihm der lachende Ruf Rainolds von Urßlingen, des duca di Spoleto auf: „Ihr habt noch nicht weit hier im Land auf den Grund geſehn, junger Freund; mindeſtens nicht bei dem Waſſer, das die Weiber auf der Zunge tragen.“

Das beſtätigte ihm im Weitergang des Abends auch der Mund Graziellas ſelbſt. Gleichfalls fröhlich lachend, ſagte ſie einmal, als ſie ſich mit ihm allein befand: „Das war ein närriſcher Abſchied, als Ihr damals fortgingt, Meſſer. Für wie dumm müßt Ihr mich angeſehen haben; ich war noch ein Kind, das ein Spielzeug nicht hergeben wollte und drüber zu weinen anfing, glaub' ich. Wenn ich dran gedenke, muß ich lachen; ſind meine Kinder nicht wunderhübſch? Mein marito war's auch und iſt's immer noch; als ich ihn zum erſten Mal ſah, ſagte ich gleich: Ihn oder Keinen ſonſt! Zwei mehr hab' ich noch als Lucia da Viadagoli; ‚Bentivoglio‘ werden die Kinder des Königs Enzo mit Namen genannt. Daß er ihr immer noch getreu bleibt, iſt verwunderſam, ſie hat ſich nicht blühend erhalten wie ich, und Manche giebt's, die gern ihre Stelle einnähmen, denn er iſt noch heut' von zauberiſcher Schönheit, beinah' ebenſo, wie er damals war. Oh, Ihr glaubt nicht, wie Bianca de Grimaldi es auf ihn

abſieht und jeden Tag in einem andern Gewand ihn zu beſtricken hofft. Il povero rè — da wär' er wirklich bedauernswerth, denn er müßte einen gar ſchlechten Geſchmack haben, von der hageren Bianca mit der umgeſtülpten Naſe entzückt zu werden; freilich ſie ſelbſt hält ſich für ſchlank wie eine Cypreſſe. Aber zu Tode würd' ich mich ſchämen und eher ſterben, als daß ich mich in einen Mann verliebt zeigte und mich ihm an den Hals würfe. Und ſie iſt eine pulcella, eine vergine — mindeſtens heißt man ſie ſo — keine mogliera, die doch nicht die Pflicht hätte, ihren weiblichen Ruf ſo vorſichtig zu behüten."

Weiter ſprudelte es, einem Springquell gleich, von den Lippen Graziella Bubolinos; für ſie war die Welt um die Mauern Bolognas her nicht vorhanden, der Untergang des Staufergeſchlechts hatte ſie mit keiner Empfindung angerührt, keinen Augenblick ihre Gedanken von den Tagesbegebenheiten in der Stadt, dem Getreibe und Gerede der Nachbarſchaft abgebracht. Sie ging wieder nach der ‚visita', die ſie mit ihren Kindern dem nonno abgeſtattet, begab ſich zur Abendkoſt in ihr eignes unweit gelegenes Haus, und Manfrid blieb wie zuvor mit dem Waffenſchmied allein. Bis tief in die Nacht ſaßen ſie redend zuſammen; daß der Rückgekehrte als Gaſt im Hauſe übernachte, ſah Landolfo Savelli als ſelbſtverſtändlich, nur kürzeſten Wortes bedürfend,

an. Mit einem ſtummen und doch inhaltsvoll ſprechendem Handdruck trennten ſich die beiden Männer nach ihren Schlafkammern, nickten noch einmal ſchweigend einander zu. Manfrid legte ſich zur Ruhe, und zum erſten Mal ſeit einem Mond brachte das in Schlaf Uebergehen der Beſinnung ihm nicht das Bild zurück, wie Konradins blondes Haupt auf dem Mercato in Neapel zu Boden fiel. Andres erfüllte heute ſeine Gedanken und Vorſtellungen; dann indeß ſchlug der Traumbeginn ſeine Fäden hinein, und er hörte nochmals die Stimme Rainolds von Urßlingen ſagen: „Crede experto, semper idem genus. Ueber den Bergen drüben wird's auch nicht anders Brauch ſein; ſie tragen dort ebenſo Weiberaugen im Kopf, und wo die ſind, gilt's: Aus den Augen, aus dem Sinn."

Bunt drängte ſich's dem Einträumenden übereinander. Ueberall, durch endloſe Zeit und Räume hatte er das zerſplitterte Stückchen von dem Helmgoldadler Wilhelms von Holland mit ſich getragen, das er auf dem Schlachtfeld von Medemlik vom Boden genommen. Nun bekam's eine Stimme, mit der es ſprach — oder eigentlich war's Djurre Hajunga, und ſie ſagte: „Ich bin auch ein Weib und hab's bewährt — bis über den Tod." Daneben tauchte irgendwoher das holde Antlitz des jungen Edelknaben empor, der in Ninfa, Wange an Wange, mit Konradin zuſammen auf dem Lager geruht.

Wer war ſie geweſen und wo war ſie geblieben? Zuletzt hatte Manfrid ſie in dem Eichenwalddickicht neben jenem geſehn, doch danach nichts mehr eine Kunde von ihr gegeben. War's ihr gelungen, dem Verderben bei Aſtura zu entkommen, ſich allein zu retten? Wie er ſich's wachend manchmal gefragt, ging ihm die Frage jetzt auch durch den Traum. Doch der brachte das liebliche Angeſicht ſelbſt mit, und die Veilchenaugen aufſchlagend, wiegte es verneinend die weiße Mädchenſtirn langſam hin und wider, ſprach auch: „Liebe bis zum Tod." Mit einer Beſchwichtung kam's daraus über den Hörer; ein Glück, das einzig für ſie übrig gebliebene war's, wenn ſie ſchon in's Dunkel vorausgegangen, von dem Entſetzlichſten nicht mehr zu ſehen und zu hören —

Er athmete aus erleichterter Bruſt — aber da klang die Stimme Graziella Bubolinos: „Das war ein närriſcher Abſchied, ich muß lachen, wenn ich dran gedenke. Die Jugend hat auch früh von Euch Abſchied genommen, das Haar an Eurer Schläfe ſchimmert ſchon hell. Es wäre verwunderſam — würde von ſchlechtem Geſchmack zeugen — wenn Euch jemand getreu bliebe — das könnte nur Bianca de Grimaldi ſein — mit der Stumpfnaſe — für die gäbet Ihr vielleicht noch ein Spielzeug ab —"

Manfrid von Temringen warf ſich unruhvoll im

Schlaf herum. Ein Druck legte ſich aus den Worten Graziellas ihm wieder auf die Bruſt, und mit einem tiefen Aufſeufzen rang er nach Athem.

* * *

Gaſt und Wirth ſtimmten offenbar in dem Wunſch überein, ſich nicht ſo raſch, wie bei der erſten Einkehr Manfrids, wieder auseinander zu trennen; der folgende Tag ſah jenen im Hauſe Savellis verbleiben, doch nicht der nächſte nur, ſondern auch weitere Tage und Wochen noch. Es gewann faſt den Schein, als gehe er damit um, Bologna vorderhand überhaupt nicht mehr zu verlaſſen, ſei von dieſer Abſicht hierher zurückgeführt worden. Das Einvernehmen zwiſchen ihm und dem Waffenſchmied feſtigte ſich merklich zu immer engerem Anſchluß von beiden Seiten, ließ ſie beinah' vom Morgen bis zum Abend beſtändig allein im Zwiegeſpräch miteinander verweilen. Was Landolfo noch niemals zuvor in ſeinem Leben gethan, ward ihm zur Gewöhnung; er vernachläſſigte ſeinen Arbeitsbetrieb, ſprach nur dann und wann in der Werkſtatt vor, kurze und kaum achtſame Prüfung der Thätigkeit ſeiner Gehülfen anzuſtellen. Auch der Abend bis in die ſpäte Nacht ſah ihn ſtets mit Manfrid zuſammen; in einem abgelegenen Gemach des Hauſes ſaßen ſie bei der Weinkanne, doch ſelten nur ihre Becher leerend, die hin und wider

gehende Rede ließ ſie ſich um den Trunk nicht viel bekümmern. Noch ein Gaſt fand ſich regelmäßig dabei ein, ein zeitweilig ſich in Bologna aufhaltender Bürger aus der Stadt Vicenza, der ſich Ruggiero Transverſari benannte. Savelli hatte ihn ſchon ſeit Längerem gekannt, indeß jetzt erſt Gefallen am Verkehr mit ihm gefunden und ebenſo mit einem Bürger aus Piacenza, Paſino Aſinelli, einem Nachkommen des Erbauers der wunderlich ſchiefen Torre Asinelli. Der geſellte ſich gleichfalls als ſtetiger Mittheilnehmer an der Abendunterhaltung hinzu und im Gang der Wochen noch ein Fünfter, eine Herculesgeſtalt, wohl der ſtärkſte Mann in Bologna. Er hieß Filippo, war ein Küfer und ſtadtbekannt um ſeiner Rieſenkraft willen, denn er hob ein gefülltes Weinfaß von drei Centnern Gewicht ſich ſpielend auf die Schulter und trug es in ſeinen Keller. Als der letzte, erſt in ſchon ſpäter Stunde pflegte er ſich einzuſtellen, der einzige, der Landolfos Kanne gebührend Ehre erwies. Sein Gewerbe ſtillte ihm den Tag über den Durſt, aber mehrte dieſen zugleich, und lange Uebung hatte ihm eingebracht, vor dem mächtigſten Humpen nicht zu erſchrecken, in der Bezwingung desſelben mit jedem deutſchen Burgritter zu wetten. Rothleuchtenden Geſichts, gutmüthig und launig war er, der Wein ſtimmte ihn zur Luſtigkeit, und da er den Umgang mit dieſem kaum je für eine Stunde unterließ,

ſprudelte ſein Mund beſtändig von Späßen. Daß er den Waffenſchmied und Manfrid von Temringen damit nicht, wie ſonſt ſeine Zuhörer, zum Lachen brachte, verdroß ihn manchmal, doch er hatte ſich auch gewöhnt, in das Haus Savellis zu kommen, und blieb nicht aus. Weil er immer erſt ſpät eintraf, führte er einen Schlüſſel zur Hausthür bei ſich, um nicht mit dem Klopfer pochen zu müſſen und die Nachtruhe umher zu ſtören; aber auch auf die der Gehülfen des Waffenſchmieds nahm er, ſeiner Gutmüthigkeit gemäß, Rückſicht, ging, ſie nicht aus dem Schlaf zu wecken, auf den Zehen über den Flur. So ſaßen die Fünf ſeit einer Reihe von Tagen allnächtlich in dem Hintergemach beiſammen; auch das bildete eine völlig umgeänderte, neue Gewöhnung Landolfos, zu der er erſt nach der Ankunft Manfrids gerathen war.

Dieſen aber brachte ein Verlangen, den König Enzio noch einmal zu ſehen, eines Tages wieder in den Palazzo del Podeſtà auf die Brüſtung über der Halle. Leichter als ehmals fiel es, den Zutritt dorthin zu erlangen; ſeit zwanzig Jahren nun hielten die Mauern den Gefangenen in ſicherem Gewahrſam, und die Möglichkeit, daß er aus ihnen entweichen könne, kam niemand mehr in den Gedanken. Feſtgeſchloſſene Thore und auserleſene Wächter umgaben ihn wohl noch in gleicher Weiſe, aber die lange Zeit hatte Manches

mit ſich gebracht, ihm ſeine Unfreiheit mehr und mehr zu mildern, Wünſchen, die er kundgegeben, zu willfahren. Bologna war zwar immer noch unverändert guelfiſch, doch keineswegs päpſtlich geſinnt und noch weniger Karl von Anjou gefällig ergeben. Aus kluger Bedachtnahme, dem Ghibellinenthum in Italien kein Oberhaupt zu bieten, um das es ſich ſammeln und wieder erſtarken könne, hielt der Rath der Stadt den in ſeine Macht Gefallenen nach wie vor in der Haft feſt, doch verſtattete ihm jede mit dieſer vereinbare Lebensannehmlichkeit. Theilnahme an ſeinem Geſchick verband ſich mit der Achtung vor ſeiner hohen Abkunft und ſtolzen Vergangenheit; einem kenntnißloſen Zuſchauer wäre er drunten in der weiten Halle als ein gebietender König inmitten ſeines Hofes erſchienen.

Doch über die Augen Manfrids von Temringen ging es mit einem ſeltſamen Schwindelgefühl, wie er, zu der Galerie hinaufgelangt, niederſah. Seitdem er hier zuletzt geſtanden, hatten ſich die weltbewegenden Geſchicke Kaiſer Konrads, Manfredis, Konradins vollzogen, war das ganze ſtaufiſche Geſchlecht in's Grab hinuntergeſtiegen, bis auf dieſen Einen, Letzten, der während des ungeheuren Unterganges ſeines Hauſes immer, Tag um Tag gleich, zwiſchen dieſen Wänden unthätig-ohnmächtig verweilt, eine Schreckenskunde um die andre zu empfangen, als der Einzige zu bleiben.

Ja, damals hatten ſie alle noch gelebt, als König Enzio nur ſeiner Liebe gedacht und ſein Gefängniß nicht verlaſſen gewollt. Manfrid fand erſt heute die muthmaßliche Erklärung dafür auf; er mochte befürchtet haben, daß der Befreiungsverſuch mißlinge und man danach den Zutritt der Geliebten zu ihm verwehren könne. Gegen dieſe ſchreckvolle Vorſtellung waren ihm Freiheit und Königshoheit als nichtig abgeſunken; ſeine Brüder draußen hielten das Schwert für das Erbe und den Glanz des Kaiſergeſchlechts in der Hand, und zur Harfe hatte er geſungen:

„Ich will nicht frei mehr ſein,
Nach meinen Banden ſchmacht' ich nur;
Mein Sehnſuchtsglück ſind ſie allein,
Und ich bin nur ihr Troubadour."

Der Blick Manfrids fand Enzio ſogleich zwiſchen den drunten Verſammelten heraus. Obwohl dieſer jetzt über die Mitte der vierziger Jahre hinausgeſchritten, hatte die Zeit ſeine körperliche Erſcheinung kaum mit einer Wandlung angerührt. In noch jugendlich ſchlanker Geſtalt hob er ſich über alle anderen, vom Scheitel fiel ihm, ungebleichten Glanzes, bis über die Schultern das goldfarbige Haargelock, ſchmerzvoll an das Konradins gemahnend.

Würde er heute noch die gleiche Antwort geben, wieda mals?

In ſeinen Zügen ſuchte Manfrid zu leſen. Sie erregten noch einen ſorglos-heiteren Eindruck, doch bei längerer Beobachtung ein Gefühl, daß ſie ſich mühten, einen Schein zu erhalten. Die Lippen übten Zwang, ſich mit dem alten, Frauen- und Männerherzen bezaubernden Lächeln zu umkleiden; auf der faltenloſen Stirn lagen Ruhe und Gleichmuth, aber nicht in den Augen drunter. Wenigſtens nicht in ihrer Tiefe, aus der dann und wann etwas aufirrte, wie Schimmer eines unter Aſche düſter glimmenden Brandes. Das waren nicht die gleich Smaragden leuchtenden Augen die ſich zu jener Antwort nach der Brüſtung emporgerichtet; in ihnen zuckte ein Geflacker, von gewaltſam verhaltener Flammenglut redend.

Der Anblick der Halle ließ erkennen, daß man ihm geſtattete, ſich zur Unterhaltung mit einer Geſellſchaft nach ſeiner Wahl zu umgeben. Eine beträchtliche Anzahl vornehmer Herren und Damen befand ſich in dem großen Raum; eine der letzteren mußte nach der Darſtellung Graziellas Bianca de Grimaldi ſein. Doch hatte weibliche Verkleinerungsſucht die Schilderung weit übertrieben; ſie war nur von ſehr ſchlankem Wuchs, und kaum merklich bog die Spitze ihrer Naſe ſich nach oben, die Schönheit des Geſichtes keineswegs beeinträchtigend. Dagegen traf wohl zu, daß ſie danach trachtete, die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich zu ziehen und

in ſeiner Nähe zu ſein. Ihre ſcheinbar ruhige Haltung konnte eine leidenſchaftliche Erregung in ihrem Innern nicht ganz verbergen, wie er, ſie nicht beachtend, mit einer anderen, äußerſt reizvollen jungen Dame in längerem Geſpräch ſtand; allmählich glühten ihre Wangen roth auf, heiße Eiferſucht mußte ihr das Blut ſieden laſſen. Manfrid ſuchte mit dem Blick nach Lucia da Viadagoli umher, doch ſie hielt ſich offenbar nicht mit drunten auf; ein halblauter Redeaustauſch neben ihm ſprach von ihr, daß ſie wieder einmal ihrer Stunde entgegengehe, aber wohl zum letzten Mal. Sie ſei nach gerade doch zu Jahren gekommen, und man ſehe, der König unterhalte ſich in der jüngſten Zeit oftmals und am liebſten mit Giuditta Ubaldini, mit deren Schönheit ſonder Frage ſich gegenwärtig keine andre in Bologna meſſen könne.

Da ſchloß ein Wächter die Thür der Halle auf, und es trat etwas herein, die Augen Manfrids ganz feſſelnd. Ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, auf den erſten Blick an ſeiner Aehnlichkeit mit Enzio als ein Sproſſe deſſelben erkennbar. Und ebenſo daran, daß er gradwegs auf den König zuging, der ihn an der Hand faßte, ihm zärtlich das blonde Haar von der Stirn ſtrich. Enzio Bentivoglio war's, Lucias älteſter Sohn; offenbar genoß er unbehinderten Zutritt zu ſeinem Vater, wann er wollte, brachte dieſem in einem

Korb Früchte mit, die er vermuthlich ſelbſt von ſeinen Sparpfennigen gekauft. Der König zeigte ihm, daß er ſich darüber freue, nahm eine Feige heraus und reichte eine andre an Giuditta Ubaldini. Unter Scherzworten verzehrten ſie die ſüße Frucht miteinander.

Manfrid von Temringen blieb nicht länger auf der Brüſtung, ſondern verließ den Palaſt, diesmal in andrer, unangefochtener Weiſe, als vor vierzehn Jahren. Niemand bekümmerte ſich um ihn, wie er dem Brunnen auf der piazza zuging und betrachtend davor ſtehen blieb; zufällig kam nah an ihm einer von der abendlichen Tiſchrunde im Hauſe des Waffenſchmieds vorüber, doch obwohl beide ſich in's Geſicht blickten, erkannten und begrüßten ſie ſich gegenſeitig nicht. Um ein Dutzend Schritte weiter ſprach dagegen jemand den letzteren mit einem Gruß als „Meſſer Rainerio" an, der aber verſetzte: „Ihr ſcheint Euch zu täuſchen, Herr." Der andre gab zurück: „Ihr ſeid doch Rainerio dei Gonfalonieri aus Piacenza." Indeß er erhielt die Antwort: „Nein, ihr irret Euch, ich mag dem ähnlich ſehen; mein Name iſt Ruggiero Transverſari aus Vicenza." Und dieſer ſetzte raſch ſeinen Weg fort.

Aus dem Palazzo del Podeſtà trat nach einer Weile Enzio Bentivoglio hervor, überquerte den Platz einer Gaſſe in der Richtung nach ſeinem mütterlichen Hauſe zu. Manfrid hatte gleichzeitig den Brunnen ver-

laſſen und wandte ſich in daſſelbe enge, halbdunkle Gäßchen hinein, ſo daß er dort mit dem Knaben zuſammentraf. Und freundlich legte er dieſem die Hand auf die Schulter: „Das iſt hübſch von Dir, Enzio, daß Du Deinem Vater Früchte bringſt. Haſt Du ſie für Dein eignes Geld gekauft?“ — „Ja,“ lachte der Angeſprochene fröhlich, „ich thu's oft, ſie ſchmecken ihm beſſer, als die er ſonſt bekommt.“ Und die beiden gingen, noch miteinander fortredend weiter; die helle Knabenſtimme Enzio Bentivoglios erinnerte an die Konradins.

* * *

Das Jahr des Unheils und Verrathes ging zum Schluß, und an ſeinem letzten Tag kam bis nach Bologna der deutſche Schnee. Seit dem Winter im Friesland hatte Manfrid keine weißen Flocken mehr durch die Luft herabtanzen geſehn, faſt wie mit Erinnerung aus einem Vorleben rührte das flatternde Spiel ihn an. Doch war er, als dies um die Mittagszeit begann, zu beſchäftigt, viel darauf zu achten; wie man ſich in jedem Hauſe der Stadt mit Küche und Keller zur Feier der „vigilia del capo d'anno“ rüſtete, ſo that's auch Landolfo Savelli, und ſein Gaſt leiſtete ihm Beiſtand. Beide verweilten lange ſelbander allein im Keller; die Werkſtattgehülfen hatten Erlaubniß bekommen, den Nach-

mittag und Abend mit Freunden zu verbringen, und ſie befanden ſich ſchon ſämmtlich auswärts. Auf Plätzen und Straßen draußen rafften die Kinder Schneebälle zuſammen, ein ſeltenes Vergnügen war's, ſich damit bewerfen zu können; überall herrſchte Luſtigkeit und fröhliche Erwartung. Das Geſtöber verdichtete ſich mehr und mehr, man ſah nur auf wenige Schrittweiten noch; vor der Zeit hub das Tageslicht an, ſich in Dämmerung zu verſchleiern.

Auch im Palazzo del Podestà wurden Vorkehrungen zu einer Neujahrsfeier getroffen; König Enzio hatte zahlreiche Gäſte für den Abend zu ſich geladen. In der Küche ward eifrig vorbereitet, die Diener liefen hin und her; noch nicht die täglich herkömmliche Stunde zum Anzünden der Pechpfannen und Fackeln war's, ſo gebrach's etwas an Helligkeit, ein mattes Zwitterlicht nur lag im großen Palaſtflur und in den Gängen. Vor dem offenen Zugangsthor hielt ein Wagen, von dem eine gewaltige Mannesgeſtalt beſchneite Weinfäſſer ablud und in's Innere des Gebäudes hineintrug, zwiſchen Wächtern mit Hellebarden hindurch, davon einer ſagte: „Hat Dein Buckel heut' noch nicht genug zu ſchleppen gehabt? Roll's doch auf dem Boden, Narr!“ Lachend verſetzte der Küfer Filippo: „Biſt ſelbſt ein pazzo! Möcht'ſt Du auf der Erde herumgekollert werden? Und was ſo ein Faß in ſich hat, iſt feiner beſchaffen, als

was Dir im Bauch ſteckt.“ Dazu lachten auch die andern Wächter umher, und jedesmal, wenn Filippo in gleicher Weiſe ſeinen Gang wiederholte, hatte er einen neuen Spaß zumeiſt kräftiger Art auf der Zunge. Im Hintergrunde des halbdunklen Flurs rief ihm mehrmals ein Diener zu: „Macht ſchnell, die Gäſte des Königs können ſchon kommen, und Ihr verſperrt ihnen mit Euren Fäſſern den Weg!“ Doch der Angetriebene erwiederte gemüthsruhig: „Wird die Zeit Euch lang, macht Euch Kurzweil und ſpielt etwas Federball mit den Dingern da, die Armſtecken habt Ihr wohl dazu.“ Dann kam er mit dem letzten Faß, ſtellte es abſeit ab und rief den Wächtern zu: „Der iſt für euch, von der Sorte, die alle Därme wie Dudelſäcke knurren läßt. Macht euch gute Muſik damit in's neue Jahr! Wohl bekomm's!“ Er drehte ſich um, nach ſeinem Wagen zurückzugehn, doch die verdroſſene Stimme des Dieners klang nochmals von rückwärts: „Ein poltrone ſeid Ihr, ein Rüpel und Faulſack! Wozu habt Ihr Eure feiſten Arme, daß Ihr die leeren Fäſſer nicht wieder mitnehmt! Sollen die Gäſte hier im Dunkeln den Hals drüber brechen?“ — „Macht's ihnen vor, dann nehmen ſie ſich wohl in Acht und es geſchieht kein Unglück,“ brummte der Küfer. „Aber Ihr müßt eine kluge Mutter gehabt haben, die Euch ein ganzes Faß Verſtand im Kopf mitgegeben, daß Ihr's richtig herausgefunden, der

Wagen iſt einmal da. Ihr dürft Euch mit vorſpannen, dann ziehen ein Pferd und ein Eſel miteinander.“

Mißlaunig war Filippo nochmals nach hinten gegangen, hatte, ohne den Athem zum Sprechen einzubüßen, ein dorthin geſchafftes leeres Weinfaß ſich auf die Schulter gehoben und trug es trotz dem großen Umfang, geſchickt in ſeinem Gewerbsbetrieb bewandert, mühlos über den Flur mit ſich fort. Einer der Thorwächter lachte: „Haſt Dir einen guten Kopf für die Nacht aufgeſetzt, in den was hineingeht, wirſt ſchon ſorgen, daß er nicht leer bleibt, vielmehr voll und ſchwer genug wird.“

„Weißt wohl, wie ſchwer ein Waſſerkopf wiegt. Willſt aber Deinen und das Knochengeſtell drunter meinem noch aufpacken, ſo hupf' mit Deinen Flohbeinen herauf. Von Schneidergeſellen wie Du trag' ich noch ein Dutzend als Beiwage.“

Filippo gab's luſtig zurück, durchſchritt das Thor und ließ das Faß auf den Wagen nieder. Doch gleichzeitig loderte eine erſte angezündete Fackel auf, ihren rothen Schein drüber werfend, und plötzlich erſcholl eine weibliche Stimme: „In dem Faß iſt kein Wein —“

Bianca de Grimaldi rief's. Vom König nicht mit für den Abend in die Halle geladen, hatte ſie ſich, von Eiferſucht getrieben, an's Thor begeben, um ſich zu vergewiſſern, ob Giuditta Ubaldini zu den Gäſten gehöre.

Bei dem aufblitzenden Fackellicht gewahrte ſie jetzt etwas Seltſames; ihr Kopf, in dem nur der eine Gedanke wogte, bildete ſich blitzſchnell eine verworrene Wahnvorſtellung, und von Leidenſchaft beſinnungslos ſtieß ſie nochmals aus: „Haltet den Wagen — er will zu ihr in der Neujahrsnacht —“

Bei dem unerwarteten Ruf war der Küfer jählings vorgeſprungen und riß das Pferd mit ſich fort. Aber die aufmerkſam gewordenen, herzueilenden Wächter ſahen nun auch, was die eiferſüchtigen Augen Biancas de Grimaldi wahrgenommen. Befremdend und doch ſich im Nu erklärend, ſchimmerte durch das Spundloch des Faſſes eine Locke hervor, von ſo goldgleicher Farbe, wie ſie in Bologna einzig das Haar König Enzios beſaß.

Einem Raſenden gleich wehrte ſich Filippo gegen die nachſtürzenden Wächter, ſchlug mit unbewaffneter Fauſt zwei von ihnen wie umknickende Halme zu Boden. Nur Augenblicke galt's, und der wallende dichte Schneemantel hätte den Wagen mit ſeiner abſonderen Ladung bergend eingehüllt. Aber da fuhr durchbohrend ein Hellebardenſtoß in die Bruſt des Rieſen, und ohne noch einen Athemzug zu thun, ſchlug er leblos zu Boden.

Zwiſchen groben Späßen hatte das Geſchick Italiens und des Reiches, vielleicht die Weltherrſchaft auf der Wage gelegen, doch eines Weibes Eiferſuchtsirrſinn ſich ausſchlaggebend in die Schale geworfen. Der

Fluchtverſuch König Enzios war entdeckt, und er blieb gefangen.

Das Getöſe vor dem Palaſt war in dieſen hineingedrungen, und während des erſten lärmenden Aufruhrs unbeachtet eilten zwei Diener aus dem Thor hervor, rannten über den Brunnenplatz davon und verſchwanden in dem Flockengeſtöber. Sie waren erſt ſeit einigen Tagen in den Dienſt des Königs eingetreten geweſen, Paſino Aſinelli und Rainerio dei Gonfalonieri von Piacenza, der ſich Ruggiero Transverſari aus Vicenza benannt.

An der Thür des Waffenſchmieds Landolfo harrten dieſer und Manfrid von Temringen umſonſt auf die Ankunft eines Weinfaſſes, das ſie mit dem Inhalt desſelben in einem ſorglich hergerichteten Kellerverſteck unterzubringen gedacht. Manfrid hatte den Plan der Befreiung entworfen, dem König in einem ihm von Enzio Bentivoglio überbrachten Fruchtkorb ſchriftliche Mittheilung davon gemacht, und diesmal war der letzte Staufer freudig bereit geweſen, Alles zu wagen, durch ſeinen Namen und ſeine Kraft das untergehende Kaiſergeſchlecht noch wieder emporzuheben. Dieſem in unerſchütterliche Treue anhängend, hatten Paſino und Rainerio, todesmuthig ihr Leben auf's Spiel ſetzend, ihn unbemerkt in dem leeren Faſſe zu verbergen gewußt; doch das Erbtheil ſeiner Väter, das Goldhaar hatte ihn verrathen.

Die Beiden entrannen dem Verderben; unter dem Schutz der Nacht und des Schneefalls gelangten sie in das Haus des Waffenschmieds. Der war, ehe noch Manfrid gekommen, durch den Untergang Manfredis und vor allem seit der Ermordung Konradins vom Guelfen zu einem glühenden Ghibellinen geworden, und der Zweck, der seinen deutschen Gast zum andern Mal nach Bologna geführt, hatte schon am ersten Abend der Ankunft Manfrids seine Zustimmung und volle Bereitschaft zur Beihülfe gefunden.

Nur der fröhliche Filippo bezahlte den mißlungenen Plan mit seinem Leben; Rainerio dei Gonfalonieri war der Diener gewesen, der ihn im Palastflur grob mit Schimpfworten angefahren, seine feisten Arme zu rühren und die leeren Fässer mit zurückzunehmen. Kluger Bedacht hatte alles bis in's Kleinste ausgesonnen und vorgesehen, doch ein Weib ihn zu Schanden gemacht.

Ungeachtet eifriger Nachspürung des Rathes entkamen die Beiden glücklich aus den Mauern der Stadt; auf das Haus Savellis gerieth kein Verdacht, andre Mitwisser außer den Fünfen waren nicht vorhanden. Die Bewachung König Enzios aber ward verschärft, eine Wiederholung des Fluchtversuchs zur Undenkbarkeit. „Wir haben ihn und wir wollen ihn behalten", hatte vor zwanzig Jahren der Rath von Bologna dem Kaiser Friedrich erwiedert, und er führte seinen Beschluß aus.

IX.

Noch mehr verdüſtert, als bei ſeiner Ankunft, blieb Manfrid im Hauſe des Waffenſchmieds. Der letzte Lichtſchimmer, der noch Ausſicht auf die Wiederkehr eines ſtaufiſchen Sonnentags geboten, war ausgelöſcht, mit hoffnungsloſer Nacht lag der Himmel nur über Todten und einem einzigen lebendig zwiſchen Grabeswänden Gefangenen. In ſchweigſamem Brüten ſaßen Manfrid und Landolfo ſich gegenüber, einförmige Tage und Wochen lang; unberührt ſtand die Weinkanne vor ihnen auf dem Tiſch. Eines Abends aber füllten ſie zum erſten Mal die Becher, hoben dieſe, ſich in's Geſicht blickend, ſtießen ſie klirrend gegeneinander und leerten ſie aus. Danach preßten ſie ſich die Hand, ſuchten und fanden auch zum erſten Mal feſten Schlaf.

Seit dem Tage hatte ſich der Ausdruck ihrer Augen verwandelt, hinter dem trüben Vorhang des Blick's glomm es vom Flackerſchein eines glutanfachenden Gedankens, jedes Wort, das ſie von Mund zu Mund tauſchten, ſchürte ihn beiden ſprühender auf. Sie verbrachten die Tage nicht länger in dumpfer Unthätigkeit; der Gewerkseifer war Savelli zurückgekehrt, wie noch nie zuvor klang vom Frühmorgen bis in die Nacht Hammerſchlag aus ſeiner Werkſtatt, Panzer, Schwerter und Lanzen wurden geſchmiedet; ſorglich prüfte er alle Waffen ſelbſt, vollendete ſie mit eigner Hand. Manfrid

aber verließ für geraume Zeitlang die Stadt, ritt nach Piſa und von dort weiter nach Siena; eine Reihe von Wochen verging, eh' er wieder in Bologna eintraf. Ungeduldig erwartete Landolfo ſeine Rückkehr, empfing ihn mit weitgeſpanntem Blick und der Frage: „Iſt's bereit?“ Der Ankömmling erwiederte kurz: „Ja“. — „Ich auch.“ Und ſie verſchloſſen ſich miteinander in einem Gemach außer Hörweite jedes Ohres.

Am nächſten Morgen ließ Savelli von Geleitsknechten auf einem Wagen eine Sendung beſtellter Rüſtungen und Waffen nach Modena hinausführen, und um einige Tage ſpäter brachen er und Manfrid von Temringen in der Frühe zu einem Ausritt auf. Eine Strecke weit ſchlugen ſie ebenfalls die Richtung gegen Modena ein, doch bei'm Städtchen Bazzano hielten ſie an und ſtiegen hier im Hauſe eines ghibelliniſch geſinnten Freundes Landolfos ab. Kaum eine halbe Stunde indeß brachten ſie drin zu, kehrten vom Scheitel bis zum Fuß in Kriegsrüſtung aus der Werkſtatt des Waffenſchmieds vor die Thür und zogen, jetzt nach Süden gegen die Apenninkette umbiegend, weiter; ſichtlich hatten ſie vermeiden gewollt, aus Bologna in der Eiſenkleidung fortzureiten. Wie ſie das Gebirge an einem Thalausgang erreichten, harrte dort ein kleiner Reitertrupp ihres Kommens; aufgeſchlagene Helmgatter zeigten die Geſichter Paſino Aſinellis und Rainerios

bei Gonfalonieri. Auch dieſe trugen Panzer aus Savellis Schmiede; kurzer Händedruck begrüßte hin und her, dann ſchloſſen ſie ſich mit ihrem Geleit den Beiden an. Durch's Thal wand der Weg ſich aufwärts, bald in Schneeflächen hinein; erſt am Mittag kam's Manfrid plötzlich einmal, daß er die Felſen und Schluchten umher ſchon mit Augen geſehen und hier wieder über dem Reno reite, wie damals, als er Bologna in der Nacht verlaſſen. Viel Aehnlichkeit mit einem jugendlichen Sproſſen des Staufergeſchlechts hatten an jenem Tage ſeine Geſtalt und ſein Geſicht dargeboten; darüber waren langer Jahre wilde Wetter gegangen, Sturm des Nordens und heiße Sonne des Südens, namenloſer Schmerz, Trauer und Verzweiflung. Sie hatten die freudige, muthleuchtende Jugend von den Zügen abgekehrt, Haupt- und Barthaar früh ſchon mit grauen Fäden durchſprenkelt; gar andrer Gram füllte heute ſeine Bruſt mit Qual, als damals die Bangniß um das Todesverlangen Graziella Savellis. Doch in der Kraft des Mannesalters mochte wohl auch ſchon ein Staufer ſolcher Antlitzerſcheinung hier des Weges geritten ſein, und dem Ziel, nach welchem ein düſter brennender Glanz in den Augen Manfrids von Temringen vorausſah, trieb ihn die Blutwelle ſtaufiſchen Herzſchlags entgegen.

Völlig dem einſtmals von ihm zurückgelegten Weg

weiter folgend, ſetzte der kleine Trupp ſeinen Ritt über Fiorenza durch's toscaniſche Land unter Cortona hindurch bis zum blauen Spiegel des traſimeniſchen See's fort. An dieſem hielten ſie Nachtraſt; der März hatte begonnen, und lindere Luft kam ihnen vom Süden her entgegen. Doch auch der andre Tag ſah ſie noch, wie auf etwas wartend, an der nämlichen Stelle verharren: als die Sonne ſich ſchon zu neigen begann, blitzten ihre Strahlen auf Helmen und Panzern eines andern, von Weſten her dem See zutrachtenden kleinen Reiterhaufens. Seneſen waren's, zwiſchen ihnen einige von den deutſchen Rittern, die ſich ſchon ſeit Kaiſer Friedrichs Tagen noch bis jetzt in Siena gehalten; von weitem mit den Lanzen grüßend, kamen ſie heran. Sichtlich bildete der Seerand einen abgeredeten Zuſammenkunftsplatz, denn, vereinigten Zug's, zu ein paar Dutzend von Köpfen angewachſen, ſchlugen nun alle die Richtung nach Perugia ein. Durch Umbrien ging's und durch's Narthal hinunter in die Campagna Roms; dann dem hohen Wall des Sabinergebirg's entlang. Unter dem Monte Gennaro aber machten ſie Halt und richteten ſich einen Lagerplatz her; nur Manfrid und Landolfo Savelli blieben nicht dort, ſondern lenkten ohne Verweilen ihre Roſſe in eine enge Thalſchlucht hinein. Der erſtere zeigte ſich eines Weg's, dem ſie nachſpürten, kundig; bergan hob ſich's bald auf ſteinigtem Grund, ſteil und

beſchwerlich. Sie ſtiegen ab, ihre Pferde zu führen, lange ging es aufwärts. Im Weſten verglühte der Sonnenball am Rand des tyrrheniſchen Meer's, als ſie vor ein trotzig von Gipfelhöhe herabdrohendes Felscaſtell gelangten; die Zugbrücke hing drüber empor, der angerufene Thorwächter weigerte den Einlaß. Doch Manfrid heiſchte ihm zu: „Annunziate al domine il vicino della selva nera!“ und bald danach klang eine laute Stimme von der Mauer: „Nachbarskind! Seid Ihr's? Herunter mit dem Fallſteg! Das iſt noch einmal guter Abſchiedsbeſuch!“

Da trat auch ſchon über die eilig niederklirrende Brücke der duca di Spoleto Reinold von Urßlingen mit der rothen Beutelkappe auf dem weißgewordenen Haar den Ankömmlingen entgegen und ſtreckte Manfrid die Hand hin: „Morgen hättet Ihr mich nicht mehr in dem Eulenneſt gefunden. Hat's Euch ein Geſicht im Schlaf eingegeben, daß Ihr heute kommt? Mein Gewerb bringt die Koſten nimmer ein, ich muß auf eins denken, das ſeinen Mann noch nährt. Der räudige Fuchs und der Aasgeier ſind zu gefräßig am Werk und laſſen nur die Knochen übrig. Hätt' des Adlers Fang mich am Genick gepackt, wär's mir mit Anſtand umgebrochen, aber mich von ihren Blutzähnen und Krallen zerfleiſchen laſſen, läuft mir wider den Geſchmack. In die ſchwarzen Berge geh' ich heim, ob der alte Kolkhorſt

über'm Kinzigfluß noch ſteht. Die Urväter ſollen ihre Schädel in der Erde umdrehen und Augen machen, zu welchem Enkel ſie der Welt verholfen haben! Wenn nur der Eſſig drüben nicht von den Bergwänden tropfte! Aber ich hab' noch einen letzten Reſt von Velletri im Keller, der reicht zu gutem Abſchiedstrunk für Euch, Temringer, und Euren Begleiter. Wer iſt mit Euch? Sein Geſicht gefällt mir, wir ſind wohl ſo herum vom gleichen Jahrgang. Hier in die Halle und zum Willkomm an den Tiſch! Er hält auch nicht mehr, wie das Reich, der Wurm frißt drin."

Der Sprecher hatte ſeine Gäſte hereingeführt, hob eine ſchwer gefüllte Kanne vom Wandſims. Doch Manfrid trat an ihn hinan und raunte ihm haſtig etwas in's Ohr. Der Kopf Rainolds von Urßlingen flog zurück, und kurz ſah er ſeinen alten Burggenoſſen ohne Laut halb verdutzt an. Aber dann blitzte es ihm, wie von ein paar aufſpringenden Funken, zwiſchen den Lidern, und ein wildfrohlockendes Lachen brach ihm aus dem Bart: „Den Spaß habt Ihr gut ausgedacht, Nachbar! Das macht den Abſchied vom Velletrer leichter. Ich bin euer Mann — hie Waiblingen allewege, wenn die Fauſt um den Griff iſt!"

* * *

Da war's eine Frühlingsſturmnacht, dunkel, ſchwer mit Wolken verhängt. Der Wind ging hohl über das tyrrheniſche Meer, das in langen Wellen auf den Strand der Bucht von Antium rollte; dumpf murrend und knarrend bogen ſich die ſchwarzen Wipfel des Eichenwaldes, aus deſſen Dickicht Konradin mit ſeinen Begleitern mühſam den Ausweg gefunden. Wo ſie eilig auf dem freien Uferſand weiter geſprengt waren, bewegte ſich ein dunkler Reiterhaufen, etwa ein halbes Hundert Pferde ſtark, geräuſchlos dahin; im Wald verborgen, hatte er die Nacht abgewartet und noch etwas andres, ſo ſchien's. Ueber der See draußen in der Weite war einmal ein Lichtwurf aufgeflammt, wie von der Fackel eines nächtlich ſein Gewerbe betreibenden Fiſchers, nur größer, doch augenblickkurz. Danach hatten die Reiter ſich aus ihrem Verſteck hervorbegeben; kein Wort klang zwiſchen ihnen, unhörbar ging der Hufſchlag über den feuchten Grund, doch hätte das Brauſen der Luft und des Waſſers auch jeden Ton verſchlungen. Nach einer Stunde etwa leuchtete noch einmal, ebenſo flüchtig, aber weiter nach Süden gerückt und merkbar der Küſte näher, der Feuerſchein auf, dann überbreitete todte, ſtumme Finſterniß wieder Meer und Land.

Plötzlich aber wird's hell und lautes Geſchrei durchhallt die Nacht, Lärmrufe, Waffengeraſſel. Der Herr von Aſtura, Giovanni Frangipane und Jacopo,

ſein Sohn aus erſter Ehe, fahren vom Schlaf. „Ueberfall!“ ſchreit's draußen.

Im Nu ſind ſie gerüſtet. „Wo und wer?“

„Von der See her! Eine Galeere!“

Hundertfach lodern Fackeln vom Caſtell, doch ebenſo jetzt unter dieſem, ein Schiff überhellend, das unvermerkt herangekommen, ſich windab unter die Mauer gedrückt hat, zu deren Zinnenrand Bewaffnete auf Sturmleitern hinanzuklimmen ſuchen. Ihr Führer iſt Bernardo da Sarriano auf einer von Piſa gerüſteten Galeere; er hat ſich vorgeſetzt, Aſtura zu überfallen.

Ein tollkühnes Unterfangen und unausführbar, da der Anſchlag rechtzeitig entdeckt worden. Die Waſſerveſte iſt gut gerüſtet, ein Hagel von Wurfgeſchoſſen überſchüttet die Angreifer. Haltlos taumeln dieſe zurück, ſtürzen von den Leitern, Schimpf und Hohnlache von der Mauer herab begleitet ihr Fallen, ihr ebenſo vergeblich erneutes Anſtürmen. Giovanni Frangipane ruft: „Macht Waſſer ſieden! Deine Ratten ſind faul, Bernardo, ihnen iſt's zu kalt. Sie ſollen auf Aſtura zu trinken bekommen, daß ihnen warm wird wie gekochten Krebſen!“ Es bleibt kein Zweifel, die Piſaner bezahlen ihr allzu unbeſonnenes Wagniß mit ſtrömendem Blut, wahrſcheinlich mit dem Verluſt ihres Schiffes und dem Leben. Die Burgmannen bereiten ſich, den Kampf zu wenden, zur Eroberung der Galeere hinunterzubringen.

Da jählings donnert es hinter ihnen: „Konradin!“

Noch einmal aus dem Grabe herauf als Schwertruf hallt der Name, und mit ſich als unbezwinglichen Schwertführer bringt er den Tod.

Nur ein Scheinangriff iſt's geweſen, den Bernardo da Sarriano von der See her begonnen, alle Vertheidiger und Wächter nach dieſer Seite herüber zu ziehn. Im Oſten, auf der Landſeite haben unbemerkt die wirklichen Rächer die Mauern erklommen, überſtiegen, und von ihnen allen her durchſchüttert's, zu einem Ruf vereinigt, Luft und Erde: „Konradin!“

Doch kaum hören's die von Aſtura mehr; wie's an ihr Ohr ſchlägt, liegen die meiſten zugleich auch ſchon von Lanzen, Schwertern, Aexten niedergeſtreckt. Der Tod iſt aus den Grüften der Staufer herauf gekommen und mäht Schwaden wie mit einem Schlag zu Boden.

Manfrid von Temringen ſucht nach dem Herrn von Aſtura. Seine Hand führt kein Schwert, ſondern einen Streitkolben; ein Gedächtniß iſt's an das Feld von Medemlik. Wie Djurre Hajunga Wilhelm von Holland, ſo will er heute Giovanni Frangipane treffen. In ſeiner Bruſt ſchreit es, wie in der der frieſiſchen Braut: „Rache! Nicht für den Einen — Rache für ſie alle, für die Todten!“ Sie iſt das Einzige, was noch geblieben.

Aber ehe er den Geſuchten findet, führt dieſen das Geſchick Reinold von Urßlingen entgegen, dem eine Wuthlache vom Mund bricht: „Treffen wir uns noch einmal, amico? Alte Rechnung und neue! A rivedere ſag' ich Dir nicht!“

Dazu ſauſt ſein Schwert herunter, mit der Kraft eines deutſchen Bären von deutſchen Händen geſchwungen. Es zerſchneidet wie Linnen die Eiſenhaube des Getroffenen, durchſpaltet ihm den Kopf in zwei Hälften, klafft noch Hals und Bruſt auseinander. Manfrid ſtürzt herzu und ſtößt einen jammernden Schrei aus: „Du haſt ihn mir genommen, er gehörte mir! Mach' ihn wieder lebendig — ſeine Schurkenſeele ſoll nicht von einem Schwert zur Hölle fahren —“

Sein Mund redet ſinnverloren, wie der irre Glanz ſeiner Augen. In denen aller lodert es gleich; Minuten einer trunkenen Wonne ſind's, der Stillung verzehrenden Durſtes — alles Leid übertäubend, alles vergeſſen machend, bis auf das Eine: Rache für Konradin!

Auch die Piſaner ſind von der Galeere heraufgedrungen, kämpfen, tödten die noch übrig Gebliebenen mit. Kein Erbarmen, keine Schonung und Gnade! Rache an jedem auf Aſtura! Rache für Konradin!

Jacopo Frangipane hat ſich geflüchtet und verborgen, doch er wird entdeckt und hervorgeriſſen. Je-

mand ruft: „Ihn laßt leben, er kann uns großes Löſegeld einbringen.“ Aber wildes Geſchrei tobt auf: „Von der Schlangenbrut iſt er! Zerbrecht ihm den Giftzahn! Rache für Konradin!“ Und zehn Lanzen zugleich durchbohren dem Sohn des Verräthers, als dem Letzten die Bruſt. Das Caſtell hat ſich in ein Leichenfeld verwandelt; unerbittlich haben die Sieger den Verrath, die Verkaufung, den Mord des letzten Staufers vergolten.

Kein Beutezug iſt's geweſen, allein ein Rachezug. Sie wollen nichts von dem angehäuften Gold, den Koſtbarkeiten in der Burg; Fluch liegt ihnen auf allem, was Aſturas Luft angerührt. Kaum brauchen ſie's zu ſprechen, in jedem regt ſich derſelbe Drang. Hierhin und dorthin durch's Innere des Caſtells fliegt Fackelſchein; überall beginnt's zu kniſtern, zu ſprühen, Rauchqualm ballt ſich empor. Die Ruder der Galeere Bernardos da Sarriano ſchlagen ein, eilig das Schiff von den Mauern abtreibend; die Reiter kehren zu ihren Pferden an's Land zurück. Doch in die Sättel geſtiegen halten ſie noch an; hinter ihnen ſchlägt ſich ein Flammenmantel, vom Wind gebauſcht, um Aſtura, krachend brechen die Dächer und Giebel zuſammen, Funkengewirbel ſtiebt zu den Wolken hinauf. Dann lodert die Stätte des Verraths als eine Rieſenfackel auf's tyrrheniſche Meer hinaus, wirft rothen Glutſchein an die Felſen des Caps der Circe und bis nach Rom hinüber. Wie das

Morgengrau anbricht, ragt einſam nur noch die torre, der Burgfried aus rauchendem Schutt, vom Feuer geſchwärzt und zernarbt, ein Gedenkſtein in ferne Tage hinein der Rache für Konradin.

* * *

Die Todten rief ſie nicht aus der Erde zurück, aber den Lebenden befreite ſie die wie von Erſtickung bedroht geweſene Bruſt. Sie hatten ein heiliges Werk vollbracht, eine letzte Todtenpflicht erfüllt; wohin die Botſchaft davon drang, empfing ſie ein Aufglanz in den Augen der Hörer, nicht nur der Ghibellinen, auch der Guelfen. Im ganzen Italien erfüllte das an Giovanni Frangipane vollſtreckte Gericht vielleicht nur zwei Menſchen — nicht mit Trauer — doch mit Wuth, Clemens den Vierten und Karl von Anjou. Sie fühlten, an ihnen würden die Rächer gleiches Urtheil vollzogen haben, wenn ſie's gekonnt.

Das lag nicht im Bereich der Möglichkeit, doch ungefährdet verfolgten ſie ihren, dem Meerufer entlang durch die Maremmen eingeſchlagenen Rückweg. Reinold von Urßlingen kehrte nicht mehr nach ſeinem Felscaſtell im Sabinergebirg, ſondern ritt mit nach Siena, wo ſeine bisherigen Burgmannen in den Dienſt der treu ghibelliniſchen Stadt traten; er ſelbſt begleitete Manfrid von Temringen und Landolfo Savelli weiter über den

Apennin bis vor Bologna. Der Waffenſchmied bat ihn, in ſeinem Haus Einkehr und Raſt zu halten, doch der Urßlinger ſchüttelte den Kopf. „Einen guten Wegtrunk thät' ich wohl gern noch bei Euch; mir ſteht noch das Geſicht meines Großvaters vor, wenn er an die deutſchen Eſſighumpen gedachte, die Haut zog's ihm um den Mund in Schrumpfen zuſammen wie Eichenborke. Aber mich treibt's; der Fluchvater im Lateran mag wiſſen, woher's kommt, ſeit dem Tag bei Benevento verſpür' ich das deutſche Blut im Leib, und die Luft in eurem Land thut ihm nicht mehr gut, zu viel an Unrath und Unflath iſt drin. Ich muß daheim nach dem Rechten ſehn; ſpaßig klingt's, wenn Einer nach einem Säculum dahin heimkommt, wo er nie geweſen. Doch die Schildpflicht iſt aus, der Rothbart rief uns zum Heerbann, und Konradin hat uns den Abſchied gegeben. Daß Ihr den mir in Aſtura leichter gemacht habt, dank' ich Euch, Temringer; eine gute letzte Zuſammenkunft mit dem amico war's. Grollt mir nicht mehr drum, daß ich ihm ſtatt Eurer den letzten Segen gab, ich hatte ältres Anrecht drauf, als Ihr. Solltet mitreiten in die ſchwarzen Berge, drüben gute Nachbarſchaft zu halten, denn Euer Geſchäft hier iſt auch aus; die Todten treiben keinen Kronenhandel mehr. Ihr kommt wohl noch nach — fahrt wohl bis dahin und Ihr, Meſſer Landolfo! An Euch hat's die Mutter ver-

ſehen und Euch im unrichtigen Land die Wiege ausgeſucht; auf der andern Seite der Berge hättet Ihr in ſie hineingehört. Thut heut' Abend guten Bechertrunk mir zum Gedächtniß, wenn ich und mein Pferd die trockne Zunge mit Waſſer aus dem Po feuchten. Brrr!"

Draußen vor Bologna ſchüttelte Reinold von Urßlingen Manfrid und Landolfo zum Abſchied bärenhaft die Hand und ritt nordwärts davon. Er kehrte noch einmal das Geſicht und rief zurück: „Hie Waiblingen!" Danach jedoch brach ihm ein Lachen vom Bart: „Ma sempre duca di Spoleto! Nach dem fragt, wenn Ihr auch heimkommt, Nachbar!"

Sein letztes lachendes Grußwort bewahrheitete er weit über ſeine eigne Daſeinsdauer hinaus. Auf der Väterburg im Schwarzwald nahm er ſich, ſeinem weißen Haar zum Trotz, noch ein junges kräftiges Weib von herabgekommenem Ritterſtamm zur Frau und erhielt mit ihr ſein Geſchlecht fort. Alle ſeine Söhne, Enkel und Urenkel aber führten den Namen und Ranganſpruch eines „duca di Spoleto" noch durch faſt zwei Jahrhunderte weiter, bis der letzte von ihnen, auch ein Reinold, ein bei'm Reichskammergericht viel beklagter Stegreifritter und Buſchklepper, im Jahre 1446, wie eine Chronik überliefert, „als ein armer verdorbener Bettelherzog zu Schiltach am Schwarzwald ſtarb."

X.

Tiefe Trauer hatte ihren Einzug in die Bruſt Manfrids von Temringen gehalten, nicht mehr aus ihr zu ſcheiden, aber der tödtliche Druck war von ihr gefallen, ſeitdem er zur Ausführung gebracht, was er im Hauſe Savellis dem ſtaufiſchen Geſchlecht als ein weithallendes Todtenamt bereitet. Nun ſaß er wieder dort, und Reinolds von Urßlingen Abſchiedsworte hatten hoffnungsloſe Wahrheit geſprochen. Alles war zu Ende, unlösbar hielt der Palazzo del Podeſtà den Letzten in ſeinen Wänden gefangen. Die Lebensaufgabe, die Manfrid von ſeinem Herzſchlag unwiderſtehlich aufgedrängt worden, lag von Gräbern abgeſchloſſen.

Und doch — da brachte der Ruf eine Botſchaft vom Norden her, die noch einmal einen Funken aus der erkalteten Aſche aufglimmen ließ. In Deutſchland hatte der zweitälteſte Sohn des Landgrafen von Thüringen und Margaretes, der Tochter Kaiſer Friedrichs des Zweiten, ſich zum Erben Konradins erklärt und den Namen König Friedrich der Dritte von Sicilien angenommen. Von ihm ausgeſandte Boten erſchienen in Oberitalien und verkündeten, im Hochſommer breche er mit einer Heermacht nach dem Süden auf, ſein Erbrecht auf die Krone gegen den Räuber und Mörder Karl von Anjou zu behaupten.

Die Ghibellinen im Königreich hatten nicht in zager Mühloſigkeit ihre Sache verloren gegeben; noch befanden ſich, beſonders auf Sicilien, zahlreiche uneinnehmbar ſtarke Veſten in ihren Händen. Ueberall ſuchten ſie eifrig nach Verbündeten umher, und ihrem raſtloſen Bemühn gelang's, bisherige Gegenſätze zum Wunſch und Willen einer Vereinigung umzuwandeln. Bereites Entgegenkommen fanden ſie auf beiden Seiten, in Deutſchland, von wo ein Chroniſt der Zeit nach dem Ende Konradins berichtete: „De cujus morte tota dolet Germania", und in Caſtilien. Was noch, ſtaufiſchem Blut entſprungen, lebte, gährte in heißwallender Erregung; die Nächſten der vom mächtigen Stamme Abgezweigten waren die Söhne Margaretes, Enkel Kaiſer Friedrichs, und König Alphons von Caſtilien, der Sohn der Tochter des von Otto von Wittelsbach ermordeten ſtaufiſchen Königs Philipp. Seit zwölf Jahren erhob er als römiſcher Gegenkönig Richards von Cornwallis fruchtloſen, nie zur Geltung gebrachten Anſpruch auf die Kaiſerkrone; nun eröffnete ſich ihm eine Ausſicht, ſie in Wirklichkeit zu gewinnen. Die Ermordung Konradins hatte auch ihn tief erſchüttert, und es mehrte den Haß gegen Karl von Anjou in ihm, daß ſein Bruder Don Arrigo von jenem in harter Gefangenſchaft forterhalten wurde.

Eines aber lag unabweisbar zu Tage; mit dem

Staufergeſchlecht war ſein Gedanke des Imperiums zu Grabe getragen. Es gab kein Haupt mehr, das die Kaiſerkrone und die des Königreiches auf ſich vereinigen konnte.

So kamen die beiden ſich als Erben der Staufer Fühlenden überein, daß Alphons die erſtere, Friedrich von Thüringen die zweite zufallen ſolle. Zu wechſelſeitiger Unterſtützung ſchloſſen ſie ein Bündniß.

Einem noch einmal aus dem Grabe wiedererſtehenden Konradin glich der, welcher ſich Friedrich den Dritten von Sicilien und Apulien, König von Jeruſalem und Herzog von Schwaben benannte; jünger noch war er, als es ſein goldlockiger Vetter geweſen, er zählte erſt dreizehn Jahre. Doch ihm zujubelnd, begrüßte das deutſche Land den muthvollen Entſchluß des Knaben, zum Rächer Konradins an Karl von Anjou zu werden.

Das war die unerwartete Nachricht, die Manfrid von Temringen in Bologna feſthielt, aus dem er davongehn gewollt, ohne zu wiſſen, wohin. Zwecklos lag die Weiterdauer ſeines Lebens vor ihm; nach Landolfo Savellis dringendem Wunſch, ſollte er für immer im Hauſe des Waffenſchmiedes verbleiben. Dem hatte er bis jetzt willfahrt, und als es ihn dann doch mit einem inneren Trieb zum Weggang gedrängt, traf jene Kunde ein und hielt ihn auf's neu. Er erwartete die verheißene Ankunft des jungen Landgrafen, des Friedrichenkels;

auch das wußte er nicht, ob mit Hoffen oder Bangen. Oft überwog in ſeinem Gemüth das letztere; er glaubte nicht mehr an eine neue Morgenröthe. Die Staufer waren vergangen und Todtes nicht wieder zu beleben; im Geiſt ſah er das Schreckensvolle einer nochmaligen Wiederholung des Unterganges Manfredis und Konradins vor ſich. Und doch, ein Gedanke ließ ihm das Herz anders, in ungeſtümer Hoffnungserwartung klopfen, glühendes Begehren, nochmals mit dem Schwert gegen Karl von Anjou gen Süden zu ziehn.

Das Jahr verging jedoch, ohne den Angekündigten mit einem Heer zu bringen, dagegen mehrten ſich die Nachrichten vom Anwachſen der ſich wider Karl Verbündenden. Die Grafen von Savoyen und Montferrat, der Fürſt von Sardinien und der Herzog von Baiern hatten ſich angeſchloſſen; mit dem Kaiſer von Byzanz und ſogar dem Großmogul der Tartaren fanden Unterhandlungen ſtatt. Geſpannt, ſich bereitend, harrten die ghibelliniſchen Städte Italiens, vor allen Piſa, Siena und Pavia; durch Toscana, die Emilia und Lombardei gingen anſchwellende Wellen, die auf das Nahen einer Sturmflut hindeuteten. In Rom war Clemens der Vierte geſtorben, der Papſtthron ſtand leer, die Cardinäle konnten ſich nicht über eine Neuwahl einigen.

So öffnete ſich Manfrid von Temringen nochmals ein Feld zu reger Thätigkeit. Hierhin und dorthin ritt

er, die wachſende Bewegung in den oberitaliſchen Städten zu fördern, Streitkräfte für das Eintreffen des jungen Thüringers zu werben. Er fühlte ſich wieder friſcher belebt, noch einmal von der Hoffnung ſeines Jugenddranges beſeelt; faſt unvermerkt ging bei ſeiner eifrigen Wirkſamkeit die Zeit ihm hin, wieder um ein Jahr, in dem der Erwartete immer noch nicht kam. Schlimmes Zerwürfniß war im Elternhauſe deſſelben eingetreten, da der Landgraf Albrecht von heftiger Leidenſchaft zu Kunigunde von Eiſenberg, einem Hoffräulein ſeiner Gemahlin entzündet worden. Das führte Margarete dazu, ihn zu verlaſſen, von der Wartburg zu entfliehen; wenige Monate nachher ſtarb die Kaiſertochter zu Frankfurt. Ihre Söhne hatten ſchmerzerfüllt für ſie gegen den Vater und deſſen Geliebte Partei ergriffen; häusliche Wirrungen lähmten für geraume Zeit jeden Weiterſchritt der Pläne und Bereitungen des jungen Landgrafen.

Dann aber brachte der Herbſtbeginn des folgenden Jahres den Grafen Friedrich von Trifurt mit glanzvollem Geleit aus Deutſchland als Botſchafter und Bevollmächtigter des „Königs Friedrich des Dritten“ nach Verona. Nah bevorſtehend verkündete er die Ankunft des letzteren; wie Brauſen eines Frühlings fuhr es über den Norden Italiens. Als einer der erſten, die hinzueilten, ſich unter das neu emporgerichtete ghibel-

liniſche Banner zu reihen, erſchien Manfrid von Temringen in der alten Stadt Dietrichs von Bern.

Alles harrte, doch wiederum vergeblich; dann ward kund, der Aufbruch des Reichsheeres erfolge erſt im Frühling, der Winter ſei ſchon zu weit vorgerückt, ihm den Weg über die Alpen zu ermöglichen. Wieder ging die Sonne über ihren Wendepunkt, begann an den Berghängen im Norden Veronas den Schnee fortzuſchmelzen.

Da kam über die noch winterliche Poebene eine Nachricht. Am vierzehnten Märztag des neuen Jahres 1272 war in Bologna König Enzio nach dreiundzwanzigjähriger Gefangenſchaft durch den Tod vom Leben befreit worden. Seit Wochen hatte er das Herannahen ſeines Endes gefühlt, ohne Zweifel es herbeigewünſcht. Ruhig, in ſeinem Teſtament der Stadt Bologna das herbe Schickſal, das ſie ihm beſtimmt, vergebend, war er geſtorben:

Die nächſte Stunde nach dem Eintreffen der Botſchaft ſah Manfrid durch die Lombardei nach Süden reiten. Hier lag noch weite Schneedecke des ſtrengen Winters; wie ein Bahrtuch des ſtaufiſchen Hauſes bedünkte ſie ihn, ein Leichentuch, unter dem alle Hoffnungen auf ein nochmaliges Emporblühen deſſelben für immer beſtattet lagen. Sein noch einmal erwachter Glaube daran war erloſchen.

In Bologna fand er den Abgeſchiedenen in der Halle des Palazzo del Podeſtà auf einem mit koſtbaren Pelzen und Stoffen überbreiteten Prunklager zur Schau geſtellt. Unbehindert gelangte er hinein, alle Thore und Thüren ſtanden geöffnet, Keinem ward der Zutritt verweigert. Es war keine Gefahr mehr, daß der Gefangene entrinnen könne, der nur dem eignen Leid entflohen.

In einem Scharlachgewand lag der Todte, ein Diadem aus Gold und Silber, von Edelſteinen funkelnd, umkrönte ihm den Scheitel; in ſeine Hand war ein goldenes Scepter gelegt. Doch mit prangenderem Schmuck umfloß, immer noch ungebleicht, das Goldhaar ſein Haupt, bis zu den Schultern herab. Weißen Angeſichts, wie aus Marmor gebildet, lag er in wundervoller, beinah jugendlicher Schönheit, einem ruhvoll Schlafenden gleich. Alle Frauen und Mädchen umher weinten; Lucia da Viadagoli und Bianca de Grimaldi befanden ſich nicht unter ihnen. Beide waren ihm im Tode vorausgegangen, die letztere hatte aus leidenſchaftlicher Verzweiflung, ihn verrathen und ſeine Flucht vereitelt zu haben, ſchon ſeit Jahren ſelbſt ihrem Leben ein Ende geſetzt.

An dem Todtenbett ſtand Manfrid von Temringen dumpf betäubten Geiſtes und Gefühls. Nur ein Gedanke und ein Empfinden drangen ihm zum Bewußt-

werden durch: Der Letzte aller Staufer war hier in Nacht vergangen — wie anders hatte die Sonne ſeines Geſchlechts am Himmel geleuchtet, als er die auf ewig geſchloſſenen Augen zum erſten Mal in die Welt aufgeſchlagen. Lautlos kniete Manfrid nieder und drückte die Lippen auf die kalte Todtenhand des Kaiſerſohnes. Einen großen Abſchied nahm der ſtumme Kuß, nicht von dem Einen allein, von allen, deren Letzter er geweſen.

In königlicher Haft hatte Bologna ſeinen Gefangenen gehalten, und mit den Ehren eines Königs brachte es ihn zu Grabe. Die Stadt ordnete die Leichenfeier, für die ihr kein Aufwand zu hoch erſchien; faſt die ganze Bevölkerung nahm Antheil an dem Trauerzug, der den Todten nach der Kirche San Domenico brachte, in der er beigeſetzt zu werden gewünſcht; ein Gedenkmal mit ruhmreicher Inſchrift ward ihm dort errichtet. Wie alle Thurmglocken Bolognas hallend während der Feier ineinander wogten, war's Manfrid von Temringen einen Augenblick in verworrener Beſinnungsloſigkeit, als ſchreite er im Krönungszuge des Königs Manfredi durch die Straßen Palermos zur Kathedrale der Aſſunta dahin.

Hinter dem Sarge ging ſchwankenden Fußes der ſechzehnjährige Enzio Bentivoglio. Er ſollte der Begründer eines lang fortdauerndes Geſchlechtes werden, beſtimmt, um zwei Jahrhunderte ſpäter eine Herzogskrone von Bologna zu tragen.

* * *

Mit voller Berechtigung hatte Manfrid den Glauben an eine Wiederbelebung der ſtaufiſchen Schattenwelt aufgegeben. Nur ein Nebelgebild war's geweſen, Scheingeſtalt einer Wetterwolke annehmend und Karl von Anjou bedrohend; kein Blitz fuhr draus herab, und es zerrann zu weſenloſem Nichts. Das deutſche Heer blieb aus und ebenſo das von Caſtilien zugeſagte; daß Enzio kraft ſeines Erbrechts im Teſtament ſeinen Neffen Friedrich zum König von Sicilien und Alphons zum deutſchen König eingeſetzt, hatte als ein letzter Traum der Staufermacht ſie in den ewigen Schlaf hinübergeleitet. Vom Sturm lag der hundertjährige Rieſenbaum zerſchmettert und entwurzelt. Den Epigonen der „Sieben gegen Theben" war es einſt gelungen, rächend den Ruhm ihrer Väter neu zu beleben, doch den Nachgeborenen der großen ſchwäbiſchen Kaiſer hatte ihr Ringen um die Märchenkrone der Schlange des Südens den Untergang gebracht. Richard von Cornwallis auch jetzt zu den Todten legend, gebar zugleich die Zeit Neues aus ihrem Schooß. Ein Canonicus in Lyon, Tebaldo di Visconti ward zum Papſt erhoben, ſetzte ſich die weiße Tiara auf's Haupt, den Namen jenes Gregors annehmend, der einſt hohnvoll vom Söller zu Canoſſa auf den drunten im Büßerhemd von Schnee umſtarrten deutſchen Kaiſer Heinrich den Vierten hinabgeblickt hatte. Doch nicht allein den Namen trug Gregor der Zehnte,

auch das oberſte Lebenswerk jenes Vorweſers auf dem heiligen Stuhl, die Lähmung und Ertödtung deutſcher Geiſteskraft nahm er ſchleunig wieder in Angriff. Nur verfluchte er keinen Kaiſer, ſondern ſegnete einen. Er erkannte, daß er „den geliebteſten Sohn in Chriſto und Athleten der Kirche“ nicht ſicherer im Beſitz des Königreichs Sicilien behüten könne, als wenn er allem von Deutſchland her Drohenden mit einem Schlage ein Ende mache, an die Stelle eines Rächers Konradins dem Reich als Oberhaupt einen Gehülfen Karls von Anjou ſetze. Dazu fand er eine ebenſo geeignete als bereitwillige Perſönlichkeit, welche ihm von den geiſtlichen Kurfürſten „als unerſchrockenſter Vorkämpfer und Behüter des katholiſchen Glaubens“ empfohlen wurde, und Gregor ließ durch die Erzbiſchöfe von Mainz, Cöln und Trier den Landgrafen im Elſaß, Rudolph von Habsburg, zum römiſch-deutſchen König erwählen. Dieſer gelobte, als päpſtlicher Vaſall, feierlich, niemals an ſeinem Bruder in Chriſto, König Karl von Sicilien, für die Ermordung Konradins und die Hinmarterung der Kinder Manfredis Vergeltung üben zu wollen, und die deutſche Krone der Staufer trug für ein halbes Jahrtauſend — das Haus Habsburg.

Hand in Hand ging jetzt der deutſche Kaiſer mit dem bluttriefenden Räuber der ſiciliſchen Krone, und dem kühnen Wollen des jungen thüringer Landgrafen

war für immer ein Ende bereitet; nur den inhaltloſen Namen „Friedrich der Dritte“ hatte er eine Weile lang getragen. Einen anderen, ſonderbarer Art legte ſpätere Zeit ihm bei: „Friedrich mit der gebiſſenen Wange“, denn ſeine Mutter hatte ihm, als ſie von der Wartburg geflohen, bei der Trennung aus Schmerz ſolches Gedächtnißmal auf einer Wange hinterlaſſen. Doch auch „Friedrich den Freidigen“ — den Muthvollen — benannte man ihn; eine kampfbereite Natur, wie wenige in ſeiner von Kriegsgelärm hallenden Zeit, erzwang er ſich mit den Waffen von ſeinem Vater „Albrecht dem Ausgearteten“ — Albertus Degener — das ihm durch dieſen beeinträchtigte Erbrecht auf Thüringen zurück. Er ward Pfalzgraf von Sachſen und Markgraf von Meißen, einer der mächtigſten Reichsfürſten vom uralten Geſchlecht der Wettiner; ſeinem Enkel, einem wirklichen „Friedrich dem Dritten“, trug Tapferkeit, mit ſeltener Körperſchönheit vereint, den Namen „des Strengen und Freundholdigen“ ein. Als einer der Stammväter der ſpäteren „Erneſtiner“ und „Albertiner“ Linien aber vererbte Friedrich der Freidige durch ſeine Mutter Margarete allen ſächſiſchen Fürſtenhäuſern bis zum heutigen Tag einen Tropfen ſtaufiſchen Blutes fort.

* * *

An einem Auguſtmorgen nahm Manfrid von Temringen Abſchied von Landolfo Savelli, der ihn umſonſt länger zu halten ſuchte. Doch das italiſche Land bot ihm nichts mehr, als kalt anſchauernde Erinnerungen, und ein Verlangen trieb ihn davon, nach einem Wegziel. Es war eines, deſſen Erreichung und Anblick ſeine Trauer nicht mindern konnte, eher noch tiefer vermehren mußte, doch einem Grab- und Schlußſtein gleich, ſtand, ihn übermächtig heranziehend, das nie von ſeinen Augen Gewahrte ihm vor der Einbildungskraft. Wohin er weiter wolle, wußte er nicht; zwecklos und ſonnenlos lag der Reſt des Lebens vor ihm. Nur äußere Noth bedrohte ihn nicht, das ghibelliniſche Handelshaus in Fiorenza hatte ihm treulich die anvertraute Habe bewahrt; er beſaß genug, ſich als unabhängiger Mann in keinen Dienſt fügen zu müſſen.

Der Waffenſchmied begleitete ihn zu Roß eine Strecke bis vor Bologna gen Norden hinaus, dann trennten ſie ſich. Viel hatten beide zuſammen durchlebt, waren ſich im innerſten Gemüth zu Freunden geworden, der Abſchied fiel jedem ſchwer. Doch Landolfo ſprach zum letzten Handdruck: „Ich warte auf Euch, Ihr kehrt auch diesmal zurück; mein Haus iſt Eures. Daran gedenkt und daß Ihr noch ein Leben vor Euch habt, doch die Sonne meines Tages ſchräg ſteht. Im deutſchen Land findet Ihr keine Heimath mehr, nur hier harret

ſie Eurer mit offener Thür und freundeswarmem Herzen. Bleibt nicht zu lang aus, daß Ihr es noch wieder antrefft."

Nach Verona ritt Manfrid, dann auf ſchon öfter von ihm zurückgelegtem Weg gegen den Brennerpaß weiter. Ueberall warteten Erinnerungen auf ihn und blickten ihn ſeltſam an. Hier bei Trient war er, vom Sterbelager Kaiſer Konrads kommend, als Botſchafter Manfredis aus Oſten her durch die Schneeberge herabgebogen; dort hob ſich über die Dächer Bozens, von Baumwipfeln und Reben umgürtet, das Schloß des Grafen Meinhard von Tirol, wo Konradin und Friedrich von Baden im Erdgeſchoß am Schachzabel geſeſſen. Die Schneegipfel und Bergſchroffen, die Baumwipfel und Hauswände waren die gleichen geblieben; unberührt von den Schickſalen der Menſchen, von denen der größten und höchſten, dauerten ſie fort. Doch ihnen glich darin allerorten auch die Menge des Volks, die gleichgültig-unbekümmert das Gewaltige und Schöne vergehen und vernichten ſah. Jedem bildete ſein eignes Einzeldaſein das Wichtigſte; auf das, was ihm der Tag an Gewinn oder Verluſt, Glück, Sorge und Noth brachte, richtete ſich ſein Sinn und Trachten. Wie hätte es anders geſchehen können? Des Menſchenlebens Zwang war's — vielleicht auch ſeine beſte Schutzmitgift gegen das tauſendfältig wuchernde Aufſprießen der Trübſal auf der Erde.

Manfrid hatte den Vorſatz gefaßt, ſich um Vorlaß bei der ehmaligen Kaiſerin Eliſabeth, der jetzigen Gemahlin des Grafen Meinhard zu melden. Ihm erſchien's gegenwärtig eine Pflicht, die ihm als Augenzeugen des Todesganges Konradins obliege, ihr aus lebendem Munde die letzten Worte, die jener, ihr geltend, auf dem Blutgerüſt geſprochen, zu überbringen. Doch wie er Innsbruck erreichte, vernahm er, daß Eliſabeth von Baiern um wenige Tage zuvor geſtorben ſei.

Auch zu ſpät, das ſich immer wiederholende Wort. Aber vielleicht war auch dies gut und beſſer. Wozu hätte er den Schmerz einer Mutter neu belebt? Er fühlte, daß er die wahre Menſchenpflicht verkannt, gegen die höchſte, im Herzen gebietende damit gehandelt haben würde. Nicht Trauer wecken und mehren, zu ſorgen, daß ſie einſchlummere, ſich mit Vergeſſen überhülle, war die Aufgabe leidvollen Mitgefühls, das Einzige, womit die armen, ſchickſalsohnmächtigen Menſchen ſich in ihrer kurzen Zeitſpanne hülfreich zu ſtützen vermochten.

Hier war er, den Inn überſchreitend, abgebogen, nach der Burg Trausnitz zu ziehen und zwiſchen den Frühlingsfaltern die helle Stimme Conradinos zu vernehmen: „Sono il rè di Gerusalemme e il duca di Suevia.“ Im Ohr klang's ihm auf, daß er danach hinübergerufen: „Lern' auf deutſch, Konrad: Ich bin des Reiches Kaiſer und der König von Sicilien!“

Welch' ein Wahn — und umſonſt, den Tag für beſſere Warnung zurückzuwünſchen! Die Sonne war keine ſorglich hütende nonna für den Knaben im goldnen Haar geweſen. Seines Vaters fieberirrer Mund allein hatte die rechte Mahnung geſprochen: „Nicht hierher — laß ihn nicht hierher kommen!“

Manfrid wandte den Kopf den Bergen zu, ihm graute es wie vor dem Anblick eines Geſpenſtes, daß er die Thürme der Burg Trausnitz geiſterhaft aus der Weite über der bairiſchen Hochlandsebene auftauchend gewahren könne; ſeinem Pferde die Sporen einſchlagend, trieb er es haſtig vorwärts. An der von Heinrich dem Löwen vor einem Jahrhundert begründeten, anwachſenden Stadt München vorüber ritt er gen Ulm und die Donau kreuzend über die einſam-leere Hochfläche des herrenlos gewordenen Herzogthums Schwaben. Dann zwiſchen ſich öffnenden Bergwänden auf gewundenem Pfad abwärts in's reiche, ſonnige Filsthal.

Da hielt er an, eine Strecke weit vor den Mauern der kleinen Stadt Göppingen und ſah zum erſten Mal in der Ferne das Ziel vor ſich, nach dem es ihn aus Italien in's deutſche Land zurückgedrängt. Mit den Augen hatte er's nie bisher gewahrt, aber doch erkannte er es auf den erſten Blick, ein Bild, ſeiner Kindheit ſchon aus Beſchreibungen vertraut geweſen. Ueber weitgedehnten Waldflächen hob ſich ein einſamer Bergkegel

mit abgeflachtem Rücken, von dem eine hochgethürmte, ſtolze Burg herabſah; nah unter ihr auf der Niederdachung ſchimmerte eine kleine Kirche, mit Häuſern und Bäumen umgeben.

Das war der Hohenſtaufen, und der Hinüberſchauende wußte, drüben hinter dem Berge, von dieſem verdeckt, liege der alte Ort Büren, von dem vor mehr denn zwei Jahrhunderten Friedrich von Büren auf die Höhe hinaufgezogen ſei, ſich droben eine Burg zu erbauen. Dann war ſein Sohn, der erſte Friedrich von Staufen der Gemahl der Tochter Kaiſer Heinrichs des Vierten, dem er mit den Waffen treu gegen die Argliſt Roms gedient, und zum Herzog von Schwaben geworden. Dort oben hatte der Glanz des großen Geſchlechts begonnen, war ſeine weltüberhellende Sonne aufgegangen.

Der Reiter ſuchte ſich durch den Wald einen Weg zur Burg. Kein Kreuzzugweg war es, eher ein vollſter Gegenſatz zu ſolchem; aber ihm war's wie ein Zug nach einem heiligen Grabe.

Einen Tag des Gedächtniſſes der Todten beging Manfrid von Temringen. Vor dem Burgthor lange Stunden raſtend, belebte er alle, die von hier gekommen waren, noch einmal in ſeiner Bruſt, ließ ſeinem Geiſt ihren hohen ſtolzen Zug vorüberprangen und begrub ſie. Die vier Letzten von ihnen hatte er ſelbſt mit zu Grabe geleitet.

Einen Zugang in's Schloß ſuchte er nicht. Er fühlte, ſein Gemüth würde es nicht tragen, daß er durch die verödeten Räume hinſchreite, aus ihnen die geiſterhaften Stimmen der Vergangenheit um ſich aufklingen höre. Schweigſam lag die Burg da, auch herrenlos geworden, nur von einem Caſtellan und einigen Soldknechten bewacht. Mit dem Herzogthum Schwaben harrte ſie der Willkürverfügung des neuen „Pfaffenkönigs“. Der lange Kampf war entſchieden, der deutſche Freiheitsdrang des Geiſtes römiſcher Geiſtesknechtung unterlegen. Aber das deutſche Volk ſelbſt, Edle und Unedle, hatte es nicht anders gewollt und verdiente es nicht anders.

Lange ſaß Manfrid, mit dem Blick über das weite, ſchöne Land, die Thäler und Bergkuppen hingehend. Tauſendmal hatten an dieſen die Augen der Staufer gehangen; auch hier war Alles geblieben, wie ſie es einſt geſehen. Nur ſie ſelbſt waren daraus in die Nacht weggeſchwunden.

Als der Abend herankam, trat Manfrid noch in die kleine Kirche des Dorfes Hohenſtaufen. Ueber einer dem Schloſſe zugekehrten Seitenthür ſah ihm die Inſchrift entgegen: „Hic transibat Caesar, amor bonorum, terror malorum“. Dieſe Pforte hatte Friedrich Barbaroſſa täglich zum Anhören der Meſſe durchſchritten; er war, wie ſein ganzes Geſchlecht, kein Feind und

Austilger der Christenreligion gewesen, nur ein Behüter deutscher Vernunft und Selbständigkeit gegen die Geist und Gemüth für irdischen Gewinn unterjochende Herrschbegier Roms.

Die Sonne war niedergegangen; der einsame Besucher des Staufenberges hatte seine große Todtenfeier im Herzen gehalten, und er ritt wieder davon, in beginnende Mondnacht hinaus. Vor ihm stand noch ein zweites Wegziel, nach dem er bisher nicht Verlangen empfunden; jetzt aber war dies ihm doch erwacht. Nach Südwesten nahm er seine Richtung, dem Schwarzwald zu, den er auf dem alten Völkersteig des Kniebisrückens überquerte, dann auf bösem, „kniestoßendem" Pfad sein Roß in's Renchthal hinunterführte. Durch dieses ritt er abwärts, und wo es in die Rheinebene ausmündete, hielt er unter einer Hügelkuppe vor seiner Geburtsheimath an, der Burg Stauffenberg, die auch ein Staufer, der Sohn jenes Friedrich von Büren, der erste Herzog von Schwaben, erbaut.

Von nachmittägiger Sonne eines Septemberausgang-Tages angestrahlt, lag sie; das Laub der Bäume umher begann sich leise schon zu entfärben. Eine Ganerbenburg war's, seit zwei Jahrhunderten dem Geschlecht Derer von Temringen angehörig, auch Manfrid besaß ein Antheilsrecht an sie. Doch nur entferntere Verwandte von ihm, Vaterbrüder und Vettern lebten

in ihr; früh waren ſeine Eltern geſtorben und er ohne Geſchwiſter droben aufgewachſen. Nun hielt er unten am Rand der Berglehne und ſah hinauf.

Von hier war er einſt als Jüngling, faſt noch ein Knabe, eines inneren Dranges voll, in die Fremde hinausgezogen. Woher es ihm gekommen und wie's geſchehen, wußte er nicht, doch von der früheſten Kindheit hatte alles Denken und Begehren in ihm ſich mit verzehrender Sehnſucht nur auf die Staufer gerichtet, ihnen jedes Lied gegolten, das angeborene Sangesbegabung ihm ſchon auf die Knabenlippen gelegt; ihm allein, keinem ſonſt von den andern um ihn her. Und eines Tages war er, leichten Abſchieds, als Spielmann mit der Fiedel in's morgenrothe Licht davongewandert, Herzſchlag und Hoffnung mit ſich tragend, ein ſtaufiſcher Dienſtmann zu werden.

Nun kam er heim ſeit jenem Tag. Langſam ritt er zur Burg hinan, vor dem Thore traf er zwei ſeiner Oheime, die auf ſeinem Gruß höflich erwiederten, doch ihn anblickten, ohne ihn zu erkennen. Das gab ihm halb unbewußt ein, ſich ihnen mit einem fremden Namen zu benennen, und unter dieſem ſaß er den Abend mit ihnen am Tiſche, als ein umfahrender Ritter nach Pflichtbrauch bereitwillig zu Trunk und Unterkunft geladen. Auch von allen übrigen Burginſaſſen erkannte ihn keiner mehr; ſie hörten an, daß er im Dienſte der

Staufer und lange Jahre im Süden Italiens geweſen ſei, und was er ihnen berichtete, nahmen ſie als abſonderliche Neuigkeiten auf. Aber der Ausgang und Untergang des großen Geſchlechtes ließ ſie durchaus gleichgültig, die Meinung aller ging vielmehr dahin, nun habe beſſere Zeit für das Reich begonnen, da der Kaiſer Rudolph im Verein mit dem Papſt Gregor den Uebelſtänden des Interregnums ein Ende gemacht und, was beſonders noth thue, um die vielfach ſtörriſchen Knechte feſt in Zaum und Zügel zu halten, die Herrſchaft der Kirche wieder hoch aufrichte. Sehr verſtändig klang alles, was ſie äußerten, der Einſicht und Erkenntniß ihnen erwachſenden Nutzvortheils entſprießend; der Gaſt that einmal Erwähnung, daß er eines Tag's in Italien mit einem „Manfrid von Temringen" zuſammengetroffen ſei, und er fragte, ob dieſer etwa ihrer Erbburg mit angehört habe. Die Antwort lautete: Ja, ein junger Thor ſei's geweſen, der von früh auf die Staufer im Kopf getragen und gleich ihnen nach unvernünftigen Dingen und Zielen getrachtet. Das habe ihn thöricht dazu gebracht, in die Welt hinauszuziehn, niemals wiederzukehren, verſchollen, muthmaßlich ſeinem Unverſtand gemäß in der Fremde verdorben und geſtorben zu ſein; man höre heut' durch den Ritter zum erſten Mal von ihm.

Wenig Schlaf kam in der Nacht über Manfrid;

er hörte immer neben ſeinem Lager die Stimme Landolfo Savellis ſagen: „Im deutſchen Land findet Ihr keine Heimath mehr, nur hier harret ſie Eurer mit offener Thür und freundeswarmem Herzen.“ Als der Morgen angebrochen, rüſtete er ſein Pferd, nahm, für die gaſtliche Aufnahme dankend, Abſchied von ſeinen Verwandten und ritt unerkannt aus ſeiner Väterburg davon, durch den Wald hinunter auf das Dorf Nußbach zu.

Da leuchtete ihm einmal ein wenig ſeitab vom Weg etwas entgegen, auf dem ſein Blick haften blieb. Eine Garbe von Sonnenſtrahlen fiel durch eine Lücke des Laubdachs auf einen grün ummooſten Baumſtumpf, aber vor der Einbildung konnte ſich's geſtalten, als ſitze dort jemand mit lang niederfallendem, wie Gold leuchtendem Haar. Die Stelle war's, wo nach der alten Geſchlechtsſage der Stauffenberger Ritter Peter von Temringen, nachdem er unverſehrt vom Kreuzzug heimgekommen, die ſchöne Wunſchfrau im Wald angetroffen, die ihm auf ſeine Frage erwiedert hatte, daß ſie, wo immer er im fremden Land verweilt, bei jeder ihn bedrohenden Gefahr als Schutz unſichtbar neben ihm geweſen, ſo daß er mit Leib und Leben in ſeine Heimath wiedergekehrt ſei.

Ueber Manfrid kam's plötzlich, daß er abſtieg und ſich auf den Baumſtamm ſetzte. Eine Weile überfloß

ihn die warme Sonnengarbe, dann wich sie mählich von ihm, doch ihr goldner Streifen verlor sich nicht, sondern zog in einem Halbkreis um ihn her. Verwundert und ungeduldig schnob sein Pferd manchmal nach ihm hinüber, aber er regte sich nicht, nur seine Augen folgten der langsam weiterrückenden Strahlengarbe nach. Tiefe Waldstille lag rundum; es klang kein Vogelgesang mehr, das Schweigen aller Stimmen redete stumm, linder Herbstbeginn sei's, nicht Frühling. Lange Stunden saß Manfrid, nicht wachen Bewußtseins und nicht von Schlaf erfaßt; ein Zustand zwischen beidem hielt ihn, darin er nicht dachte, nur ein Gefühl in ihm war, daß er, von unendlich langem Weg tödtlich ermüdet und unfähig weiter zu gehen, hier sitze. Vor den geöffneten Lidern sah er den Goldstreifen, doch er konnte sich nicht sagen, ob in Tageswirklichkeit oder in einem Traum; nur wuchs immer stärker eine Sehnsucht in ihm, jener möge noch einmal zu seinem Schattensitz herankommen, ihn überfließen und erwärmen. Das that der goldene Glanzstreifen nicht, aber er entfernte sich auch nicht mehr, blieb immer gleich unweit von ihm, sonderbar ihn im langsamen Weiterschritt umkreisend.

Dann hob Manfrid einmal, zum Bewußtwerden auffahrend, den Kopf. Ihn fröstelte; die Sonne war lange durch die Mittagshöhe gegangen, neigte sich schon

ſchräg abwärts. Er ſah mit einem traumhaft glänzenden Blick um ſich und erkannte, daß er den Tag an der Stelle verbracht, die ihm in der Kindheit gedeutet worden, an ihr ſei die goldlockige Wunſchfrau ſeinem Ahnherrn erſchienen. Kurz ſtand er noch, beſtieg dann ſein Roß und lenkte es durch den Wald hinab. Aber er hielt nicht in Nußbach an, wie er's in der Frühe gewollt, ſondern ritt in's Rheinthal hinaus und in dieſem gegen Norden weiter.

* * *

Und nun an einem Octobertag ging Manfrid von Temringen durch die mit Menſchen erfüllten Straßen der Reichsſtadt Frankfurt. Sonnenlind war's, zwiſchen den Häuſern, über denen der blaue Himmel lag, konnte man glauben, draußen grüne der Frühling. Doch keine Spielmannsfiedel jubelte der Ankunft des „viel wonniglichen Maien" zu; dem Ende entgegen ging die freudige Herrſchaft des Sommers, und der Menſchenfeind und -Schädiger, der Winter, drohte ſeinen Einzug heran.

Hier in der Mitte der breiten Zeile hatten tauſend begeiſterte Lippen zu plötzlich auffunkelnden Schwertklingen wie Donnergetoſe den Ruf Manfrids: „Hie Waiblingen!" wiederholt. Jetzt ſcholl es von keinem Mund, und keiner wäre in den Ruf eingefallen. Es gab keine Waiblinger mehr im Reich, und als einen

von Irrwahn Befallenen hätten die Bürger Frankfurts den angesehen, der laut das Gedächtniß an jene aufgeweckt. Auch ein Grab, gleichgültig vom immer neuen Tagesleben überwimmelt. Die Menschen vergaßen schnell, was ihnen keinen Nutzen mehr verhieß.

War er deshalb hierher gekommen, um das mit Augen und Ohren zu erfahren? Seit Langem wußte er's, überall waren sie von gleicher Art, im deutschen Land, wie im italischen. Rainold von Urßlingen kannte sie gut und hatte gesagt: „Crede experto, semper idem genus. Ueber den Bergen drüben wird's auch nicht anders Brauch sein."

Auch die Stauffenberger trugen richtige Vernunftmitgift im Kopf: Ein Thor sei ihr verschollener Geschlechtsangehöriger Manfrid von Temringen gewesen.

In dieser Stunde empfand er selbst es deutlich. Thorheit hatte ihn verleitet, etwas zu thun, was er nicht gewollt — Bethörung, die aus dem goldenen Sonnenstreifen in der Waldstille über ihn gerathen. Von einer Traumversunkenheit dort der Vernunft und des Willens beraubt, war er hierher geritten, auch hier vor einem Grabe zu stehen.

Doch da es so geschehen, suchte er danach, durch die Straßen fortschreitend. Er ging nicht allein, ein ganzes Geleit umgab ihn; unsichtbar zwar, aber er hörte neben sich die Fußtritte einer Schaar von Kindern,

und über dieſen lachte die Stimme Graziella Bubolinos: „Sind meine Kinder nicht wunderhübſch? Als Ihr fortgingt, glaube ich, fing ich zu weinen an; wenn ich dran gedenke, muß ich lachen. Ich war ſelbſt noch ein Kind damals, das ein Spielzeug nicht hergeben wollte. Aber wie ich dann meinen marito zum erſten Mal ſah da ſagte ich gleich: Ihn oder Keinen ſonſt!“

Wort für Wort hatte es ſich dem Gedächtniß Manfrids eingeprägt, ihn oft, der Inſchrift eines Gruftmals gleich, angeblickt, daß er ſie ableſen mußte, und ſo füllte der Klang ihm jetzt das Ohr. Ja, mit ergrauendem Haar noch ein junger ſinnloſer Thor, ging er hier.

So ſonnengoldig lag der Himmel über der Stadt, daß ſelbſt in die engen Gaſſen ein Abglanz, wie der eines Frühlingstags herabfiel. Doch nur die Lichtfreudigkeit eines ſolchen, nicht die Wärme. Die herbſtliche Nachtkühle ließ ſich nicht mehr zwiſchen den Mauern verſcheuchen; zu einem Froſtgefühl ſich auf die Bruſt legend, kündete ſie das Anrücken des Winters.

Und zugleich auch die Nähe eines Grabes, denn da hob dies ſich vor dem Umhergewanderten empor, aus Steinen zu einem Bau erhöht, wie die Burg auf dem Hohenſtaufen. Nur bildete die letztere das Todtendenkmal eines Kaiſergeſchlechtes, und das Haus hier war nur die Grabſtätte eines kleinen Einzellebens, das noch ge-

blieben, eines jungen Maienblüthentraums, der lange überall in der Weite heimlich die Bruſt Manfrids mit Sonnenglanz, Wärme und Duft, Sehnſucht und Hoffnung erfüllt gehabt und nun herbſtlich vergangen war. Vergangen durch ſeine eigne Schuld, ſeine Knabenthorheit, die, nach einem Wahn trachtend, das ſchöne Traumgebild, das Glück des Lebens nur im Herzen mit ſich getragen, ſtatt es mit der Hand zu faſſen und zu halten. Die Stauffenberger hatten die richtige Bezeichnung für ihn geſprochen und Landolfo Savelli bitter wahr geredet: „Im deutſchen Land findet Ihr keine Heimath mehr.“

Er ſtand und blickte ſtumm nach einem Kranichbild über der Thür eines Hauſes empor, vor dem er den Fuß angehalten. Auch das war unverändert geblieben; zugleich wie ſeit geſtern erſt und wie aus einem andern Leben her ſah es ihm entgegen. Denn als ob er's eben geſprochen, kamen ihm die Worte zurück, mit denen er das Bild begrüßt hatte:

„Sein Fittich kündet guten Hort;
Er ziehet wie ich von Süd gen Nord,
Ich ziehe wie er von Nord gen Süd,
Wo immer die ſchwäbiſche Lilie blüht.“

Sie prangte nirgendwo mehr, lag verwelkt und zertreten auf blutigen Feldern im Süden, und mit ihr abgeblüht war ſein Leben.

Die Gaſſe war menſchenleer, eine Weile ſtand er,

von irr übereinander wogenden Gedanken und Empfindungen durchſchauert. Dann wandte er ſich plötzlich zum Fortgang um. Die Thür unter dem Kranich bewegte und öffnete ſich; er erſchrak, zu ſehen, was heut' aus dem Hauſe hervorkomme. So ſetzte er ſchnell den Fuß vor, doch da erklang eine Frage hinter ihm: „Wollt Ihr nicht eintreten?“

Gleich einem Schlag durchfuhr's ihn vom Haupt zur Sohle, daß er, ſtockendem Athemzugs, regungsunfähig ſich nicht zu kehren vermochte. Dann hatte er's ohne Wiſſen gethan, und vor ihm hob ſich eine weibliche Geſtalt, der goldlichtes Haar wie Sonnenſtrahlen das Angeſicht umſchloß. Mehr gewahrte er kaum, aber kein Zweifel blieb, es war die Tochter Fridulfs zum Kranich.

Sein Mund brachte kein Wort hervor, ſo daß ſie wiederholte: „Ich ſah Euch draußen ſtehn; wollt Ihr nicht eintreten?“

Nun fand er mit Anſtrengung Worte: „Ihr ſaht — und Ihr erkanntet mich?“

Sie entgegnete: „Warum ſollt' ich Euch nicht erkennen? Ihr zeigt, daß Ihr doch mich erkennt.“

Er folgte ihr, wieder verſtummt, durch die Thür; auf dem Flur überkam's ihn plötzlich mit einer Sinnestäuſchung, als lägen gleich zwei weißen Linnenſtreifen Mondſtrahlen über dem Boden. Die Treppe hinan

führte ſie ihn in ein ſonnenhelles Gemach; ſtill und leer erſchien das Haus. Ob ſie's ihm als Antwort oder von ſelbſt geſprochen, wußte er nicht: Ihr Vater war geſtorben und ihre Brüder bewohnten in anderen Theilen der Stadt vortheilhafter für ihren Handelbetrieb gelegene Häuſer.

Nun ſaßen ſie ſich redend gegenüber. Faſt zwei Jahrzehnte waren vergangen, Eckwinde mußte in der Mitte der dreißiger Jahre ſtehen, doch ihr Antlitz trug kaum Zeichen davon. Wohl war es nicht mehr das einer aufblühenden Jungfrau, aus den Augen der heitre Kinderfrohſinn weggeſchwunden, und im Lichtauffall durchzog manchmal ein ganz leichter Schattenſtrich die Stirn. Aber er ſprach nicht von herannahendem Alter, nur ernſteren Ausdruck lieh er den noch jugendlich weichen Geſichtszügen; eine ſtille Lieblichkeit, wie ein Aufſchimmern inneren Gemüths lag in ihnen. Als ein Bild eines leiſe verſchleierten ſchönen Sonnenmittags, der aus roſigem Morgenlicht hervorgegangen, ſaß ſie da; das Kind jenes Tages blickte noch aus der zur Lebensmitte vorgeſchrittenen Frauengeſtalt an. Und in reicher Fülle ſchmiegte ſich um ihr Angeſicht das wunderſame Haar, ganz dem der letzten Staufer gleichend.

Manfrid redete jetzt haſtig, mit dem Klang der Worte ſuchte er ſeine Gedanken, die ihm die Bruſt durchſchwellende bittere Qual zu betäuben. Zur Sinn-

verlorenheit hatte ſich ſeiner Thorheit Abſchluß geſteigert, daß er ihr hierher in's Haus nachgefolgt war; er wollte fort, im Gefühl lag's ihm ſchreckhaft, lachende Kinderſtimmen, laufende und trippelnde Fußtritte würden draußen herantönen, ſein Ohr vernahm ſie ſchon in einem noch verworrenen Klang von drunten ſich nahen. Doch einem Knaben gleich wußte er nicht vom Sitz aufzuſtehen und Abſchied zu nehmen, mußte darauf warten, daß ihm ein Zeichen bedeute, er bleibe zu lange und möge gehen. Und mit Knabenungeſchicklichkeit ſtockte ihm nun auch einmal die Zunge, die eine Anrede an die vor ihm Sitzende richten gewollt, daß er verwirrt abbrach: „Ich weiß nicht — wie ſpreche ich zu Euch?“

Sichtlich verſtand ſie ihn nicht, und er fügte raſch nach: „Mit Eurem Namen, meine ich.“

Sie ſah ihn an, und eine leiſe Trauer durchklang ihre Antwort: „Habt Ihr vergeſſen, daß ich Eckwinde heiße?“

Haſtig fiel er ein: „Nein, wie Euer —“

Doch er drängte das Wort Gatte oder Gemahl zurück und ergänzte: „Ich weiß nicht, wie Euer Geſchlechtsname ſich verändert hat.“

Daraus ging ihr ein Verſtändniß auf, und ſie entgegnete: „Iſt's Euch geſagt worden? Ich nenne mich wieder Eckwinde Hartmuot.“

„So nannte auch Euer Vater ſich vordem.“

Mit einem Ausdruck der Verwunderung erwiederte ſie: „Ja, erinnert Ihr Euch daran? Warum befremdet's Euch?“

Nun entflog's ihm: „Daß Euer Gemahl den gleichen Namen trägt —“

Eine Bewegung vor ihm ließ ihn nicht weiter ſprechen. Eckwinde war aufgeſtanden und trat, ſich abwendend, an's Fenſter. Dort blieb ſie kurz ſtehen, als blicke ſie nach etwas hinaus, dann kehrte ſie ſich zurück und ſagte: „Ich habe unſern alten Namen, den ich als Kind trug, wieder gewählt; er ſteht einem Weibe beſſer an, als der nach dem Bild des Hauſes.“

Was hatten die Worte kundgegeben? Manfrid war's plötzlich, als ob die Wände des Gemach's ſich im Kreiſe zu drehen begönnen, ein Schwindel betäubte ihm die Sinne, er legte die Hand über die Augen. Zum erſten Mal verließ ihn das große Trauergefühl der Vergangenheit, wie ein kaltumſtarrender Schatten, den jählings einfallende Sonnenſtrahlen zu Sommerwärme umgewandelt, ſchwand es von ihm ab. Ein krampfhaft aufbrechendes Schluchzen ſeiner Bruſt durchrüttelte ihm den Körper, dann rang ſie nach einem unendlich tiefen Athemzug auf, und er zog die Hand vom Geſicht fort. Ruhig wieder um ihn in der Sonnenhelle des Mittags ſtanden die Wände, nur über die Züge Eckwindes war's

mit einem Schreck gekommen, und ſie fragte: „Was iſt Euch? Fühlt Ihr Euch unwohl?“

„Nein“ — er ſchlug den Blick zu ihren Augen auf — „ſo wohl wie noch nie in meinem Leben — wie ſeit dem Tage nicht, als ich —“

Er hielt kurz an, ehe er fortfuhr: „Lang' iſt's her, Frühling war's und nun beginnt der Herbſt. Und nicht die Sonne ſchien, als ich von hier ging, ſondern im Mondlicht ſchied' ich aus dem Hauſe.“

Seine Stimme klang anders, als bisher, das Beklommene, die knabenhafte Unſicherheit war daraus gewichen, der Anflug eines Lächelns um die Lippen begleitete ſie. Seltſam aber ſchien er jetzt ſeine Sinnbefangenheit an Eckwinde vertauſcht zu haben; ihr Blick wich an dem ſeinigen vorbei, ſie entgegnete, das von ihm Geſagte beſtätigend: „Ja, der Herbſt iſt gekommen —“

Dann ſetzte ſie eilig hinzu: „Ich will Euch nicht länger halten. Ihr werdet Wichtiges in der Stadt zu ſchaffen haben.“

Das gab ihm deutlich das vorher von ihm abgewartete Zeichen, er möge fortgehen. Doch nun ſchien er's nicht zu verſtehen, denn er blieb, obwohl er verſetzte: „Ja, das Wichtigſte, was mein Leben noch zu ſchaffen hat. Ich kam nicht nach Frankfurt, in Euer Haus einzutreten, nur es noch einmal zu gewahren, ſuchte ich ſeine Straße auf. Daß Ihr mich wieder

erkennen würdet, falls Euer Blick auf mich fiele, dachte ich nicht, ſonſt hätte ich nicht drunten angehalten. Doch da es ſo geſchehen und Ihr mir den Eintritt verſtattet habt, vergönnt mir auch, noch zu bleiben. Ihr habt ja nicht Pflichten des Hauſes für andere obzuliegen, daß ich Euch Naheſtehenden Abbruch thäte."

In das Letzte fiel ſie ein: „Das nicht — Euch wollt' ich nicht von Wichtigem zurückhalten, Ihr ſagtet's, daß es Euch nach Frankfurt geführt. Verzeihet, ich war unbedacht, als ich Euch drunten ſah, und ich hätte Euch nicht Zwang der Höflichkeit auferlegen ſollen, zu thun, was Ihr nicht im Sinn trugt."

Manfrid erwiederte halb vor ſich hin: „Wie weckt Euer Haus mir Erinnerung auf. Wißt Ihr noch, daß ich ein Lied in jener Mondnacht ſang:

„So lang noch grüne Triebe
Am Staufenbaum —"

Es ſind keine mehr, der letzte iſt verdorrt und abgefallen. Das werdet Ihr auch wiſſen."

Sie antwortete raſch: „Ja, der letzte war König Enzio. Er ſtarb im März dieſes Jahres."

„Und October iſt's geworden, bis ich von ſeinem Todtenbett in Bologna nach Deutſchland zurückgekommen. So weit war der Weg nicht, daß er ſo langer Zeit bedurft hätte. Aber mir bangte vor einer anderen Todtenſtatt, das lähmte mir die Kraft und den Muth

zur Heimkehr. Doch nun bin ich gekommen und habe ſie aufgeſucht."

Vom Hohenſtaufen fuhr er fort, zu reden, der großen Grabesfeier, die er dort gehalten, und zurückgehend ſprach er weiter von allem, was faſt zwanzig Jahre hindurch ſein Leben erfüllt gehabt. Kurz führte er die Zuhörende überallhin mit ſich; ſie ſaß lautlos, doch es ſchimmerte ihr an den Wimpern, und die Schilderung vom Ausgang Manfredis und Konradins ließ ihr Thränen auf den Schooß fallen. Als er innehielt, ſagte ſie leiſe: „Ihr habt Ungeheures erlebt, das Keinem wie Euch das Herz zermartern gemußt, denn das Eurige trägt ja ſelbſt ſtaufiſches Abkunftsblut in ſich."

Lächelnd verſetzte er: „Ob es nur die Märe ſpricht, oder ob es Wahrheit iſt, ich weiß es nicht. Es weiß Keiner mehr heute, was ehemals geſchehn, und mein Herz iſt das gleiche, wie es geſchehen ſein mag. Heute aber trauert es nicht, denn es iſt an kein Grab gekommen —"

Er brach ab und fuhr ernſten Tones fort: „Ja, ein langer, langer Weg hierher zurück war's ſeit jener Mondnacht und, Ihr ſagt's, das Ungeheuerſte, das ein Menſch erleben kann, ſtand an ſeinem Rande. Ihr aber habt während ſeiner Schrecken immer ſtill zwiſchen dieſen Wänden verweilt — laſſet mich auch von Euch

reden — einſam ſeit Eurer Eltern Hingang, Tag um Tag bis zu dieſer Stunde. Warum bliebt Ihr allein? Warum habt Ihr Euch nicht vermählt?“

Eine unvorgeſehene Frage war's, die jäh eine Röthe über die Wangen Eckwindes ſchlug. Verwirrt, halb ſtotternd antwortete ſie, ſich widerſprechend: „Es hat niemand — Ihr fragt wunderlich — allein zu leben, dünkte mich beſſer, als mit Denen, die um mich warben. So dachte ich in der Jugend, und nun bin ich alt geworden.“

Doch, wie in der Nacht, als er im Mondlicht auf dem Flur von ihr Abſchied genommen, griff jetzt Manfrid plötzlich nach ihrer Hand. „Will Dein Mund mir nicht ſprechen, ſo ſage ich Dir's, Du bliebſt allein, weil Dir zu viel an Fürſorge oblag, die Du auf Dich genommen, Fürſorge bei Tag und Nacht, mich zu behüten. Unſichtbar thateſt Du's, aber dennoch gewahrte ich Dich, mein Herz ſprach's mir. Du blendeteſt im Friesland mit Deinem Goldhaar den Ritter des Holländers, und fehl traf ſeiner Lanze Stoß an mir vorbei. Du lenkteſt bei Benevento die Augen des Urßlingers, daß ihr Blick auf mich fiel, und entwandeſt dem Tod aus der Hand, was er ſchon gefaßt hielt. Du warſt es, die mir das Herbſte anthat, im Wald vor Aſtura mein Roß aufſcheuen, mich beſinnungslos herabſchleudern ließ, daß ich nicht mit in Karl von Anjou's Mörderhand falle.

Immer warſt Du es, tauſendmal, wo Gefahr mich umdrohte. Denn Du hatteſt geſagt: „Ich will bei Dir ſein, wann Du an mich gedenkſt“, und was auch übermächtig mich bis heut' von Dir fern hielt, immer gedachte mein Herzſchlag an Dich.“

Das Roth war vom Antlitz Eckwinde Hartmuots abgefallen, todtenbleich erblaßt ſtand ſie, unmächtig mit der freien Hand ſich ſtützend. Ein Zittern ihres Körpers und ein ſchweres Aufringen ihrer Bruſt antwortete: „Ja, immer war ich bei Dir“, doch von den Lippen kam's ihr tonlos: „Wären die Staufer hingegangen, ehe ich ſo alt geworden.“

Das war ein ſeltſames, frevelhaft klingendes Wort; es verſtummte, und lautloſes Schweigen lag im Gemach. Doch Manfrid von Temringen empfand keinen Frevel darin; eine unhemmbar hervorgebrochene Klage war's geweſen, mit der des heutigen Tages lebendiger Herzſchlag über die Todten hin nach ſeinem Recht verlangt, und eine Antwort hatte ſie geſprochen, die in dieſem Augenblick in dem Hörer alles Gedenken an die Staufer auslöſchte. Zugleich aber auch erfaßte er erſt, weshalb Eckwinde nicht gewollt, daß er länger bleiben ſolle, ihn wieder zum Fortgang gedrängt habe. Mit ſehnſuchtsvoller Liebe hatte ſie unausdenkbare Zeit hindurch auf ſeine Rückkehr geharrt, war, als ſie ihn draußen erblickt, von Uebermacht getrieben, ihm entgegengeeilt. Doch

zur Beſinnung zurückgelangt, wähnte ſie ſich jetzt zu alt für ihn, und die Stunde, die endlich ihrem Hoffen Erfüllung gebracht, erfüllte ſie mit Hoffnungsloſigkeit.

Und ſo mädchenhaft-jungfräulich, ſo jugendlich ſchön noch, ein Bild freudigen Sommers ſtand ſie vor ihm in ihrem Wahn, daß es ihn zum erſten Mal wie mit einem Todesſchauer durchgrauſte, er habe hundert Mal ſein Leben für die Hoheit und den Glanz des Staufergeſchlechtes eingeſetzt und nur blindes Glück ihn bewahrt, um ihretwillen nicht die Krone ſeines eignen Lebens zu verlieren. Schreck und Reue drückten ihn gewaltſam auf die Knie nieder, er ergriff ihre beiden warmen Hände, preßte ſein Geſicht hinein und ſagte aufſchluchzend: „Vergieb mir, was ich Dir gethan!“

Und doch, befreiend ſchlug's ihm das Herz, ſeine Liebe war der ihrigen nicht unwerth. So hatte ſie immer vor ihm geſtanden — am hellſten ſah er ſie ſo vor dem Blick auf dem Eisfeld von Medemlik, als ihm kein Zweifel bleiben gekonnt, die Sonne der nächſten Stunde finde ihn nicht mehr unter den Lebenden. Da hatte er gefühlt und gewußt, ſie werde ſein letzter Gedanke, ihr Bild das Letzte von allem vor ſeinen Augen ſein. Und als das Wunder geſchehen, daß der unabwendbar geglaubte Tod jäh vor ihm den aufgehobenen Arm niedergeſenkt, da hatte er ein Gedächtniß der Stunde mitgenommen, es einſt Eckwinde zu bringen.

Daran gedachte er jetzt und aufſpringend zog er das Stückchen von dem zerſchmetterten Goldadler König Wilhelms hervor, drückte es in ihre Hand und ſprach mit ſelig-trunkener Stimme: „Du war'ſt nicht Graziella Savelli — Djurre Hajungas Liebe war in Dir —"

Das verſtand ſie nicht, doch ihr Antlitz war wieder roth aufgeblüht, und was er haſtig nachfügte, bedurfte keiner Erläuterung. „Du Junge — bin ich Dir denn nicht zu alt und grau geworden?"

Sie antwortete nichts, aber ihre Augen blickten weitoffen und ſtrahlend in die ſeinigen hinein. Da hatte er lang Verlorenes wieder gefunden, wie ein Knabenlachen flog's ihm vom Mund und er rief: „Es iſt nicht Mondlicht, doch heut' mag's auch die Sonne ſehen!" Und ſchnell ſeine Hände um ihre Wangen legend, bog er ſanft ihr Geſicht gegen ſeines heran und küßte ſie auf die Lippen. Noch andres, das ihm auch fremd geworden, kehrte helljubelnden Klanges auf ſeine Lippen zurück. Leuchtenden Blick tauchte er in den ihrigen —

„Gedenkſt Du daran?

Nicht muß den Blick ich wenden —
Ich faſſe Dich zu Händen,
Da nun der Mai beginnt,
Uns Wonne viel zu bringen —
Nun darf mein Herz erklingen,
Es darf mein Arm ſich ſchlingen
Um Dich, Du Sonnenkind!"

— — —

Das Glück des Einzelnen war's, das Recht der Lebendigen, über Gräbern ſich wieder zum ſchönen Licht aufhebend, wie der Frühling aus zergehendem Winterſchnee: die leuchtendſte Märchenkrone der Erde, die reich auch den Staufern zu theil geworden, die Liebe. Des kleinen Bürgerhauſes Engniß dehnte ſie zum weiten Reich, umkränzte die Scheitel drin mit einem Blüthendiadem, höher an Werth, als das von Königen und Kaiſern. Ihr ſtolzer Sonnenflug war beendet, vom Gemeinen herabgezogen, und ihr Gedächtniß umhüllte die Nachwelt mit unverwelklichem Trauerkranz. Doch unvergänglich immer auch bleibt die Gegenwart, des kleinen, flüchtigen Einzellebens angeborenes Recht, das Begehren des Herzens nach ſtiller Lebensſchönheit, Freude und Glück.

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn,"

und vergangen iſt auch das Werk und das Blut der Staufer bis zum heutigen Tage nicht. Jenes wirkt, Geiſter erhellend und entzündend, weiter, und Tropfen ihres Blutes haben ſich in Manchem forterhalten, ohne daß er es ahnt. Möchte es den alten Herzſchlag der Ahnherrn wieder beleben!

Dem Reiche thät's noth.

Stammtafel

der

Hohenſtaufer.

Friedrich

Friedrich I., Herzog
Gemahlin, Agnes, T

Friedrich II., Herzog von Schwaben. † 11
Gemahlin, Judith, Tochter Herzogs Hein
des Schwarzen von Baiern.

Kaiser Friedrich I., Barbaroſſa. † 1190. Konrad, Pfalzgraf zu
Gem. Adelheid, Tochter des Markgrafen Dietbald von Vohburg.
Gem. Beatrix, Tochter des Grafen Reinold von Burgund.

Kaiser Heinrich VI., † 1197. Friedrich V., Herzog Konrad,
Gem. Conſtantia, Tochter Königs v. Schwaben. † 1191. v. Fr
Roger von Sicilien.

Kaiser Friedrich II. † 1250.
Gem. Conſtantia von Aragon.
Gem. Jolanta, Tochter des Titularkönigs Johann (von Brienne) von Je
Gem. Eliſabeth, Tochter des Königs Johann von England.

Heinrich (deutſcher König). † 1242. Kaiser Konrad IV. † 1254. Heinrich. †
Gem. Margarete, Tochter des Her- Gem. Eliſabeth, Tochter des
zog Leopold von Oeſterreich. Herzogs Otto von Baiern.

Friedrich, Herzog von Oeſterreich. † 1253.

Konradin. † 1268.

Landgraf Friedrich (III.) mit der gebiſſenen Wange von Thüringen. † 1324.

n Büren.

n Schwaben † 1105.
ʒter Kaiſer Heinrichs IV.

7. Kaiſer Konrad III. † 1152.
h Gemahlin, Gertrud, Tochter des Grafen Berengar von Sulzbach.

hein. Heinrich. † 1150. Friedrich (von Rothenburg) † 1167.

---

rzog Otto, Graf König Philipp von Schwaben. † 1208.
ken. v. Burgund. Gem. Irene, Tochter des Kaiſers Iſaak Angelos von Byzanz.

Beatrix, Gemahlin Kaiſer Ottos IV.
Beatrix, Gemahlin Königs Fernando III. von Caſtilien.

jalem.

König Alphons X. von Caſtilien. Römiſcher König.

---

53. Margarete. † 1270. Gem. des Landgrafen Albrecht des Entartetenen von Thüringen.
König Enzio. † 1272.
König Manfredi. † 1266. Gem. Beatrix, Tochter des Markgrafen Amadeus von Savoyen. Gem. Helena, Tochter des Fürſten Michaelis von Epirus.

ɔeinrich. Dietrich. (Diezmann.)
Coſtanza. Gemahlin des Königs Pedro III. von Aragon und Sicilien.
Beatrice. Gemahlin des Markgrafen Manfredi von Saluzzo.
Enrico † 1318.
Federico, Azellino † 130?

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

Digitized by Google

265

Digitized by Google

32101 068391703

Digitized by Google